Akademische Vorträge

von

J. von Döllinger.

Erster Band.

Zweite Auflage.

München.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
1890.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort zur ersten Auflage.

Einem Wunsche entsprechend, welcher oft und von verschiedenen Seiten an mich gerichtet worden ist, habe ich mich entschlossen, eine Anzahl Vorträge, welche ich theils als Mitglied und Vorstand der K. bayerischen Akademie der Wissenschaften, theils als Rector der Universität München gehalten habe, in zwei Bänden gesammelt herauszugeben. Die im vorliegenden ersten Bande enthaltenen zwölf Vorträge sind sämmtlich in den Festsitzungen der Akademie, welche jährlich zweimal stattfinden, gehalten worden. Zu diesen Sitzungen pflegt sich, neben den Mitgliedern der Akademie, eine nach Geschlecht, Rang und Bildung sehr verschiedene Gesellschaft einzufinden: somit war mir die Aufgabe gestellt, vor allem solche Stoffe auszuwählen und so dieselben zu behandeln, daß sie nicht nur die Aufmerksamkeit eines auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Gelehrten-Vereins zu beschäftigen geeignet seien, sondern daß das Gebotene zugleich dem weiteren Kreise der Gebildeten verständlich, anziehend und lehrreich erscheine. Uebrigens wird der Leser schon aus dem Umfang der einzelnen hier vereinigten Stücke erkennen, daß die meisten entweder nur auszugs-

weise vorgetragen werden konnten oder erst nachträglich erweitert und vervollständigt worden sind. Am Eingang jedes Vortrags ist bemerkt, ob und wo derselbe schon früher gedruckt war. Für die vorliegende Sammlung habe ich mich auf Aenderungen von geringem Belang beschränkt, so daß die Vorträge durchweg das Gepräge der Zeit tragen werden, in welcher sie niedergeschrieben oder zuerst gedruckt worden sind.

München, den 15. März 1888.

J. von Döllinger.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Der Druck dieser neuen Auflage des ersten Bandes der „Akademischen Vorträge“ hat begonnen, als Döllinger noch lebte; — zwölf Bogen waren bereits gesetzt, als er, am Abend des 10. Januar, uns entrissen wurde. Die Mittheilung des Verlegers, daß, nach ziemlich kurzer Zeit, eine neue Auflage dieses Bandes nothwendig geworden sei, hatte Döllinger mit herzlicher Freude aufgenommen. Der Druck erlitt durch seinen Tod keine Unterbrechung, da ohnehin, für die zweite Auflage ebenso wie schon für die erste, die letzte Correctur des Textes wie des Druckes mir anvertraut war. Döllinger's Hinscheiden legte mir

nur die Pflicht auf, noch sorgfältiger als zuvor schon, jede Aenderung des Wortlauts zu vermeiden, von welcher ich nicht gewiß sein durfte, daß er selbst sie gebilligt haben würde. Auch bedarf ja die kristallhelle Klarheit des Döllinger-schen Stiles kaum noch der läuternden Nachhülfe.

Je weiter Döllinger's „Akademische Vorträge" verbreitet werden, desto mehr wird die dankbare Verehrung für den Dahingeschiedenen wachsen, und damit auch die wohlthätige Wirkung dieser reifsten Frucht eines langen, nur der Erforschung der Wahrheit gewidmeten Lebens.

Ich darf hier wohl die Döllinger selbst entlehnten Worte wiederholen, mit denen ich vor fünfviertel Jahren eine Anzeige des zweiten Bandes der „Akademischen Vorträge" geschlossen habe: — „sie vereinigen in hohem Grade gründliche, umfassende Forschung, weiten Umblick und Gerechtigkeit des Urtheils mit classischer Form, stilistischer Anmuth und Eleganz der Darstellung. Schönheit, mit Wahrheit verbunden, schafft unvergängliche Werke, und wer Unsterbliches schafft, der ist selbst unsterblich."

München, den 14. Februar 1890.

Max Lossen.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Die Bedeutung der Dynastien in der Weltgeschichte.*

Wenn auch die Anfänge des nationalen und staatlichen Lebens jenseits der Erinnerung liegen, so steht doch fest, daß die älteste uns bekannte Gestaltung die monarchische war und nicht die republikanische. Ihr Wesen mag zuerst das der Patriarchie, der väterlichen Familienherrschaft, oder es mag eine theokratische Priesterherrschaft, ein Kriegsfürstenthum oder eine Gerichtsherrschaft gewesen sein; wohl mag auch da und dort die Fürstengewalt gleich im Beginn als reine, nur ein Recht kennende Despotie aufgetreten sein — immerhin gibt sich die Vorliebe für die Monarchie als ein Gesetz der menschlichen Natur, als die primitive Offenbarung ihres politischen Bildungstriebes kund.

Die Ausbildung der Einherrschaft zum Königthum, das heißt zur Erbmonarchie, beruht gleichfalls auf einem universalen, der menschlichen Natur eingepflanzten Gesetze. Reine Wahlmonarchien ohne Erblichkeit sind in der Geschichte wie Warnungstafeln aufgerichtet: sie trugen stets alle Keime der Corruption und der Selbstauflösung in sich, und ihre Bildung ist mehrfach das Zeichen des bereits eingetretenen politischen und moralischen Verfalls einer

---

* Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der K. B. Akademie der Wissenschaften am 20. März 1880. Diese hier zuerst gedruckte Rede sollte als Einleitung und Vorbereitung zu dem ihr folgenden Vortrag dienen, durch welchen die K. Akademie einige Monate nachher die 700jährige Herrschaft des Hauses Wittelsbach auf bayerischem Boden feierte.

Nation gewesen. Stets haben sie zur Käuflichkeit in der einen oder andern Gestalt geführt, da die Wähler aus ihrem Stimmrecht den möglichsten Gewinn für sich ziehen wollten. Stets haben sich die Wahlkörper in Parteien geteilt und nicht den würdigsten, sondern den der Partei nützlichsten gewählt. Es ist für den Staatsorganismus von höchstem Werth, daß die Einheit, die ununterbrochene Stetigkeit der höchsten Gewalt, fest und Allen sichtbar dastehe in der Verkörperung eines Herrschergeschlechts und gegenüber dem wandelbaren Willen der gerade lebenden Volksgenossen. Er, der geborene König, und nur er allein ist der Repräsentant des Volkes in Vergangenheit und Gegenwart, die lebendige Tradition des Staatsorganismus. Und wie der Erbkönig der geschichtlichen Vergangenheit Rechnung trägt, so auch der Zukunft. Er weiß, daß sein Thun und Lassen auch für seine Nachfolger wirksam ist, als Segen oder als Fluch. Man hat bemerkt, daß in Wahlreichen und geistlichen Fürstenthümern die Unterthanen in der Regel keine Anhänglichkeit an den Fürsten zeigten. Im Kirchenstaat pflegte das Volk die Nachricht vom Tode eines Papstes stets mit kühler Gleichgültigkeit aufzunehmen, und nicht anders war es in den deutschen geistlichen Ländern. Persönliche Anhänglichkeit wurde immer nur für die zu einer angestammten Dynastie gehörigen Herrscher empfunden.

Jene großen Reiche, welche in ihren geschichtlichen Erinnerungen am weitesten zurückreichen, bis in's zweite oder dritte Jahrtausend vor Christus, haben auch das Andenken einer Reihenfolge von Dynastien bewahrt.

Sechsundzwanzig Dynastien werden in Aegypten bis zum Jahre 525 v. Chr., zum Sturze der Pharaonen durch persische Eroberung, gezählt. Allerdings meist nur Namen; darunter aber doch auch glänzende Namen, wie Sethos und Ramses II. und andere, von deren Machtfülle und Großthaten gewaltige Bauwerke und Inschriften zeugen.

In die beiden asiatischen Weltreiche, das assyrische und das babylonische, ist uns kaum ein Einblick gestattet; doch bemerkt man,

daß dort Polygamie und Haremsleben bereits sich entwickelt hatten und ihre durch alle Folgezeit bleibenden Wirkungen äußerten.

In der vorchristlichen Geschichte steht obenan, als die glänzendste dynastische Erscheinung, das Haus der Achämeniden, welches in 18 Königen 230 Jahre lang die persische Weltmonarchie beherrschte. Sie wollten und sollten dem Geist der zoroastrischen Religion gemäß Eroberer sein, das Volk in steten Kriegen wach und thätig erhalten. Die Politik der Eroberung war das Gesetz, unter welchem die Dynastie stand. Zwei von ihnen, Cyrus und Darius I., waren aber auch religiöse Reformatoren. Und wohl dürfen wir es auch dem schirmenden Ansehen, mit welchem die Religion den König umgab, zuschreiben, daß im persischen Stammlande in so langer Zeit keine Empörung, kein Dynastiewechsel stattgefunden hat. Im schroffsten Contrast mit dem Glanze dieses Geschlechtes nach außen, ist dagegen die innere Familiengeschichte ein Wirrsal von blutigen Verbrechen und unnatürlichen Gräueln: Heirathen mit den eigenen Schwestern und Töchtern, Verwandtenmord so häufig, daß, nach dem Ausdruck des Justinus, Vater- und Brudermord in diesem Geschlechte zum stehenden Brauch geworden war. Nur zwei persische Könige sind natürlichen Todes gestorben. Indeß, die persischen Oberrichter hatten erklärt, daß der König rechtmäßig alles thun könne, was er wolle! Es ist das erste große von der Geschichte gegebene Beispiel, wie weit Haremsleben und Eunuchenwirthschaft eine Dynastie und durch sie ein Volk in sittliche Corruption bringen können.

Die persische Monarchie ist übrigens mehr Imperatorenthum als Königthum: sie erstreckte sich über den größten Theil der bekannten Welt und wenigstens in einem einzelnen ihrer Herrscher war das Streben nach Universalmonarchie bereits erwacht.

Diese Monarchie zeigt bereits die den meisten orientalischen Reichen und Dynastien eigene Entwicklung: der Herrscher wird aus einem Heerführer und Stammkönig ein Hofkönig, von einem dienenden und schirmenden Hofadel umgeben, unsichtbar und un-

nahbar für das Volk; ein künstliches, heilig überwachtes Ceremoniell dient zugleich ihn abzuschließen und ihm eine Scheinthätigkeit zu verleihen.

Während die Griechen ihre geschichtliche Laufbahn mit einem beschränkten Königthum begannen, bald aber zu städtischen Republiken übergingen, haben zwei semitische Völker, die Juden und die Araber, die entgegengesetzte Entwicklung erfahren. Beide gingen von demokratischen Zuständen, in welchen nur die Stämme und Geschlechter eine Gliederung darstellten, zur Monarchie über, doch unter sehr verschiedenen Verhältnissen. Da die Juden ringsum von königlich regierten Völkern umgeben und feindlich bedroht waren, begehrten auch sie, wiewohl erst längere Zeit nach ihrer Einwanderung in Palästina, das starke, zusammenschließende Band eines gemeinschaftlichen Oberhauptes. Erst der zweite König, David, ward Gründer einer Dynastie, deren Lebensathem fortan die Glorie des Stifters und die Hoffnung auf die ihm gegebenen Verheißungen wurde. Die Könige dieses Hauses wandelten unter dem Volke und waren denen, die ihrer bedurften, zugänglich; aber die Vielweiberei trug auch bei ihnen ihre giftigen Früchte; es fehlte nicht an Kabalen und Gewaltthaten, wie sie an orientalischen Höfen vorkommen.

Schon unter dem Enkel David's führte das wiedererwachte Sondergelüste zu der Trennung der zehn Stämme, die nun ein getrenntes Reich bildeten bis zur Wegführung in die Gefangenschaft; aber, nach dem Worte des Propheten Hosea, ein Reich nicht von Gottes Gnaden, sondern von Gottes Zorn. In unaufhörlichem, häufig blutigem Wechsel der Dynastien folgten einander zwanzig Könige aus neun verschiedenen Häusern. Beide Reiche gingen unter durch ihre Schuld; doch ist es bedeutsam, daß Juda mit seinem einen Königshause das feindliche Bruderreich mit seinen neun Dynastien um anderthalb Jahrhunderte überlebte.

Das römische Kaiserreich hat es in der ganzen, fast 500jährigen Zeit seines Bestandes weder zu einer fest geordneten Thronfolge, noch zu einer wirklichen Dynastie gebracht. Es lag

dieß theils an den zerrütteten Familienverhältnissen jener Zeit, wie denn viele Kaiser keine Söhne hatten, weil sie keine haben wollten, theils an der politischen Heuchelei, mit welcher das Kaiserthum durch Augustus und seine ersten Nachfolger eingeführt war: die Verhüllung unter republikanischen Formen gestattete keine gesetzliche Ordnung einer Erbfolge. So pflegte denn der Vorgänger seinen Nachfolger, durch Adoption oder durch Verleihung des Titels Cäsar oder durch Annahme zum Mitregenten, zu designiren. Dem Senat gelang nur einmal eine freie Wahl; meistens waren es die Prätorianer und die Legionen, welche, wie den Sturz und Tod, so auch die Erhebung von Kaisern herbeiführten. Mit der Einführung und Herrschaft des Christenthums trat hierin keine wesentliche Aenderung ein. Das zahlreiche constantinische Geschlecht, welches dem Reiche eine dauerhafte Dynastie zu versprechen schien, war schon nach fünfzig Jahren durch Selbstzerstörung erloschen.

Im byzantinisch-griechischen Reiche folgte zuweilen der Sohn dem Vater oder der Neffe dem Oheim, besonders wenn der Vater sich den Sohn als Mitkaiser oder Cäsar bereits zugesellt hatte, und wenn er porphyro-gennetos, im Purpur, d. h. von einem bereits die Kaiserwürde tragenden Vater geboren war. Aber es fehlte auch nicht an Unterbrechungen der Thronfolge, indem bald das Heer, bald die Flotte einen Kaiser machte. Das Haus des Heraklius konnte sich lange behaupten, auch das isaurische der bilderfeindlichen Kaiser, beide durch glückliche Soldaten gegründet. Wenn der Vater dem Sohne, den er unmündig hinterließ, einen Reichsverweser bestellte, geschah es öfter, daß der Prinz ermordet, geblendet, zum Mönch geschoren ward.

In der ganzen tausendjährigen Lebensperiode des Reiches ragt das Haus der Komnenen als das tüchtigste hervor. Es hat durch drei hochbegabte Kaiser in einer bedrängnißvollen Zeit, im zwölften Jahrhundert, das tief erschütterte Reich vom Untergange gerettet. Der neue Glanz, den diese Herrscher dem byzantinischen Throne verliehen, wurde freilich sehr bald durch die lateinische Er-

oberung und Unterjochung verfinstert — eine Katastrophe, aus welcher das Reich nie mehr zu Kraft und Blüthe sich zu erheben vermochte.

So weit asiatischer Sinn vom europäischen, Islam vom Christenthum sich unterscheidet, so weit ist auch die Dynastie der moslemitischen Welt von dem Wesen christlicher Herrschergeschlechter verschieden. Die Nachfolger des Propheten, der den Koran in der einen, das Schwert in der andern Hand trug, Priesterkönige und Heerführer, mit einer zwar an die Koransatzungen gebundenen, wesentlich aber doch unumschränkten Gewalt, Khalifen genannt, wurden durch Wahl erhoben, gemäß dem arabischen Brauch die Stammeshäupter ein- und abzusetzen. Eine gesetzlich geregelte Erbfolge fehlte. Auch unter dem Hause der Ommajaden hatten von den vierzehn Herrschern dieses Geschlechts nur vier ihre Söhne zu Nachfolgern und von den vierundzwanzig ersten Khalifen überhaupt nur sechs. Die Wahl wurde immer mehr zur bloßen Scheinform und in der Regel war es der regierende Khalife, der seinen Nachfolger ernannte und ihm sofort huldigen ließ. Die Frage der Succession im Khalifat führte schon bald nach Muhammed's Tode zu der großen, heute noch mit ungemilderter Schroffheit fortbestehenden Spaltung der Sunniten und der Schiiten.

Unter den Reichen, welche ihre Größe und Lebenskraft der Tüchtigkeit ihrer Dynastie verdanken, steht das osmanische obenan. Das osmanische Reich erwuchs durch eine zweihundertjährige Reihenfolge von Sultanen, die alle Männer von Geist und Energie waren, zu einer Macht und Ausbreitung in drei Welttheilen empor, welche Karl's des Großen Monarchie weit übertraf. Als nach der Einnahme von Konstantinopel auch das Khalifat gewonnen war und der Sheriff von Mekka, zum Zeichen der Anerkennung, die Schlüssel der Kaaba übersandt hatte, da hatte diese geistlich-weltliche Monarchie unter Suleiman II., dem Zeitgenossen Karl's V., den Höhepunkt ihrer Macht und Herrlichkeit erreicht. Die Sultane stammten alle aus Osman's Geschlecht, ihre Mütter aber waren meist Sklavinnen; zum Islam bekehrte

Christensklaven waren die Hauptstütze, das beste Werkzeug ihrer Herrschaft. Ihr Harem umfaßte Schaaren von Kadinen und Odalisken, die ihnen eine zahlreiche Nachkommenschaft gaben. Eine feste Thronfolge war nicht vorhanden, der Vater konnte unter seinen Söhnen nach Belieben einen zu seinem Nachfolger auswählen. Die Furcht vor den Umtrieben der Mütter wie der Söhne — im Harem gilt das Wort des Tacitus: solita fratrum odia —, die Gefahr steter Bürgerkriege und Palastrevolutionen, bestimmte Muhammed den Eroberer, das Hausgesetz zu erlassen, welches jeden seiner Nachfolger verpflichtete, „um der Ruhe der Welt willen" seine Brüder gleich beim Regierungsantritt hinrichten zu lassen. In Persien pflegte man den gleichen Zweck durch Blendung zu erreichen.

Den Verfall der osmanischen Dynastie vermochte dieses Gesetz nicht abzuwehren. Die Sultane begannen ihre Söhne als Gefangene im Harem einzuschließen; früher hatten sie ihnen als Statthalter in den Provinzen zu walten gestattet. So kamen Schwächlinge auf den Thron, in einem Reiche, dessen Macht und Bestand gänzlich auf die Persönlichkeit des Herrschers gebaut ist.

Die Sultane zogen sich aus dem Divan zurück, überließen die Geschäfte den Wessiren; Absetzung, Einkerkerung, Ermordung dieser Schattenherrscher wurden öfter wiederkehrende Ereignisse; systematisch zur Unfähigkeit erzogen, geriethen sie in die Hände einer oligarchischen Sippschaft, der Stambuler Effendis, welche durch die schlimmsten Gefälligkeiten sich ihnen unentbehrlich zu machen verstanden. Dem Gifte der Polygamie und der Harems-Erziehung muß eine Dynastie zuletzt erliegen. Und das Reich — im Koran und in den religiösen Traditionen der Sunniten steht sein Schicksal verzeichnet! Wo Polygamie, Sklaverei, Mord, religiöse Unterdrückung und Verfolgung unantastbare, durch das Beispiel des Propheten geheiligte Grundsätze sind, da ist keine Reform, keine Genesung des tödtlich erkrankten Staatskörpers möglich.

Auch jene Welteroberer und Verwüster, die Mongolen, vor denen im 13. Jahrhundert Asien wie Europa zitterte, ver-

mochten es nicht, durch eine dauerhafte Dynastie die verschiedenen Stämme zusammenzuhalten. Aehnlich dem slavischen Seniorat, hatte auch Tschingiskhan einen Chakan, d. h. Fürsten der Fürsten, seinen Verwandten, den Stammes-Häuptlingen übergeordnet und seinen dritten Sohn Ogotai dazu bestimmt, der denn auch in einer großen Volksversammlung im J. 1228 als solcher anerkannt wurde.

Eine der außerordentlichsten Umwandlungen, welche die Geschichte kennt, hat sich an diesem Volke vollzogen: die buddhistische Religion hat die wilden und rohen Nomadenhorden zahm und harmlos gemacht, freilich auch an Zahl sehr vermindert. Ein Drittheil der Männer lebt im Mönchsstande und liegt im Staube vor dem Dalai-Lama in Tibet. In Tibet nämlich, wo die Buddha-Religion sich frei von Fürstenpolitik, ungehemmt von früheren Cultusformen, entwickeln konnte, besteht und herrscht die zahlreichste Priester-Hierarchie der Welt, die der Lamas, deren Oberhaupt, als irdische Gottheit angebetet, beide Gewalten, die geistliche und staatliche, wiewohl jetzt in Abhängigkeit vom Kaiserhof in Peking, vereinigt. Das war, so lange dem Oberpriester die Ehe gestattet war und er seine Würde vererbte, eine Dynastie von Gottheits-Incarnationen; der Nachfolger war immer derselbe, gestorbene und sofort wiedergeborene Priestergott. Aber nach Einführung des Cölibats mußte ein anderer Weg der Thronfolge ersonnen werden. Unter drei auserwählten Knaben entscheidet das Loos.

Eigenthümlich, mit den Einrichtungen anderer Staaten nicht zu vergleichen, ist die Stellung der japanischen Dynastie. Ihre Geschichte beginnt zugleich mit der des Volkes im J. 660 vor Christus. Wie in Aegypten sind auch hier Götterdynastien der menschlichen, die indeß doch auch von einer Gottheit stammt, vorangegangen. Seit jenem Jahre aber sind 122 Mikados oder Kaiser in ununterbrochener Succession einander gefolgt. Diese Mikados vereinigten die oberpriesterliche mit der weltlichen Gewalt. Die erst im sechsten Jahrhundert nach Christus eingeführte buddhistische Religion, die sich nun mit der alten einheimischen

Sintu-Religion verschmolz, hat an dieser Stellung und Doppelmacht des Mikado nichts geändert.

Während die christlichen Staaten es viele Jahrhunderte lang zu keiner fest geordneten Thronfolge bringen konnten, sollte in Japan der Unterbrechung dadurch vorgebeugt werden, daß vier kaiserliche Familien ernannt wurden, welche dem Staate, beim Ausgehen der direkten Linie, den Mikado geben sollten. Dieß hat aber nicht verhindert, daß auch Knaben und Weiber, selbst junge Mädchen, auf den Thron gelangten. Der Mikado ward immer mehr durch seine Verwandten, die Sprößlinge der zahlreichen kaiserlichen Weiber und Concubinen, in völlige Abgeschlossenheit zurückgedrängt und im J. 1292 erhob sich ein Oberfeldherr, Schogun, der seine Würde erblich zu machen und die gesammte Regierungsgewalt sich und seinen Nachkommen zuzueignen wußte. Der Mikado, mit ceremoniellen Huldigungen fortwährend überschüttet und ein Gefangener in den Fesseln einer weit ausgesponnenen, ermüdenden Etikette, besaß kaum einen Schatten von Gewalt. Diesem Zustande hat nun die Verfassungsänderung des Jahres 1868 ein Ende gemacht, als eben auch Japan sich genöthigt sah, die bisherige Abschließung, die jedem Fremden den Eintritt ins Land versagte, aufzugeben.

Bei den germanischen Völkern findet sich in den frühesten Zeiten beides: Erbkönigthum bei einigen, Selbstregierung durch gewählte Obrigkeiten bei anderen. Die Stämme, welche in der Zeit der Völkerwanderung auf römischem Gebiete sich niederließen, brachten meistens ihre Könige mit — meistens, sage ich, denn die Alemannen z. B. hatten keine. Die Könige wurden durch eine, meist an ein bestimmtes Geschlecht sich bindende Wahl erhoben, oder wurden alsbald Gründer eines solchen Geschlechtes. Indem nun aber durch das Zusammensein und die Mischung der römischen Bevölkerung mit den germanischen Eroberern neue Verhältnisse sich bildeten, die Fürsten sich der Regierung einer an andere Sitten und Gesetze gewöhnten Volksmasse unterziehen mußten, nahm das Königthum eine andere, mehr auf Verwaltung,

nach römischer Praxis, gerichtete, mehr absolutistische Gestalt an und bildete sich ein neues Staatswesen, wie man dieß bei Ost- und Westgothen und bei den Merovingern wahrnimmt. In gleicher Richtung wirkte die enge Verbindung der Dynastien mit der Kirche. Die Unsitte der Reichstheilung unter die Söhne, welche bei den Merovingern in Gallien und den Longobarden in Italien Bruder- und Bürgerkriege verursachte, vermieden die Westgothen in Spanien, wo die Untheilbarkeit des Reiches festgehalten ward. Gleichwohl vermochte bei den Westgothen, wie bei den Longobarden, sich kein Geschlecht im erblichen Besitze des Throns zu erhalten, und Königsmord war hier, wie dort und bei den Merovingern, nicht selten. Gewaltsamer Thronwechsel fand bei den Westgothen in der Reihe ihrer 35 Könige siebzehnmal statt. Die Leichtigkeit, mit welcher die aus Afrika eingefallenen Moslems das Westgothenreich nach einer einzigen Schlacht, zusammt seinem Königthum, vernichteten, war augenscheinlich die Folge der vorausgegangenen Zerrüttungen. An dem Mangel eines festen Erbkönigthums ging Spanien zu Grunde, wie bald nachher das italienische Longobarden-Reich dem fränkischen Anprall ruhmlos erlag.

Zwei Dynastien, die sonst wenig mit einander gemein haben, sind doch darin sich ähnlich, daß bei beiden ein sonst beispielloser Aufschwung und eine wachsende Erhebung, dann aber plötzlich ein unaufhaltsames Sinken stattgefunden hat. Von Pipin dem Alten an erhob sich das Geschlecht der Karolinger durch die drei großen Männer, Karl Martell, den zweiten Pipin und Karl, zu der Höhe des Kaiserthums und der Herrschaft über das civilisirte oder halb-barbarische Europa. Aber schon mit Karl's Sohn, Ludwig dem Frommen, trat ein Sinken ein; es ist zwischen ihm und seinem Vater schon ein gewaltiger Abstand. In den 173 Jahren seines ferneren Bestehens hat dieses Haus keinen einzigen höher begabten Fürsten mehr hervorgebracht. Schon Karl der Einfältige starb allgemein verachtet und vergessen, seine Enkel Lothar und Ludwig das Kind wurden vergiftet. Das gewaltige Erbe Karl's d. Gr. war auf die Stadt Noyon und ihr

Gebiet zusammengeschrumpft. Da wandten sich die Franken von dem ihnen fremd und gleichgültig gewordenen karolingischen Hause ab; auf den noch vorhandenen Erben dieses Hauses, den Herzog Karl von Lothringen, ward keine Rücksicht genommen und eine neue Dynastie, die der Capetinger, begann ihre 800jährige Laufbahn. Die Deutschen hatten sich schon früher durch die Wahl des Herzogs Konrad von Franken einen dem alten Hause fremden König gegeben. Dieser Fall der Karolinger war ein selbstverschuldeter. In steten Bruderkriegen, in wiederholten Erhebungen der Söhne gegen die Väter, waren die Vasallen groß geworden und sorgten dann für stete Erneuerung dieser Familienkriege, an denen das Haus unterging.

Als Deutschland nach dem Ausgang der Karolinger ein selbstständiges Königreich wurde, welchem bald auch die Kaiserwürde zufiel, blieb die germanische Sitte der Wahl durch die Großen, mit Festhaltung am Geschlecht und an der Erbfolge. Im Grunde sollte die Form der Wahl nur eine Bestätigung des neuen Königs von Seite der Nation oder der sie vertretenden Großen sein. Die Könige suchten diese dadurch zu sichern, daß sie im voraus ihren Sohn wählen und krönen ließen. Während aber in Frankreich die Wahl gänzlich durch die Erbfolge verdrängt und damit Einheit und Stärke des Königthums und stets wachsende Machtentfaltung des Reiches verbürgt war, fand in Deutschland die entgegengesetzte Entwicklung statt, und die Folgen waren denn auch die entsprechenden. Der verhängnißvolle Wendepunkt trat ein auf dem Convent zu Forchheim im J. 1077, wo die im Aufruhr gegen ihren König begriffenen Fürsten, im Einverständniß mit dem päpstlichen Stuhle, festsetzten, daß die Königswahl nach reiner Willkür, ohne Rücksicht auf die Erbfolge, stattfinden solle.

Nach dem Untergang des staufischen Geschlechts sorgten die von den Päpsten geleiteten geistlichen Kurfürsten dafür, daß hundert Jahre lang kein Sohn dem Vater, überhaupt kein Blutsverwandter dem Vorgänger auf dem Throne folgte und unterdeß Macht und Besitz des Königthums und Kaiserthums verloren

gingen. Denn jede Kaiserwahl war nun ein Markt, ein Handelsgeschäft geworden, wobei die Wähler ihre Stimmen für Geld und Reichsrechte verkauften. Als die Monarchie zu einem Schattenbild herabgesunken, als von beiden Gewalten, der kaiserlichen wie der deutsch-königlichen, nur noch die gehaltlose Form übrig geblieben war, da ließ man bei den Luxemburgern und Habsburgern die Erbfolge wieder eintreten.

Auf umgekehrtem Wege entwickelte sich das deutsche Fürstenthum. Indem die Amtsgewalt der Herzoge und Grafen mit den daran geknüpften Rechten, Besitzungen und Einkünften erblich gemacht wurde, erhoben sich die deutschen Fürstenhäuser, verstärkten und vergrößerten sich durch die dem Reich und der Krone entrissene Beute. Für die Kurfürstenthümer wurde Untheilbarkeit durch die goldene Bulle festgesetzt. Die übrigen Fürsten dagegen suchten gewöhnlich beides zu vereinigen: Versorgung aller Söhne mit eignem Landgebiet und möglichste Selbstständigkeit des Besitzes. Bald war jede Spur von Amtsgewalt in der erblichen Landeshoheit verschwunden; diese näherte sich immer mehr einer Staatsgewalt und um so willkürlicher pflegten die Fürsten zu theilen. Es war besonders die kaiserlose Zeit nach dem Jahre 1254, in welcher, im Widerspruch mit den Reichsgesetzen, die Theilungen erfolgten. Das erste Beispiel wurde 1255 gegeben. Im Jahre 1190 gab es 22 Fürsten in Deutschland; hundert Jahre später hatte sich ihre Zahl verdoppelt. So wurde die alte Stammesverbindung zerrissen und Deutschland planlos, nach Zufall und Familien-Convenienz, zerstückelt. Eine Menge von Herzogthümern, Fürstenthümern, Grafschaften, Bisthümern und Abteien, bald auch freie Städte und Rittersitze, beanspruchten unabhängige Sonderexistenz. So kam es dahin, daß kein Staatsgebiet in Deutschland landschaftlich und völkerschaftlich ein natürliches Ganze bildete, keines hatte eine gemeinschaftliche Seele, keines kümmerte sich um das nationale Wohl, um das Reich. Die Nation krankte am Uebermaß der Dynastien. Sie hatte zuletzt 1800 Souveräne, nämlich 324 reichsständische und 1475 ritterschaftliche Territorien.

Mit dem Dynastien-Reichthum der germanischen Staaten steht die Armuth der slavischen Völker an Fürstengeschlechtern in grellem Contrast. In allen slavischen Ländern sind die Dynastien ausgestorben oder zu Grunde gegangen und fremde Stämme eingepflanzt worden. Selbst in Rußland herrscht schon seit einem Jahrhundert ein deutsches Geschlecht, das Haus Holstein-Gottorp. Merkwürdigerweise hat sich aber doch im nordwestlichen Deutschland, in Mecklenburg, die altslavische Dynastie erhalten. Der Obotritenfürst Pribislaw, der Stammvater des gegenwärtig dort regierenden Fürstenhauses, wurde nach empfangener Taufe als deutscher Vasall in die Herrschaft wieder eingesetzt. Das Land aber wurde germanisirt und die wendische Sprache erlosch.

In Böhmen erhob sich die Dynastie Premysl's, nach mehrhundertjährigem Bestande, unter Ottokar II., dem selbst die deutsche Königswürde angeboten wurde, zu unerwartetem Glanze; aber mit seinem Sohne Wenzel, der 1306 von seinen Vasallen ermordet ward, starb das alte Geschlecht aus. Die luxemburgische Dynastie behauptete sich ein Jahrhundert; im Jahre 1526 nahmen dann die Böhmen den Habsburger Ferdinand, den Gemahl ihrer Königstochter Anna, zum Könige an. Indem sie sich dabei die Wahlfreiheit wahrten und dann, im J. 1618, durch die Wahl des pfälzischen Kurfürsten von ihr gegen Habsburg Gebrauch machten, führte dieß zur Vernichtung der religiösen und politischen Freiheiten und zum dreißigjährigen Kriege, der das Land der Verödung preisgab.

Die Bulgaren, ein ächt slavischer Volksstamm, dessen Befreiung und Erhebung zu einem neuen Reiche mit einem deutschen Fürsten soeben vor unsern Augen sich ereignet hat, hatten im J. 1018 ein Königreich errichtet, das sich, von Byzanz wie von Ungarn bedrängt und bekämpft, bis zum J. 1392 behauptete, dann aber der osmanischen Uebermacht erlag.

Das gleiche Schicksal traf den streitbarsten und kraftvollsten unter den slavischen Stämmen, die Serben. Die Dynastie der Nemanias, welche 212 Jahre über Serbien herrschte, schuf ein mächtiges Reich, das unter dem großen Kaiser Stephan Duschan

— er hatte sich den Titel Czar gegeben — in den J. 1347 bis 1355 das ganze griechisch-illyrische Dreieck, mit Ausnahme des Peloponnes und Rumeliens, umfaßte. Zugleich hatte das von ihm gegebene Staatsgrundgesetz dem Volke eine damals fast beispiellose politische Berechtigung gegeben. Aber schon mit seinem Sohne Urosch V. erlosch die Dynastie und nach 100 Jahren innerer Verwirrung und unglücklicher Kriege waren die Serben, zusammen mit den anderen südslavischen Staaten und Stämmen, in die Nacht und Trübsal türkischer Knechtschaft versunken.

Wenn übrigens diese slavischen Fürstenthümer in den durch die Natur so gut geschützten und leicht zu verteidigenden Balkanländern alle so bald der türkischen Macht erlagen, so ist zu bemerken, daß der wirksamste Helfer der Türken und schlimmste Feind der Slaven im christlichen Westen sich befand. Sie mußten zu Grunde gehen, weil sie der griechischen Kirche angehörten. Lateiner und Türken reichten sich die Hände zu ihrer Vernichtung. Wer dieß beachtet, wird die tiefere Wurzel des heutigen Panslavismus und die Größe der für Oesterreich daraus erwachsenden Gefahr nicht verkennen.

Im 10. und 11. Jahrhundert sehen wir ein großes slavisches, von Normännern beherrschtes Reich, das aber durch die auch bei slavischen Völkern häufigen Theilungen und durch das slavische Institut des Seniorats zerrüttet wird: Rußland. Was der erste christliche Monarch, Wladimir, schon gethan, wiederholte Jarowlaw im J. 1054: er theilte das Reich unter seine fünf Söhne, von denen einer „Großfürst" oder Oberhaupt des gesammten Fürstenstammes war — mit unbestimmter, thatsächlich aber sehr geringer Macht. Da alle Theilfürsten diese Würde an sich zu reißen suchten, ward dieß die Ursache endloser Bürgerkriege. Rußland wurde ein großer, aber machtloser Staatenbund, verfiel immer mehr und so wurde seine dynastische Zersplitterung und die Zwietracht seiner Fürsten die Hauptursache seiner Unterjochung durch die Mongolen.

Indem ich nun in einigen Hauptzügen das innere Leben der Dynastien und ihre Lebensbedingungen, ihre Politik, zu zeichnen versuche, bemerke ich sofort, daß unter den großen Fürstenhäusern das Capetinger-Haus in Frankreich die ächt dynastische Politik wohl am besten verstanden und geübt hat. Das salische Gesetz, das eigentlich nur Ausschließung der Töchter von dem Erbrecht auf Privatgüter verfügt, ward allmählich auf die Krone angewandt und das weibliche Geschlecht sollte danach von der Thronfolge ausgeschlossen sein. Das Geschlecht hat freilich furchtbare Rache für diese Zurücksetzung genommen: denn in keinem europäischen Lande hat offenbare oder verhüllte Weiberherrschaft länger gewährt oder sich fühlbarer gemacht, als in Frankreich. Für die ersten Jahrhunderte der Consolidirung Frankreichs und seiner Dynastie war aber das salische Gesetz allerdings ein wohlthätiges Schutzmittel. Es bewahrte nicht nur vor Zerstückelung oder Einführung einer fremden Dynastie; es ermöglichte auch das Apanagen-Gesetz, kraft dessen die Könige ihre Söhne oder Brüder in die neu erworbenen Provinzen als Grafen oder Herzoge setzten, und dergestalt Zweige pflanzten und der Dynastie einen Nachwuchs für den Fall des Erlöschens der direkten Linie sicherten. In ähnlicher Weise hat der deutsche Otto der Große versucht sein Haus zu stärken, indem er seine Söhne und Töchtermänner mit den erledigten Herzogthümern belehnte. Aber er erreichte damit nur, daß die Söhne und Verwandten sich gegen das Familienhaupt empörten. Den französischen Prinzen stand die Wohlfahrt und die Einheit des Reiches höher. So scheiterte denn auch später der Versuch Philipp's II. von Spanien, trotz des salischen Gesetzes, kraft der weiblichen Erbfolge, Frankreich einen König zu geben. Uns Deutschen bleibt freilich unvergessen, daß die gräuliche Verwüstung und Brandstiftung in der Pfalz im Jahre 1689 auf Grund von Ansprüchen geschah, welche ein mit einer pfälzischen Prinzessin vermählter französischer Prinz, wider alles Recht, auf Erbschaft deutscher Lande erhob.

Auf der pyrenäischen Halbinsel, wo die weibliche Erbfolge

galt, bemerken wir einen ganz anderen Gang der Geschichte. Das Königreich Navarra erhielt schon im Jahre 1234 durch die Vermählung der Erbin Blanca mit dem Grafen Thibaut von Champagne die erste französische Dynastie, kam dann durch die Ehe des Königs Philipp des Schönen mit Johanna ganz an Frankreich, und ward wieder selbstständig durch eine neue französische Dynastie, deren Gründer, durch seine Ehe mit Johanna II., der Graf Philipp von Evreux ward. Auf demselben Wege erhielt Navarra, nach kurzer Verbindung mit Aragon, neuerdings französische Fürsten an den Grafen von Foix und Lehnsherren von Albret, bis Ferdinand von Aragon es mit Gewalt sich aneignete. Das eigentliche Spanien erhielt im 12. Jahrhundert eine burgundische Dynastie durch Vermählung der Königin Urraca von Castilien mit dem Grafen Raimund von Burgund, dann im 16. eine deutsche mit dem Sohne des Kaisers Max, und im 18. eine bourbonische. Die französischen Häuser auf der Halbinsel haben die Verbindung des so stark zur Abgeschlossenheit hinneigenden Spanien mit dem höher gebildeten Auslande unterhalten, sie haben geistige Einflüsse aus Frankreich dahin getragen; um so leichter konnten die französischen Cluniacenser der spanischen Kirche eine neue Richtung geben und damit den Grund legen zu der kirchlichen Haltung Spaniens seit Ferdinand und Isabella und zu der Politik Philipp's II. und seiner Nachfolger.

Kehren wir zu der dynastischen Politik der Capetinger zurück, so bemerken wir, daß um das Jahr 1270 das französische Königshaus die größere Hälfte des heutigen Frankreichs nur indirekt besaß, nämlich durch acht ihm entsprossene Dynastien. Allmählich fielen aber die apanagirten Provinzen an die Krone zurück. Einzelne Zweigdynastien erloschen; das capetingische Königshaus selbst war viermal vom Erlöschen bedroht, konnte aber jedesmal durch die apanagirten Zweige sich erneuern. Beim Tode Heinrich's III. im J. 1589 war nicht nur der Hauptstamm der Capetinger in den Valois verschwunden, es waren bereits über sechszehn abgezweigte Fürstenhäuser ausgestorben. Das Königshaus

aber hatte in 700jähriger Arbeit die Territorialbildung Frankreichs innerhalb seiner natürlichen Grenzen vollendet. Einmal wohl fand eine verhängnißvolle Abweichung statt, als König Johann Provinzen, die bereits mit der Krone vereinigt waren, wieder losriß und sie dreien seiner Söhne als Fürstenthümer gab. Dieser Rückschritt hat dann in den Factionen der Bourguignons und Armagnacs einen Bürgerkrieg zur Folge gehabt und die Existenz Frankreichs ernstlich bedroht.

Zu der dynastischen Politik gehört wesentlich die Eheschließung.

Das habsburgische Heirathsglück ist sprichwörtlich. Für Europa freilich war es ein Unglück; denn die unnatürliche Verbindung weit entlegener, durch kein inneres Band verknüpfter Länder und die daraus entstandenen Erbfolge-Streitigkeiten haben Europa zweimal, im 16. und im 18. Jahrhundert, in langwierige Kriege gestürzt, in denen Italien, Belgien, Spanien, Deutschland von allem Gräuel der Zerstörung betroffen wurden.

Besser fuhr Frankreich mit den Heirathen seiner Könige. Wohl trug ihre matrimoniale Politik der Nation den hundertjährigen Krieg mit England und die unfruchtbaren Kriege mit Italien ein, aber dafür erwarb sie Artois unter Philipp August, die Champagne und Brie unter Philipp dem Schönen, die Bretagne unter Ludwig XII., Lothringen unter Ludwig XV. So gaben die Ehepacten der Königinnen dem Reiche, was sonst durch blutige Kämpfe hätte erstritten werden müssen. So ist es auch eine Vermählung, die Verbindung Ferdinand's von Aragon mit Isabella von Castilien, welcher Spanien seine Vereinigung und seine politische Größe verdankt.

Den Herzogen von Savoyen kam es in ihrer schwierigen Stellung sehr zu gut, daß sie durch Doppelheirathen mit den mächtigsten Monarchenhäusern Europas verbunden waren. Dem Hause Nassau-Dillenburg-Oranien, das lange Zeit unter einem besonders günstigen Gestirne stand, brachte fast jede Vermählung auch einen Zuwachs an Land und Leuten.

Aber die Heirathen sind auch nicht selten den Fürstengeschlechtern verhängnißvoll und unheilbringend geworden. Vor allem sind es die Ehen in den nächsten Verwandtschaftsgraden, das fortgesetzte Ineinanderheirathen zweier Häuser, oder gar, wie bei den Habsburgern, zweier Linien desselben Hauses, wodurch eine Dynastie erkrankt und abstirbt. Dem mittelalterlichen Sprichwort: Aut non vives, aut non dives, aut non proles (Sterben, Verderben, kein Erben) — mangelnder Kindersegen oder frühes Hinsterben oder Verarmung seien die Früchte solcher Ehen — muß noch als vierte Frucht die der geistigen Schwächung und Zerrüttung beigefügt werden. Daß den Völkern, denen die Fürsten doch Vorbilder sein sollen, das Beispiel von Ehen zwischen dem Neffen und der Tante oder dem Oheim und der Nichte gegeben wurde, ist ein dunkler Fleck in der Geschichte der christlichen Nationen. An zahlreichen Sprößlingen hat es den deutschen Habsburgern nicht gemangelt. Kaiser Max II. hatte von seiner Base Maria, Karl's V. einziger Tochter, 16 Kinder, darunter die Kaiser Rudolf und Matthias, den Deutschmeister und Wahlkönig Polens, Maximilian, den Regenten von Belgien, Albrecht. Keiner brachte die Herrschaft auf Söhne. Der steyermärkische Karl hatte von der bayerischen Maria die gleiche Kinderzahl wie sein Vater Kaiser Ferdinand I., fünfzehn, Ferdinand II. hatte sieben, Ferdinand III. elf, Leopold I. von drei Gemahlinnen 16 Söhne und Töchter, und doch erlosch schon mit seinem Sohne Kaiser Karl VI., als letztem des ganzen Geschlechts, das Haus Habsburg, vierzig Jahre nach dem spanischen Zweige.

Man hat ein Mittel ersonnen, die Fürsten zu freiwilliger Ohnmacht und Thatenlosigkeit hinabzudrücken: das Ceremoniell oder die Etikette, die das tägliche Leben wie mit einem Netze umspinnt und lahm legt; durch sie wurde erreicht, was im Orient die Erziehung und das Leben im Harem unter Weibern, Eunuchen und Sklaven bewirkt. In Spanien besonders, aber auch in Wien, übte die Monotonie des königlichen Lebens, wie sie der Etikettenzwang mit seinem strengen Mechanismus erzeugt, einen unwider=

stehlichen Einfluß auf den Geist der Fürsten und ertödtete alles Denken. Saint-Simon, der den ersten Bourbon auf spanischem Throne, Philipp V., als jungen, geistig regsamen Prinzen am Pariser Hofe gekannt hatte, war erstaunt über die Umwandlung, die er bei seinem Besuche in Madrid an dem jungen König wahrnahm: der Prinz war gerade so mechanisch, schweigsam, melancholisch, hypochondrisch geworden, wie seine habsburgischen Vorgänger.

Das habsburgische Haus in Spanien hat mit jeder Generation sich physisch und geistig verschlechtert. Schon der Anblick der Königsbilder von Karl I. (V.) bis Karl II. macht den Eindruck stetiger Degradation. Philipp II. hatte noch selber regiert, sein Sohn und sein Enkel, der dritte und der vierte Philipp, entsagten dieser Thätigkeit und ließen ihre Minister regieren; dann kam ein Mitleid erregender, an Leib und Seele verkrüppelter Schwächling, Karl II., der den Stamm nicht fortzupflanzen vermochte. Sein Vater, Philipp IV., hatte neben mehreren legitimen Kindern 32 Bastarde erzeugt. Wir finden ähnliches bei dem Stuart Karl II. von England, der zwölf Bastarde aber kein legitimes Kind erzeugte, sowie bei Ludwig XIV.; — seine Söhne, seine vier Töchter, seine Enkel und Urenkel starben vor ihm, meist in jungen Jahren; ein einziger Urenkel, das Verhängniß Frankreichs, der fünfzehnte Ludwig, überlebte ihn. Die Ursache soll ihm sein Leibarzt einmal gesagt haben: Kindern, welche in conventioneller, neigungsloser Ehe von erschöpften Wollüstlingen gezeugt werden, mangelt die rechte Lebenskraft, ihr Blut ist ein verarmtes (sang appauvri), sie pflegen bald wegzusterben. Manches Fürstengeschlecht weiß von gleichem Geschick aus gleicher Ursache zu berichten.

Alte Dynastien ziehen ihre Lebenskraft, gleich dem ganzen Volke, aus der Vergangenheit, aus der Geschichte einzelner Vorgänger, welche in dem dankbaren Andenken des Volkes als nationale Wohlthäter oder als vorzüglich weise und edelmüthige Fürsten, oder auch, je nach der Sinnesweise des Volkes, als Eroberer und Mehrer des Reiches leben. Das Bild des frommen

und gerechten, gütigen und doch kräftigen Ludwig des IX. hat, wie wärmendes Sonnenlicht, Jahrhunderte lang auf die dynastische Anhänglichkeit der Nation gewirkt, und jetzt noch wird sein Name vor allen angerufen, wenn versucht wird, Sympathien für das alte Königthum in den Herzen der Franzosen wieder wach zu rufen — jetzt freilich ein vergebliches Bemühen, denn dynastische Anhänglichkeit ist in der Masse der Franzosen bis auf die Wurzel vertilgt; mit dem Namen der Bourbons verknüpft sich bei ihnen die unklare aber gründlich verhaßte Vorstellung vom ancien régime als einem Inbegriff von tyrannischer Willkür, von Unterdrückung und Erpressung. Die Missethaten des vierzehnten und des fünfzehnten Ludwig haben die Erinnerung an die Wohlthaten früherer Monarchen verdunkelt. Diese gänzliche Umwandlung der Denkweise eines großen Volkes ist eines der merkwürdigsten Phänomene in der Geschichte. Denn lange Zeit waren die Franzosen nicht Anhänger sondern Anbeter ihrer Könige. Schon im Jahr 1572 bemerkt der venetianische Gesandte: Franzosen könnten und wollten schon darum nicht außerhalb Frankreichs leben, weil sie keinen andern Gott kännten, als ihren König; das gemeine Volk adorire ihn, auf die Kniee niederfallend, wenn er vorübergehe.

Aehnlich wie in Frankreich der Glanz des heiligen Ludwig, wirkte in England das Andenken an den großen Alfred und mehr noch an Eduard den Bekenner; der letztere besonders war es, der noch lange nach seinem Tode, freilich in einer durch die ausschmückende Sage verklärten Gestalt, in der sehnsüchtigen Erinnerung des Volkes und als Contrast gegen den Druck der normännischen und angiovinischen Könige fortlebte. Keinem späteren Könige hat sich die Volksgunst nach seinem Tode in solchem Maße zugewendet, — wiewohl auch Elisabeth im Leben und nach ihrem Tode hohe Popularität genoß. Dieses Volk pflegt, bei tief royalistischer Gesinnung, doch auch mit seinen Monarchen ernste Abrechnung zu halten.

Zu den düstersten Bildern, welche die Vergangenheit uns vorhält, rechne ich die von Dynastien, welche allmählich oder rasch

an ihrer eigenen Zerstörung gearbeitet haben; in einer Geschichte der Dynastien müßte eine eigene Abtheilung den selbstmörderischen vorbehalten werden. Es ist dieß auf dreifache Weise geschehen: einmal durch Verwandtenmord, so daß endlich kein Sprößling des Hauses mehr übrig blieb; ein Beispiel hievon bietet die Vernichtung des tapfern isaurischen Kaiserhauses durch die Kaiserin Irene, die Mörderin des eigenen Sohnes. Im Orient, dem der alten Geschichte wie dem moslemischen, ist ähnliches öfter vorgekommen.

Andere Herrscherhäuser haben ihren Untergang durch ihre Laster, durch zügellose Wollust und mannigfache Frevel herbeigeführt. Das Haus der Valois stand beim Tode Heinrich's II. im J. 1559 auf vier Söhnen, von denen drei, Franz II., Karl IX. und Heinrich III., nach einander den Thron bestiegen. Keiner von ihnen zeugte einen legitimen Sohn, zwei von ihnen vergossen französisches Blut durch tückischen Mord in Strömen; als der lasterhafte Heinrich III. von Mörderhand fiel, war das Haus erloschen.

Es gibt noch einen dritten Weg für ein Regentenhaus zur Selbstzerstörung: er ist von den Bourbonen, besonders dem vierzehnten und dem fünfzehnten Ludwig, betreten worden. Sie sind es, welche den allgemeinen Umsturz in der Revolution und damit auch den Fall der Dynastie vorbereitet, ja unvermeidlich gemacht haben. Fortwährende Usurpationen zu Gunsten einer unumschränkten Königsmacht, Untergrabung und Auflösung aller älteren, den Untergebenen schützenden Rechte und Institutionen, Eingreifen der Cabinetsjustiz in die Rechtspflege, Verbannung unfolgsamer Richter, willkürliche Einkerkerung durch zahllose Haftbriefe, Verkauf der Staats- und Hofämter und in Folge davon Ohnmacht der Regierung ihren eigenen Beamten gegenüber, die verschiedenen Stände durch gehässige Privilegien und unheilbare Gegensätze von einander feindlich getrennt, dazu die große Masse der Nation, das Landvolk, bedrückt und ausgepreßt, wie es jetzt kaum glaublich erscheint: — dieß war das Erbtheil, welches drei Vorfahren dem

wohlmeinenden, unglücklichen sechzehnten Ludwig hinterließen. Es ist die Frage, ob auch der genialste, von tüchtigen Staatsmännern unterstützte Monarch noch im Stande gewesen wäre, eine durchgreifende Verbesserung dieses so tief zerrütteten Staatswesens zu bewirken und den drohenden Einsturz zu verhüten. Der schwache, kurzsichtige Ludwig war dieser Riesenaufgabe nicht gewachsen; sie riß ihn in den Abgrund.

Ein Mann, dessen Namen den Deutschen immer theuer sein wird, Ernst Moriz Arndt, hat im J. 1844, betreffs der Thatsache, daß Deutschland ganz Europa mit Dynastien und Fürsten versorge, große Besorgnisse geäußert. Deutschland, sagt er, sei die große europäische Fürstenhecke; aus diesem Adlerneste seien für die englischen, russischen, skandinavischen Throne Herrscher ausgeflogen und Kaiserinnen und Königinnen geholt worden; damit sei die traurigste Aussicht eröffnet auf unselige Ansprüche, Erbrechte, auf mögliche Zerreißungen und Schwächungen des deutschen Vaterlandes. Arndt meinte, das dringendste Bedürfniß sei ein allgemeines deutsches Gesetz, eine pragmatische Sanction, welche es unmöglich mache, daß irgend ein ausländischer Prinz oder ein auf fremdem Throne sitzender deutscher König irgendwo in Deutschland ein Herrscher sein könne. Hätte er das Jahr 1871 erlebt, er würde mit besserem Vertrauen in die Zukunft geblickt haben. Der deutsche Bundesstaat, das Reich, ist und bleibt hoffentlich stark und fest gekittet. Salisches Gesetz gilt durchweg und Losreißung deutscher Landestheile könnte wohl nur in Folge unglücklicher Kriege eintreten. Auch künftig werden wohl deutsche Prinzen zu auswärtigen Thronen berufen werden. Es ist noch immer viel mehr Bedürfniß und Nachfrage in der Welt nach Fürsten und Dynastien als nach Republiken und Demagogen. Wir haben eine Dynastie der Koburger in Portugal, der Hohenzollern in Rumänien und wir haben nur gute Wünsche für ihren Bestand und für das Gedeihen ihrer Länder.

Les dynasties s'en vont! hieß es vor fünfzig Jahren und heißt es jetzt wieder in Frankreich und vielfach im romanischen Europa. Wir haben allerdings manches alte Herrscherhaus fallen sehen. Gleichwohl berechtigt die Erfahrung der letzten Decennien eher zu sagen: Neue Dynastien kommen! Gerade die Thatsache, daß die Gegenwart und die nächste Zukunft der Menschheit die Lösung der größten und schwierigsten socialen Probleme auferlegen, macht die Könige unentbehrlich; solche Lösungen, sowie die Heilung großer Gebrechen in den Institutionen und herkömmlicher Mißbräuche sind nach dem Zeugniß der Geschichte dem Königthum viel leichter und besser gelungen als einer Republik. Als die Corruption des römischen Gemeinwesens ihren Höhepunkt erreicht hatte, erkannten alle Einsichtigen die Ohnmacht der Republik sich selber zu reformiren und die unabweisbare Nothwendigkeit der Monarchie. So ging es der polnischen, so der ersten französischen Republik unter dem Directorium. Hätten im Jahr 1862 die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, statt eines auf ein paar Jahre gewählten Präsidenten, ein monarchisches Oberhaupt gehabt, so wäre es möglich gewesen, das Problem der Sklaverei, woran der Bund scheiterte, zu friedlicher Lösung zu bringen und jenen blutigen Bürgerkrieg zu vermeiden, dessen Wunden noch lange nicht geheilt sind, und der doch wieder neue Verwicklungen und unerträgliche Mißstände geschaffen hat. Ich habe von Amerikanern das Geständniß gehört, daß ihr Staatswesen bezüglich der Präsidentenwahl und der damit verknüpften Rotation der Aemter an Gebrechen leide, für deren Heilung Niemand Wege und Mittel anzugeben wisse.

In einem deutschen Drama sagt ein herrschsüchtiges Weib zu dem Manne ihrer Neigung:

„O laß mich knien, vor dir im Staube liegen,
Mich demuthsvoll zu deinen Füßen schmiegen,
Und schwelgen in der ungewohnten Lust,
Die Leben geußt in meine todte Brust,
Daß einen Herrn ich über mich erkenne,
Und doch nicht wider ihn in Haß entbrenne."

Dem Germanen ist der Landesherr der Landesvater und folglich Gegenstand seiner Ehrfurcht und Liebe, von dem gerne vorausgesetzt wird, daß er jeder Beschwerde abhelfen würde, wenn er sie nur erführe oder schlimme Rathgeber es nicht verhinderten. Selbst für offenbare Fehler und Mißgriffe des Monarchen hat das Volk ein nachsichtsvolles Urtheil, wenn es sie nur der Person desselben beimißt. Und wie vertrauensvoll, mit welchen Hoffnungen und Huldigungen pflegen diese Völker einen neuen König zu empfangen! Zu tief ist das dynastische Gefühl in der Natur und Geschichte der Menschheit gewurzelt, als daß es jemals ganz erlöschen könnte: — Reges erunt in orbe ultimi.*

* Dem bekannten Motto: AEIOU, Austria erit in orbe ultima, nachgebildet.

II.

Das Haus Wittelsbach und seine Bedeutung in der deutschen Geschichte.*

Es ist ein uraltes, schon vor 900 Jahren ruhmvolles Geschlecht, welches seit dem Jahre 1180 auf bayerischem Boden zu neuer Größe sich aufrichtete. Otto, bisher Pfalzgraf von Wittelsbach, war ein Nachkomme jenes Herzogs Luitpold, der im Kampfe gegen die Ungarn gefallen war, dessen Söhne und Enkel bereits den bayerischen Herzogshut getragen hatten. Kein Fürstengeschlecht in Europa reicht an dieses Alter hinan; die Capetinger, die Welfen, die Ascanier, die Hohenzollern, die Habsburger — sie alle sind erst später auf dem Welttheater erschienen.

Was Kaiser Friedrich dem Wittelsbacher für so lange und so viele mit Hingebung geleistete Dienste verlieh, war freilich nicht eines jener großen Stammesherzogthümer, welche, von Stellvertretern des Kaisers mit höchster Machtfülle regiert, nur allzu oft durch ihre Empörungen Deutschland verwirrt oder erschüttert hatten. Mit dem Sturze Heinrich's des Löwen waren sie alle zerstückelt, und an ihre Stelle trat jetzt eine größere Zahl kleinerer Landesherren. Auch Otto empfing nur einen Bruchtheil des früheren Herzogthums: Tirol, Steiermark, Oesterreich waren abgetrennt, die Bischöfe des Landes waren dem Herzog als Landes-

---

* Rede zur Feier des Wittelsbach-Jubiläums, gehalten in der Festsitzung der K. B. Akademie der Wissenschaften am 28. Juli 1880 in der großen Universitätsaula zu München, auch für sich im Verlag der Akademie und bei C. H. Beck in Nördlingen erschienen.

fürsten gleichgestellt und besaßen die Landeshoheit in demselben Maße wie er; an Städten war Bayern noch arm: Landshut und München entwickelten sich erst im Laufe des 13. Jahrhunderts. Das schon blühende Regensburg hieß wohl Metropolis und Sitz des Herzogthums Bayern, der Herzog verlangte auch die Burggrafschaft darin, — in seiner herrlichen Lage am Donaustrom hätte sich Regensburg vor allen zum Mittelpunkt und Fürstensitz eines aufstrebenden Staatswesens geeignet und würde dem Ganzen Kraft und festeren Zusammenhang verliehen haben; aber es war Bischofssitz, und im alten Deutschland haben Fürsten und Bischöfe nie einander nahe sein wollen oder können; so wenig Kaiser und Papst in einem Reiche, so wenig konnten Fürst und Bischof in einer Stadt neben einander wohnen.

So waren die Herzoge von Anfang an und noch mehr durch den nun folgenden Gang der Ereignisse darauf angewiesen, ihre Hausmacht zu vergrößern. Ein günstiges Geschick fügte es, daß die mächtigen Grafengeschlechter des Landes bald ausstarben; an dreißig derselben verschwanden in den nächsten 300 Jahren. Selbst das Verbrechen, welches Otto's Neffe, der gleichnamige Pfalzgraf, durch die Ermordung des Königs Philipp beging, diente zur Vergrößerung des Hauses, denn die Güter des geächteten Mörders fielen seinem Vetter, dem nunmehrigen Herzog zu. Bald nachher, im Jahre 1214, wurde dem Hause durch die Erlangung der Rheinpfalz neuer Zuwachs an Glanz und Macht.

Herzog Ludwig war nun der mächtigste Reichsfürst in Süddeutschland. Er scheint noch höher gestrebt zu haben; denn, unähnlich dem Vater, brach er dem Kaiser Friedrich II. und dessen Sohn, Kaiser Heinrich VI., die gelobte Treue, stellte sich an die Spitze der dem päpstlichen Aufrufe Folge leistenden Gegner der Hohenstaufen, und im Jahre 1231 traf ihn der rächende Mordstahl auf der Brücke zu Kelheim. Dagegen starb sein Sohn, Otto der Erlauchte, indem er dem Kaiserhaus ergeben blieb, im päpstlichen Bann und sein Land verfiel auf mehrere Jahre dem Interdict.

Trotzdem war Wittelsbach bereits auf dem Wege, das mächtigste Haus in ganz Deutschland zu werden. Schon hatte es im Süden nicht seinesgleichen. Da begannen im Jahre 1255, nach Otto's Tod, die Theilungen zwischen den Erben. Sie wurden ein Erbübel der Familie, die verhängnißvolle Quelle einer stets sich erneuernden Zwietracht und heimlicher oder offener Anfeindung. So lange dieses Theilungssystem währte — und man brachte es endlich bis zu zwanzig verschiedenen Linien —, hat das Haus sich selber tiefere, blutigere Wunden geschlagen, wirksamer an seiner eigenen Schwächung gearbeitet, als seine äußeren Gegner es zu thun vermochten.

Zwar wäre ein bleibender Erwerb des deutschen Königthums und Kaiserthums in jener Zeit, von der Mitte des 13. bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts, auch dem geeinigten Hause nicht erreichbar gewesen: denn die Mächte, welche das staufische Haus gestürzt und das Kaiserthum so gründlich und vollständig besiegt hatten, wollten weder mehr eine Erbfolge zugeben noch auch nur einen starken Fürsten zum Throne gelangen lassen. Man wählte Schattenkaiser, zum Theil Ausländer, welche den Schimmer der deutschen Krone mit reichlichen Spenden erkauften, die Macht aber den Wahlfürsten überließen. Von früherer Uebermacht sank das Reich zur Ohnmacht herab; es verfiel der Mißachtung nach außen, der Verwirrung und Anarchie nach innen.

In dieser trüben, trostlosen Zeit des Zwischenreiches, als die Zeitgenossen schon an den nahen gänzlichen Untergang des deutschen Reiches glaubten, läßt sich von Wittelsbach nur sagen, daß wir vergeblich nach Spuren eines der Machtstellung dieses Hauses entsprechenden Einflusses auf die deutschen Angelegenheiten umschauen. Es war stark im Rheinland, stärker im Süden, wo doch damals der Schwerpunkt des Reiches sich befand; es besaß gerade in den entscheidenden Zeitpunkten zwei Kurstimmen, mit welchen es mehr als einmal den Ausschlag hätte geben können. Aber dazu kam es nicht; es waren die geistlichen Kurfürsten, von denen meistens die Entscheidung der Königswahl abhing, und welche

dabei bestimmte, ihnen von Rom vorgezeichnete Ziele verfolgten. Die weltlichen Fürsten, erst 13, dann 38, gegen 92 geistliche Fürsten, hatten vollauf zu thun mit der Befestigung und Ordnung der in jüngster Zeit errungenen Landeshoheit.

Gleich allen Fürsten jener Zeit betrachteten und behandelten auch die Wittelsbacher das was ursprünglich Amtsgewalt gewesen, als erbliches Familieneigenthum; dem einen von ihnen, dem Pfalzgrafen am Rhein, war überdieß die Aufgabe geworden, ein ungemein zerstückeltes, aus vielen Parcellen bestehendes Gebiet zu arrondiren; der andere, Herzog Heinrich, hatte eines übermächtigen Nachbars, Ottokar's von Böhmen, sich zu erwehren.

Endlich, im Jahre 1273, bestieg der erste Habsburger, Rudolf, den lange verwaisten Thron. Man wählte ihn, den kleinen Grafen, und nicht einen der mächtigeren Fürsten, nicht Ottokar, keinen der Wittelsbacher, damit er alles bestätige, was seit dreißig Jahren Rom und die Fürsten an Reichsgütern und Rechten sich angeeignet hatten, und er entsprach der Erwartung. Ein Wiederhersteller des Reiches, wie man ihn wohl genannt hat, ist er nicht geworden, aber er hat wieder einige Ordnung in den deutschen Landen geschafft, hat den Landfrieden verkündet und nach Kräften durchgesetzt. Die Bayerfürsten verknüpfte er sich durch Vermählung mit seinen Töchtern. Wohl stand ihm auch Pfalzgraf Ludwig treu und thätig zur Seite; aber der leidenschaftliche Heinrich, der schon wegen der Kurstimme den Bruder bekriegt hatte, fiel vom König ab, und Bayern büßte das mit dem Verluste dieses Wahlrechts und des Landes ob der Enns.

Nach Rudolf's Tod erhob die kurfürstliche Oligarchie wieder Könige aus verschiedenen Häusern, Nassau, Habsburg, Luxemburg, nach einander, und die Folge war, daß nun drei Häuser, das Habsburger, das luxemburgische und das wittelsbachische, Anspruch auf die Krone erhoben. Die vor kurzem noch kleinen, halb französischen Grafen von Luxemburg besaßen jetzt, Dank dem Vater, Kaiser Heinrich VII., das Königreich Böhmen, die Habsburger besaßen die Ostmark. Ludwig der Bayer drang nur durch,

weil er der schwächere, wenig gefürchtete und nicht Sohn oder Abkömmling eines Kaisers war.

Dreiunddreißig Jahre hat Ludwig als König und Kaiser in Deutschland und Italien gewaltet; von allen Vorgängern haben nur drei, Otto I. und die beiden Friedriche, gleich lang oder länger regiert. Fort und fort sah er sich von kaum zu überwindenden Schwierigkeiten und unversöhnlichen Widersprüchen gehemmt. Einheimische und auswärtige Feinde in Ueberzahl bekämpften ihn, bald offen, bald verdeckt. Das Luxemburger Haus und die Fürsten, welche ihn als ein ihren Interessen dienstbares Werkzeug erhoben hatten, haben ihn dann, als ihr Vortheil das erheischte, verrathen und geopfert. Mehr als einmal ging er rathlos und ermüdet damit um, die Regierung niederzulegen. Sein ganzes Leben war theils Kriegführung, theils Umherreisen; denn das Reich hatte ja keinen Mittelpunkt, keinen Königssitz, keine Hauptstadt, nicht einmal ein bleibendes, gesichertes Archiv, und die Einkünfte waren bereits, mit jeder Königswahl vermindert, zu einem geringfügigen Ueberreste herabgekommen.

Ludwig's gefährlichster, rastlosester Feind war indeß kein Deutscher, er saß in Paris. Es war das erstarkte französische Königshaus, welches seit Beginn des Jahrhunderts bald die deutsche Krone für einen französischen Prinzen zu gewinnen, bald das Kaiserthum auch ohne das deutsche Königthum an Frankreich zu bringen, zugleich in der Verwirrung die ihm bequem gelegenen Stücke des Reichslandes zu erhaschen trachtete. Das Papstthum war, wie dem Wohnort, so den Personen und der Politik nach, französisch geworden; es galt, durch diesen mächtigen Hebel dem Hause Anjou in Italien die Herrschaft zu erwerben und zugleich die auf Deutschland gerichteten Strebziele zu erreichen. Eine weit ausgreifende Romanisirung auf Kosten der deutschen Nation war im Werke.

Sicherlich hat Ludwig dieses Gewebe nicht durchschaut, als er, dem Rufe der Ghibellinen folgend, nach Italien zog, ungeschreckt durch die dortigen Mißerfolge seines Vorgängers, Kaiser Heinrich's VII. Noch einmal und zum letztenmal sollte gerungen

werden um die Erhaltung oder Wiederherstellung der Kaisergewalt in Italien. Man erwartete, man forderte das von Ludwig diesseits wie jenseits der Alpen. Nur indem er der Riesenaufgabe sich unterzog, konnte er in Deutschland sich in Ansehen setzen. Aber schon während des Zwischenreichs und dann durch Rudolf waren die Rechte und Besitzungen des Reiches in Italien größtentheils verloren gegangen — geraubt, abgetreten, verkauft. Und nun sollte er mit viel zu geringen Streit- und Geldkräften den Kampf aufnehmen gegen die Uebermacht der drei verbündeten Gegner, des Papstes, der Guelfen und des Königs Robert; seine einzige Stütze war die zerfahrene Ghibellinen-Partei, die ihn täuschte, wie sie ihrerseits sich in ihm verrechnet hatte. Wohl ging er in kühnem Wagniß weiter, als selbst die Hohenstaufen gegangen waren; er führte den Kampf gegen die Curie in Avignon mit allen Waffen; er umgab sich mit gelehrten Theologen und Juristen. Damals wurden geistige Kräfte wachgerufen und Ideen verbreitet, die erst anderthalb Jahrhunderte später reiften und dann Europa umgestalteten. Schließlich aber mußte er doch sich dort verbluten, und der schlimme Rückschlag in Deutschland konnte nicht ausbleiben. Dennoch haben sich — ein seltener Fall in unserer Geschichte — die Kurfürsten im weiteren Verlaufe des Kampfes einmal energisch und einträchtig auf die Seite ihres Königs gestellt. Die Erklärung des Kurvereins zu Rense, allerdings die Rechte der Kurfürsten stärker als das Recht des Reiches und des Kaisers betonend, fand einen Wiederhall in der Nation, vor allem in den Städten, welche zumeist, trotz vieljährigen Interdicts, standhaft und treu ihrem Könige ergeben blieben. In der That hatte Ludwig auf ihre Dankbarkeit den gerechtesten Anspruch; denn das ist sein größtes und bleibendes Verdienst, daß er die Städte nach Kräften hob und schützte und mit mannigfachen Privilegien versah.

Dem Beispiele der Luxemburger und Habsburger folgend, hat auch Ludwig es unternommen, eine große bayerische Hausmacht zu gründen: er hat Brandenburg und Holland mit Hennegau für sein Haus erworben; wäre dieser Besitz von Dauer gewesen, so hätten

wohl die Geschicke Deutschlands eine andere Wendung genommen. Aber Ludwig mehrte dadurch nur seine und seines Hauses Feinde. Die Erwerbungen in Norddeutschland und den Niederlanden gingen dem Hause, nicht ohne eigene Schuld, bald wieder verloren.

Denn nach seinem Tode fiel das Kaiserthum in die Hände des schon vorher von abtrünnigen Kurfürsten erwählten Karl's des IV., und dieser Luxemburger verstand es meisterlich, das Haus Wittelsbach durch eine gewissenlose Politik zu zersplittern und zu dauernder Bedeutungslosigkeit im Reiche hinabzudrücken. Freilich arbeitete ihm der alte böse Genius des Hauses, die Verwandten-Zwietracht, verknüpft mit einer thörichten, wider des kaiserlichen Vaters Willen vorgenommenen Theilung, in die Hände. Durch einen offenbaren Betrug entriß er dem Herzog Ludwig das Recht der alternirenden Kurstimme, übertrug sie dem Pfalzgrafen allein und warf damit neuen Zündstoff in das Haus, welches um das Jahr 1343 das stärkste in Deutschland gewesen. Karl war, nach Kaiser Maximilian's Wort, Böhmen ein Erzvater, dem Reich ein Erzstiefvater; ruhig sah er zu, wie unter der Plage des Faustrechts und des zur Räuberbande gewordenen Landadels das Reich verwilderte. Sein pomphafter Krönungszug nach Rom offenbarte nur die völlige Nichtigkeit, zu welcher das Kaiserthum auf der Halbinsel herabgesunken war; eilig, wie ein Flüchtling, kehrte er heim. Gleichwohl gelang ihm, was seit mehr als hundert Jahren kein Kaiser vermocht hatte: er erreichte, daß noch während seines Lebens sein Sohn Wenzel zu seinem Nachfolger erwählt wurde.

Die Absetzung Wenzel's zu Lahnstein im Jahre 1400 führte wieder einen Wittelsbacher auf den Thron. Allerdings war der Zustand des Reiches unter Wenzel und durch ihn ein kaum erträglicher geworden. Die Reichsgewalt war wie nicht vorhanden; ein Chaos recht- und friedloser Zustände lag vor Augen, während der Böhmenkönig aus seiner slavischen Ferne alle Verwicklungen im Reiche mit stumpfer Gleichgültigkeit sich ansah. Die Kurfürsten hatten ihm schon vor fünf Jahren gedroht, die Verwaltung der Reichsgeschäfte selber in die Hand zu nehmen; ver-

geblich hatten sie dann die Ernennung eines Reichsverwesers begehrt. Nun stellten sie ihm Ruprecht III. von der Pfalz entgegen, dem schon Vater und Großoheim das Beispiel ernster Sorge um das Reich gegeben hatten. Da war doch endlich einmal eine Wahl ohne Bestechung erfolgt; Ruprecht konnte der Vorwurf nicht treffen, daß bei seiner Erhebung „der Gulden tapfer mitgelaufen sei", wie es von seinem Vorgänger hieß; — man mußte zwei Jahrhunderte in der deutschen Geschichte zurückgehen, um gleiches zu finden.

Indeß Wenzel behauptete sich; es fehlte nicht an Fürsten und Städten, welche, der Selbsthülfe gewohnt, an einem fernbleibenden, unthätigen König Gefallen fanden. Viele nahmen auch eine unentschiedene, abwartende Haltung an. Im Norden ward überhaupt Ruprecht nicht anerkannt. Zudem blieb es in Deutschland noch lange Regel, daß jeder folgende Kaiser mit geringeren Hülfsmitteln in den Kampf eintreten mußte — denn einen Kampf, ein unausgesetztes Ringen mit Hindernissen und Mißbräuchen jeder Art und mit Legionen von Gegnern legte die Königswürde damals jedem auf, der mit ihr Ernst machen und nicht an dem Schimmer sich genügen lassen wollte.

Ruprecht griff ein mit dem besten Willen und den edelsten Absichten, aber bald sah er seine eigenen Stammesvettern unter seinen Gegnern. Sein Zug nach Italien erzielte nur einen Mißerfolg; die geistlichen Fürsten, die ihn anerkannt, weigerten ihm, sobald er ein Opfer von ihnen forderte oder auch nur der Anarchie wehrte, den Gehorsam. Der Marbacher Bund, gegen ihn geschlossen, nöthigte ihn, sein wohlthätigstes Wirken, selbst das Zerstören von Raubnestern und ähnliches, einzustellen. Auch das beste, was er that, wurde nicht anerkannt, nicht unterstützt; nur in seinem pfälzischen Lande ward seinem gemeinnützigen Walten ein ehrendes Andenken gewidmet.

Als die deutsche Krone wieder an Habsburg gekommen war, gestaltete sich die Lage unter einem Friedrich III. schlimmer noch, als sie selbst unter Wenzel gewesen. Das Reich ging aus den Fugen, die Nation schien eingetreten in einen Zersetzungsprozeß;

der träge, zähe, stets nur um sein Hausinteresse bekümmerte Kaiser schaute der Verwirrung zu, immer nur bemüht, jede Reform in Staat und Kirche zu verhindern, und den eigenen Landen nicht minder schädlich als dem Reiche. Damals ragte unter den Wittelsbachern als die bedeutendste Persönlichkeit hervor Friedrich der Siegreiche, Kurfürst von der Pfalz. Vom Kaiser nicht anerkannt, zuletzt geächtet, verstand er es, nicht nur sich zu behaupten, — stets schlagfertig und ein Meister in der Kunst des Abrundens und Erwerbens, hinterließ er seinem Nachfolger ein um mehr als sechzig Burgen und Städte vergrößertes Land.

Die Beziehungen Wittelsbachs zu dem österreichischen Nachbar gestalteten sich nicht freundlich. 150 Jahre vorher war das bayerische Haus mächtiger, angesehener gewesen als das habsburgische. Jetzt aber, unter Maximilian I. (1493—1519), wuchs Habsburg, und Wittelsbach schien abzunehmen. Tirol war schon im J. 1363 habsburgisch geworden, und nun benützte Max den blutigen Erbfolgestreit zwischen der pfälzischen und der altbayerischen Linie, um auch das Innthal und das Zillerthal den Bayerfürsten zu entreißen. So hatten die Wittelsbacher sehr triftige Gründe zu persönlicher Verstimmung und zum Mißtrauen; zugleich theilten sie als Reichsfürsten die allgemeine Unzufriedenheit mit dem Monarchen, der die mit so freudigen Hoffnungen begrüßten Reformen und neuen Institutionen von 1495 wieder verfallen ließ und das Reich stets nur als Werkzeug zur Hebung habsburgischer Erbmacht behandelte. Bedroht, wie sie sich fühlten, erkannten sie endlich die Nothwendigkeit, den Theilungen ein Ende zu machen. Eben erst war wieder für einen der ihrigen ein neues Fürstenthum, die Pfalzgrafschaft Neuburg mit Sulzbach, errichtet worden. Nun aber (1506) kam das Primogenitur-Gesetz zu Stande, kraft dessen Bayern ein ungetheiltes, nur von dem erstgeborenen Prinzen zu regierendes Herzogthum bleiben sollte.

Nun beginnt ein neues, ein drittes Weltzeitalter; das Mittelalter ist abgelaufen, aber es hat der anbrechenden Neuzeit ein reiches Erbe von bisher unterdrückten oder nicht zum Durchbruch

gekommenen Ideen und Bestrebungen hinterlassen. Sie sind im Stillen nur noch stärker geworden, die Entdeckungen und Erfindungen der jüngsten Zeit sind hinzugetreten, und es sammelt sich ein gewaltiger, stets anschwellender, alles mit sich fortreißender Strom von neuen Ideen, Bedürfnissen, Forderungen, — zuerst auf dem religiösen Gebiete. Aus dem Schooße unserer Nation wird die Reformation geboren und ergreift binnen wenigen Jahren, hier siegreich, dort unterdrückt, alle Staaten und Völker Europas.

Die Stellung des Hauses Wittelsbach zu dieser Bewegung sollte eine Frage von weltgeschichtlicher Wichtigkeit werden.

Binnen zwei, drei Decennien hatten die bedeutendsten Fürstenhäuser Deutschlands, sowie die überwiegende Mehrzahl der Städte, sich der Reformation angeschlossen und sie in ihren Gebieten durchgeführt, darunter auch die pfälzischen Fürsten. Der größte Theil des Reichsadels stand auf derselben Seite. Um das Jahr 1565 glaubte man annehmen zu müssen, daß neun Zehntheile der Nation entweder offen protestantisch oder insgeheim der neuen Lehre anhängig seien. Zwischen dem Süden und dem Norden war hierin kein Unterschied. Abgesehen von dem bis zum J. 1609 katholischen Jülich, blieben nur zwei Familien unter den deutschen Herrschergeschlechtern beharrlich auf katholischer Seite, Habsburg und der herzogliche Zweig von Wittelsbach. Wäre auch nur der letztere dem mächtigen Zuge, welchem die übrigen sich hingaben, gefolgt, — die Geschichte Deutschlands, ja Europas hätte einen ganz anderen Verlauf genommen.

Das Kaiserthum, wie es im Mittelalter geworden, das „heilige römische Reich deuscher Nation", war eine ganz aus hierarchischen Vorstellungen hervorgegangene, halb priesterliche Institution, wie denn der Kaiser bei seiner Krönung dem Papste als Diakon am Altar zu dienen hatte. Dem Dienste der Kirche sollte es zunächst gewidmet sein, als ihr weltlicher Arm ihre Bedürfnisse befriedigen, ihre Sentenzen vollstrecken, ihr Gebiet erweitern. In seiner Abhängigkeit von dem Papst und den geistlichen Kurfürsten ertrug es keinen protestantischen Kaiser; ein Absetzungs-

decret würde sofort erfolgt sein und fremden Monarchen, vor allen Frankreich, das Zeichen zum Einbruch gegeben haben. Das fühlte denn auch das halb spanische, halb deutsche Habsburg; das wußte Max II., der seinen protestantischen Glauben nicht zu bekennen wagte, und noch im 18. Jahrhundert hat es Friedrich II. von Preußen erkannt, dem beim Aussterben Habsburgs die Kaiserkrone so nahe gerückt schien.

Für die Wittelsbacher bildete seit dem Primogenitur-Gesetz das Bedürfniß, die jüngeren Prinzen durch die geistlichen Fürstenthümer Bayerns und des übrigen Deutschlands zu versorgen, ein starkes Band, welches sie an der alten Kirche festhielt, um so mehr, als auf diesem Wege zugleich Macht und Einfluß des Hauses in Deutschland erhöht wurden. So befand sich das Kurfürstenthum Köln von 1583—1761 ununterbrochen in wittelsbachischen Händen.

Dergestalt geschah es, daß Wittelsbach mit Habsburg in kirchlichen Dingen zusammenging; eheliche Bande kamen hinzu, diese Eintracht zu verstärken. Der ringsum im Jahre 1525 lodernde Bauernaufruhr hatte Bayern unberührt gelassen; aber der Ausbreitung der protestantischen Lehre vermochten weder Herzog Wilhelm IV. noch Kaiser Ferdinand I. in ihren Gebieten Einhalt zu thun. Soviel jedoch erreichten sie, daß das ganze Gerüste des alten Kirchensystems und die Formen des Gottesdienstes unversehrt in Oesterreich und Bayern erhalten wurden.

Wohl begehrten Kaiser Ferdinand und Herzog Albrecht V. von Bayern nachdrücklich in Rom und Trient umfassende und tief eingreifende kirchliche Reformen, nicht der Lehre, aber in Leben, Zucht und Ritus. Als sie verweigert wurden, schritten gleichwohl Albrecht V. und Wilhelm V. nach ihm, im engsten Anschluß an Rom, mit den üblichen Gewaltmitteln zur Ausrottung des neuen Bekenntnisses.

Indeß hatte sich in der Pfalz schon seit dreißig Jahren die Reformation ruhig und geräuschlos verbreitet, als Kurfürst Otto Heinrich sie offen und ohne Hemmniß durchführte; die

beiden Nebenlinien Simmern und Zweibrücken hatten das gleiche gethan. Da ereignete sich, daß der folgende Kurfürst, Friedrich III., die calvinische Lehre einführte, statt der lutherischen, welche bisher die allgemein deutsche gewesen. Und wiederum griff die That eines Wittelsbachers entscheidend und verhängnißvoll in die Verkettung der Dinge ein; bald folgten ein paar andere Fürsten seinem Beispiel. Damit war der Keil der Spaltung eingedrungen in das bisher feste und durch Fürsten- und Städtebund zusammengehaltene Gefüge des deutschen Protestantismus. Fortan standen sich lutherische und calvinische Fürsten und Gebiete theils feindlich, theils theilnahmslos gegenüber; auch die gemeinschaftliche Gefahr vermochte keine einmüthigen Beschlüsse zu bewirken, und die Wunde, die damit der protestantischen Sache geschlagen ward, ist erst in unseren Tagen geschlossen worden. Friedrich's Urenkel, der unglückliche Friedrich V., hat des Vorgängers That schwer büßen müssen.

In Bayern war die Gegenreformation unter Wilhelm V. vollendet; zugleich waren durch sie hier, wie in den österreichischen Ländern, die ständischen Schranken gefallen; Kurfürst Maximilian I. konnte nach Gutdünken über die Kräfte seines Landes, bis zur äußersten Anspannung und Erschöpfung, verfügen. Zum ersten Mal wurde Bayern in der starken Hand eines staatsklugen, energischen, mit aller Denkens- und Willenskraft auf ein Ziel gerichteten Fürsten ein selbständiger Staat, eine Macht, mit welcher die europäischen Mächte rechnen mußten, eine Macht, die selbst über die Zukunft Deutschlands entscheiden konnte.

Merkwürdig, wie nun wieder einmal Wittelsbach gegen Wittelsbach stand. Dießmal war der Gegensatz von welthistorischer Bedeutung: Bayern gegen Rheinpfalz, Liga gegen Union. Die pfälzischen Fürsten waren nun die Träger des aufstrebenden, vorwärts drängenden Protestantismus. Sie bemühten sich, die deutschen und die außerdeutschen Glaubensgenossen zu gemeinschaftlichem Schutze zu verbinden. Während das sächsische Kurhaus, welches früher an der Spitze der evangelischen Bewegung gestanden, sich immer

enger an das Kaiserhaus anschloß, hatten die Pfälzer den französischen Protestanten bewaffnete Hülfe gebracht, hatten die für ihre Religion und Freiheit gegen Spanien kämpfenden Niederländer unterstützt, und waren nun die Lenker der Union, deren Glieder erkannt hatten, daß es für sie keinen Schutz mehr bei den Reichsbehörden gebe und daß nur vereinigte Selbsthülfe vor der Ausführung des zur Ausrottung des Protestantismus gefaßten Planes sie retten könne. Ihnen gegenüber sehen wir Maximilian als das Haupt der katholischen Liga; in ihr suchten jene geistlichen Fürsten Schutz und Hülfe, welche in der gewaltsamen Bekehrung ihrer protestantischen Unterthanen von außen gehemmt zu werden befürchteten. Wähnten doch auch viele, vor allem die mächtigste, einflußreichste Gesellschaft jener Zeit, der rechte Moment sei gekommen oder doch ganz nahe, um alles in Deutschland wieder unter die Herrschaft von Papst und Kaiser zurückzuführen.

Als Kaiser Matthias 1619 kinderlos starb, wurde der Bayernherzog eingeladen, sich um die Kaiserkrone zu bewerben; er schien nur die Hand ausstrecken zu dürfen, um sie zu ergreifen. Man mahnte ihn an seinen Ahnherrn, Kaiser Ludwig; sein Bruder war Kurfürst von Köln; sein Vetter, der Pfälzer, kam selbst mit dem Anerbieten; die geistlichen Fürsten hätten gerne die Reichsmacht und ihre Ansprüche in den Händen ihres Bundeshauptes gesehen. Dennoch lehnte er ab und erklärte sich für den Habsburger Ferdinand.

Und nun folgten jene gewaltigen Schläge, welche Deutschland in die Gräuel eines dreißigjährigen Krieges stürzten, mit Brandstätten und Trümmerhaufen es erfüllten, die Nation an den Rand des Unterganges brachten. Unser Vaterland ward, größtentheils durch seine eigenen, aber vom Auslande geleiteten Söhne, eine Stätte der Verwilderung und Barbarei, und zweier Jahrhunderte bedurfte es, sich aus so tiefem Falle wieder aufzurichten.

Während Ferdinand's Wahl in Frankfurt erfolgt, wählen

die Böhmen den Pfalzgrafen zu ihrem König. Sofort läßt sich Maximilian vom Kaiser die seinem Vetter zu entreißende Kurwürde und einen Theil seiner Lande versprechen, schlägt mit einem vom Papst und von den geistlichen Fürsten bezahlten Heere die Böhmen am Weißen Berg; es folgt die furchtbare Rache des Blutgerichts in Prag. Max läßt sich zum Vollstrecker der Reichsacht gegen seinen Vetter ernennen, erobert die Oberpfalz und die Rheinpfalz, und, indem er Kurfürst wird, ist die bisherige Stimmengleichheit der zwei Bekenntnisse im Kurfürsten-Collegium vernichtet, eine katholische Mehrheit unter denen geschaffen, auf welchen unter den drei letzten Kaisern die Regierung Deutschlands beruht hatte.

Die Union löste sich auf; die evangelische Lehre ward in den österreichischen Erb- und Kronlanden ausgerottet; die beiden katholischen Heere, das kaiserliche und das ligistische, erfochten Sieg auf Sieg; Ferdinand sah sich in Deutschland mächtiger, als Karl V. gewesen; in seinem Kopfe verbanden sich die Gedanken und Hoffnungen der spanisch-österreichischen Weltmacht und des wieder aufgerichteten universalen Kaiserthums. Den Spaniern räumte er die Unterpfalz ein und that was er konnte, die Festsetzung dieser deutschfeindlichen Macht in den Rheinlanden zu fördern.

Indessen durfte er nicht vergessen, daß es Maximilian war, dem er seine und seines Hauses Rettung aus der gefahrvollsten Lage verdankte. Und wie gewaltig der Einfluß dieses Fürsten damals noch war, das zeigte das Restitutions-Edict und die Entlassung Wallensteins, die dem Kaiser auf dem Reichstage von 1630 abgezwungen wurde. Auch hatte Maximilian früher schon erkannt, daß er, um seine hochragende Stellung im Reich und seine viel bestrittene Kurwürde zu behaupten, sich an Frankreich anlehnen müsse. Er war es, der seinen Nachfolgern diesen von da an so oft betretenen Weg zeigte und sich von Richelieu durch einen geheimen Vertrag den Besitz seiner Kurwürde und der neugewonnenen Lande sichern ließ.

Bekannt ist, was nun folgte: die Niederlagen der ligistischen und der kaiserlichen Heere, Gustav Adolf in München, der Uebertritt des durch das habsburgische Vorgehen in Italien erbitterten Papstes Urban VIII. auf französische und dadurch mittelbar auf schwedische Seite. Denn auch Frankreich griff nach dem Tode Gustav Adolf's mit Macht in den Krieg ein. Die gemeinsame Gefahr knüpfte den Kaiser und Max wieder enger an einander; beide setzten den Krieg auch dann noch, die äußersten Kräfte aufbietend, beharrlich fort, als der Sieg von ihren Fahnen gewichen war. Noch einmal sah Max in diesen letzten Jahren, den schlimmsten und zerstörendsten des ganzen Verlaufs, sein Land von Feindesschaaren zertreten und sich als Flüchtling in Braunau. Da blieb ihm kein Ausweg, als sich Frankreich in die Arme zu werfen und für die Abtretung des Elsasses einzustehen. Es war ein bitteres Verhängniß, daß gerade unter dem Fürsten, welcher der begabteste der jüngeren Wittelsbacher Linie war, Bayern und Deutschland so namenlos unglücklich wurden.

Für unsere beiden verwandten Fürstenhäuser fiel der westfälische Friede günstig aus. Das Haus Bayern behielt die Kurwürde und die Oberpfalz, mußte aber freilich auf seine Forderung von 13 Millionen an das Kaiserhaus verzichten. Das pfälzische Haus erhielt mit der Rückgabe der Rheinpfalz eine achte Kur und die Wiedereinsetzung der Simmernschen Linie. Um so schlimmeres widerfuhr Deutschland und dem Reiche: was an Frankreich und Schweden abgetreten wurde, betrug fast den Umfang eines Königreichs. Mit dem alten Reiche war es im Grunde zu Ende; dem Kaiser blieb nur eine schattenhafte Oberherrlichkeit; die Fürsten wurden völlig selbstständig, mit dem Rechte, Bündnisse und Verträge mit dem Ausland zu schließen, und als Garanten des Friedensschlusses waren Frankreich und Schweden fortan zur Einmischung in Deutschlands innere Angelegenheiten berechtigt, machten auch bald, vorzüglich Frankreich, von diesem Rechte den ausgedehntesten Gebrauch. Wie es von da an keine deutsche — nur eine österreichische, brandenburgische, sächsische —

Politik mehr gab, so bildete sich auch für Bayern eine eigene Politik, die dasselbe — dafür sorgte Oesterreich — immer mehr nach Westen wies.

Als Karl Ludwig, der Sohn des unglücklichen Friedrich, nach 30jährigem Exil, aus London in sein Stammland, das er als Kind verlassen hatte, zurückkehrte, fand er ein armes, entvölkertes, aus einem Garten zur Wüste gewordenes Land. Man rechnete, daß nur der fünfzigste Theil der Einwohner noch übrig geblieben. Unter seiner weisen und wohlthätigen Regierung blühte indeß die Pfalz rasch wieder auf, die Ausgewanderten kehrten zurück, Religionsfreiheit zog neue, arbeitsame Ansiedler herbei; aber es bezeichnet die Lage, daß selbst der Kaiser nicht im Stande war, den Abzug der von seinem Vater gerufenen, das Land ausraubenden Spanier aus der Feste Frankenthal zu bewirken; sie blieben noch mehrere Jahre. Es war die erste Mahnung, daß für die Pfalz nichts mehr vom Kaiserhofe zu erwarten sei, und der Kurfürst mußte sehr bald erkennen, daß nur von dem mächtigen französischen Nachbar für die politische Existenz und Wohlfahrt seines Landes alles zu hoffen wie zu fürchten war. So gab er denn seine einzige Tochter Charlotte Elisabeth als ein „politisches Opferlamm", wie sie selber sich nannte, dem nichtswürdigen Bruder Ludwig's XIV. zum Weibe. Vergeblich; gerade sie, dem Vater ähnlich an Geist und Charakter, mußte den Vorwand leihen, ihre Heimath mit einer Verwüstung heimzusuchen, deren Barbarei noch die Gräuel des 30jährigen Krieges übertraf.

Im Vergleich mit der Pfalz, die schon seit 1679 auf Jahre hinaus der Tummelplatz französischer Gewaltschaaren geworden, war Bayern fast glücklich zu nennen; es erholte sich langsam aber stetig unter dem wohlwollenden, schwächlichen Sohne Maximilian's, dem milden Ferdinand Maria, um so mehr, als er unter dem Einfluß seiner habsburgischen Mutter das Danaer-Geschenk der Kaiserkrone, welches Mazarin nach Ferdinand's III. Tod ihm zugedacht hatte, abzulehnen die Klugheit besaß, zugleich aber auch die Wahl Ludwig's XIV. verhindern half.

Ganz anderen Rathschlägen folgte sein Sohn, der heldenmüthige, glänzende, aber grundsatzlose und leicht verführbare Zögling der Versailler Hofdamen, Max Emanuel. Erst 20jährig, hatte er mit seinen Bayern Wien entsetzen, Ungarn den Türken entreißen helfen. Dann hatte er am Rhein im Dienste des Kaisers gegen Ludwig XIV. gestritten, war spanischer Statthalter in Brüssel geworden. Da starb sein Sohn, der Knabe, welchem das Erbe der spanischen Kronen zugedacht war. Getäuscht in so glänzenden Hoffnungen und erbittert gegen das Kaiserhaus, trat er in dem jetzt ausbrechenden Erbfolgekrieg, durch glänzende Versprechungen gewonnen, auf Ludwig's Seite und versuchte mit französischer Hülfe die Kaiserkrone von Habsburg an Wittelsbach zu bringen und Bayern aus österreichischen Provinzen zu vergrößern. Der Kampf endete bald mit seiner Niederlage, und nun übte der Wiener Hof maßlose Rache: beide kurfürstlichen Brüder wurden, unter Zustimmung der übrigen Kurfürsten, mit der Reichsacht belegt. Denn auch Joseph Clemens von Köln hatte sich tief mit Ludwig XIV. eingelassen; die Franzosen waren eingerückt in den Kurstaat, der nun wie ein dem französischen Reich einverleibtes Gebiet behandelt wurde. Dem Landesfürsten war nur eine Scheinregierung geblieben, er war das Werkzeug der französischen Minister und Generale geworden.

Ganz Bayern war in Feindeshänden. Gemäß der Weisung des Kaisers Leopold an seinen Oberfeldherrn (1703) sollte das Land so viel immer möglich zum Vortheil des kaiserlichen Aerars „gezwackt und ausgesaugt" werden. Ein Aufstand des durch diese unerträglichen Bedrückungen auf's äußerste gebrachten Landvolks ward blutig unterdrückt.

Der Kaiser sprach im J. 1705 das zweimal eroberte Bayern dem Hause Wittelsbach auf ewige Zeiten ab. Einzelne Stücke des Landes wurden an kaiserliche Günstlinge oder Würdenträger verliehen, das Innviertel zu Oberösterreich geschlagen, das Hochstift Augsburg vergrößert. Das ganze bayerische Volk — bis zu solcher Verrücktheit verstieg man sich in Wien — ward für todeswürdig

erklärt; doch sollte aus Gnaden nur jeder fünfzehnte, von den Städtern der zehnte Mann hingerichtet werden. Glücklicherweise fehlte die Macht zur Vollstreckung des zornigen Richterspruches. So völlig vergessen waren all die schweren Opfer an Geld und Menschen, welche Bayern seit achtzig Jahren für Habsburgs Interesse gebracht hatte, — vergessen, daß erst vor wenigen Jahren 30,000 Bayern die Wiedergewinnung Ungarns für Habsburg mit dem Leben bezahlt hatten.

Die Hinneigung der Wittelsbacher Fürsten zu Frankreich scheint uns heute eine schwer verständliche Verirrung. Sie begann gegen Ausgang des dreißigjährigen Kriegs und währte nun schon seit fünfzig Jahren. Sie wird indeß begreiflich und jedenfalls minder anstößig, wenn wir den politischen und geistigen Zustand Deutschlands in jener Zeit uns vergegenwärtigen.

Die immer mehr verfallende Reichsverfassung war ein Gewebe von Widersprüchen und inneren Unwahrheiten. Das Reichsoberhaupt ließ sich im Reiche, in welchem es nirgends mehr einen Sitz, nirgends Einkünfte hatte, nicht mehr blicken. Seine Erbstaaten, auch die deutschen, führten ein mehr und mehr dem übrigen Deutschland sich entfremdendes Sonderleben. Alle dem Ganzen gewidmeten Institutionen, in denen der Wiener Hof seine Hand hatte, waren verdorben oder unwirksam: so der immerwährende Reichstag zu Regensburg, von dem die Fürsten wegblieben, mit seiner schwerfälligen Nichtigkeit, seiner sprichwörtlichen Schlafsucht und seinem kleinlichen Hader um Titel und Ceremoniell; so die allgemein mißachtete, schleppende und verschleppende Reichsjustiz. Das Wehrsystem war kläglich; ein deutsches Heer gab es nicht, das sogenannte Reichsheer war zum Spott des Volkes geworden. An der bedrohtesten Grenze des Reiches saßen in langer Reihe die geistlichen Fürsten, welche, unfähig sich und das Reich zu schützen, naturgemäß dem französischen Einfluß verfielen und den lüsternen Blicken des übermächtigen und nun auch übermüthigen Nachbars das lockende Bild deutscher Unmacht darboten. Das zur Wittelsbacher Domäne gewordene Kurland Köln

war, neben Mainz, eine Lieblingsstätte französischer Diplomaten geworden, die so zugleich am Niederrhein und an der Isar ihre Hebel erfolgreich ansetzten.

In Deutschland war ein lebendiges Nationalbewußtsein nicht mehr vorhanden; Selbstgefühl und Gemeingeist fehlten dem Volke; daß es auch noch außerhalb der Religion große, Allen gemeinschaftliche Interessen gebe, für welche jeder Deutsche einzustehen habe, wurde nur von wenigen empfunden, von noch wenigeren ausgesprochen. Gab es doch auch kein öffentliches Organ, durch welches patriotisch gesinnte Männer zum Volke hätten sprechen können. Die Deutschen, verarmt an geistigen Gütern, mit einer unschön, ungelenk und mißtönig gewordenen Sprache, ohne das Gemeingut einer auch außer dem engen Gelehrtenkreise geltenden Literatur, wandten sich der gerade jetzt zur classischen Blüthe gereiften französischen Literatur zu, und so ward Ludwig auch für die Deutschen — in dem dreifachen Glanze des kühnen Eroberers und Kriegsherrn, des Meisters in der Rolle des Königthums und des großherzigen Förderers von Literatur, Kunst und Wissenschaft — ein bezauberndes Ideal, eine verehrungsvoll angestaunte Erscheinung. Versailles war die hohe Schule der deutschen Fürstensöhne und das eifrig nachgeahmte Musterbild für die Höfe diesseits des Rheins. Mit welcher Begeisterung redete doch selbst der vornehmste unter den deutschen Denkern, Leibnitz, von der Herrlichkeit Ludwig's, welche Hoffnungen setzte er auf ihn! — er, der doch die große, von diesem Monarchen Deutschland drohende Gefahr so klar erkannt, so kraftvoll ausgesprochen hatte! Für Bayern fiel noch besonders in's Gewicht, daß selbst am päpstlichen Hofe Frankreichs Ansehen und sein Einfluß größer war, als der des Kaiserhofes; denn in München pflegte seit der Reformation die Autorität des römischen Stuhls auch in politischen Dingen maßgebend zu sein, da doch jede politische Frage irgendwie mit einem kirchlichen Interesse sich verschlang, und sodann, weil der Hof in München bei seinen steten Verwicklungen mit den sieben Nachbarbischöfen, welche sämmtlich Reichsfürsten waren, alle Ursache

hatte, dem päpstlichen Hof in jeder Richtung zu Willen zu sein — Verhältnisse, die man in Paris sehr wohl kannte.

Und nun Oesterreich selbst! — Ludwig war durch seine trefflichen Diplomaten in Wien oft ebenso machtvoll und glücklich als an anderen Höfen. Im Jahre 1668 hatte Kaiser Leopold sich mit diesem seinem Todfeind in einem geheimen Abkommen über die spanische Erbschaft der älteren habsburgischen Linie verständigt, und von da an erforderte die Wiener Staatsklugheit, ängstlich jeden dem französischen Könige mißfälligen Schritt zu vermeiden. Und dazu war französisches Geld bei den Rathgebern und Staatsmännern Leopold's von solcher Wirksamkeit, daß der General Montecucoli klagte: in Paris kenne man die kaiserlichen ihm zukommenden Befehle, schon ehe sie noch zu ihm gelangten. Leopold ließ denn auch, während er zum Schutze der Niederländer ein Heer marschiren ließ, dem König zu seinen Siegen über die ketzerischen Niederlande Glück wünschen.

Seit das Kaiserthum im Hause Habsburg erblich geworden, hatte das Reich stets Verluste erlitten, und zwar meistens durch dieses Haus selbst. So hatte es die deutschen Niederlande an Spanien gegeben; es hatte unter Max I. die Trennung der Schweiz durch einen gegen die Eidgenossen unglücklich geführten Krieg bewirkt. Dann hatte Ferdinand III. im westfälischen Frieden die französische Herrschaft über die drei lothringischen Bisthümer bestätigt und das Elsaß abgetreten; Leopold I. genehmigte die Abtretung der Freigrafschaft Burgund und übergab die Stadt Freiburg, die jedoch Ludwig im J. 1697 wieder herausgeben mußte, während er das deutsche Bollwerk Straßburg mit Zustimmung des Kaisers behielt. Kaiser Karl VI. trat dann noch im J. 1713 freiwillig ganz Lothringen ab, wofür der Herzog, sein Schwiegersohn, Toscana erhielt. Das im Grund immer noch zum Reiche gehörige Herzogthum Mailand hatte man vorlängst preisgegeben. Nach allem diesem war nichts natürlicher, als daß Oesterreich und Deutschland sich gegenseitig als Ausland betrachteten, daß jeder Versuch des Wiener Hofs, Oberhauptsrechte geltend zu machen

und einzugreifen, im größten Theile von Deutschland als eine Vergewaltigung und eine Schädigung der deutschen Freiheit empfunden ward.

Max Emanuel und sein Bruder hatten im Frieden von Rastatt und Baden (1714) Land und Rang zurückerhalten, und es gereicht dem ersteren zur Ehre, daß er beim nächsten Türkenkriege doch wieder dem Kaiser seine Bayern zur Hülfe schickte, die bei der Eroberung von Belgrad mitwirkten. Sechsundzwanzig Jahre darauf eröffnete sich für Wittelsbach zum dritten Male die Aussicht auf den Kaiserthron. Denn mit dem Tode Kaiser Karl's VI. erlosch der Mannsstamm des Hauses Habsburg, welches in 467 Jahren dem deutschen Reiche sechzehn Kaiser gegeben hatte. Wittelsbach war nun von den Familien, welche vordem die Kaiserwürde getragen, die einzige noch bestehende; sie war rein deutschen Ursprungs, wogegen der lothringische Gemahl Maria Theresia's, dem man in Wien das Kaiserthum zudachte, Abkömmling des französischen Hauses Vaudemont war. Manche Kurfürsten erwogen damals, was Friedrich äußerte, daß unter einem andern Kaiserhause die vielen Klagen über die Bedrückungen und Gewaltsamkeiten des Wiener Hofs in Sachen der Religion und der Reichsjustiz wegfallen könnten, daß für das Reich ein Kaiser wünschenswerth sei, der keine außerdeutschen Länder besitze und das Reich nicht jeden Augenblick in fremde Kriege verwickle, wie das Haus Oesterreich es fort und fort nach allen Richtungen hin gethan habe.

Bayern und Pfalz hatten sich endlich auch über den letzten Streitpunkt, das Reichsvicariat, und zu engem Zusammenhalten vereinigt. Karl Albrecht ward denn auch wirklich von allen Kurfürsten einmüthig gewählt — ein Ereigniß, welches vor allem der politischen Thätigkeit Friedrich's II. zu verdanken war. Denn diesem Fürsten war ein stärkeres Bayern und ein durch den Verlust der Kaiserkrone geschwächtes Oesterreich gleich willkommen.

So sah sich Karl VII. plötzlich als das Oberhaupt von 370 souveränen Fürsten und Ständen, als Kaiser eines Reiches,

das nicht einen Soldaten und nur einige tausend Gulden Einkünfte hatte. Naturgemäß hätte München als Hauptstadt und Sitz des Reichshofraths an die Stelle Wiens treten müssen. Die Kaiserwürde gewährte ihm keinen unmittelbar greifbaren Zuwachs an Macht; vielmehr erforderte sie die Grundlage einer Hausmacht, welche viel bedeutender hätte sein müssen, als das damalige Bayern sie bot. Karl Albrecht erhob denn auch Erbansprüche auf das Königreich Böhmen und das Erzherzogthum Oesterreich, die nun mit den Waffen erstritten werden sollten.

In der Kaiserkrone, die doch auch die alte deutsche Königskrone war, lag noch immer eine mächtige, wenn auch nicht offen wahrnehmbare Zauberkraft. Sie schien erloschen im nördlichen Deutschland, wo man die habsburgischen Kaiser nur als die feindlichen Unterdrücker der Landesreligion und als die Preisgeber der Grenzländer kannte; aber sie war noch stark in den geistlichen Fürstenthümern und überhaupt in dem so zersplitterten Süden, mit seinen zahlreichen kleinen und kleinsten Dynasten. Ein Kaiser aus dem ältesten deutschen Hause, im Besitz eines deutschen Kronlandes, gestützt auf ein tüchtiges Heer, umgeben von erfahrenen Staatsmännern, würde die längst schlafenden Hoffnungen einer Wiederbelebung des Reiches rasch erweckt, Millionen deutscher Herzen würden freudig sich ihm zugewendet haben.

Aber wie weit war die trübe Wirklichkeit von diesem Kaiser-Ideal entfernt. Karl Albrecht hatte keinen Berather und Feldherrn, wie ihn die letzten Kaiser am Prinzen Eugen gehabt; ihm stand nur ein Graf Törring zur Seite. So gebrechlich das Reich war, es bildete noch immer den Mittelpunkt der europäischen Politik; die Minister und Diplomaten eines Kaisers mußten ihre verschlungenen Fäden in starken und gewandten Händen halten: — aber bei dem damaligen Zustande seines Studienwesens konnte ihm Bayern eine Auswahl von brauchbaren Geschäftsmännern nicht darbieten, und ebensowenig konnte das tiefverschuldete Land die erforderlichen Mittel aufbringen. So war er denn ganz an französische und preußische Hülfe angewiesen.

Dabei stand er einer ausgezeichneten Frau gegenüber, einer Maria Theresia, welche alle ihre habsburgischen Vorgänger auf beiden Thronen seit Karl V. an Thatkraft, Einsicht, männlichem Muth und Geist überragte. So ging denn auch die böhmische Krone, die Karl Albert sich in Prag bereits aufgesetzt hatte, bald wieder verloren; von irgend einem eingreifenden Walten in Deutschland konnte nicht die Rede sein, und nach seinem frühen Tode im J. 1745 blieb seinem Sohne Max Joseph III. nur übrig, im Frieden zu Füssen die Rückerstattung des eroberten Bayern zu erkaufen durch Verzicht auf alle Erbansprüche und durch die Zusage seiner Wahlstimme für den Gemahl Maria Theresia's. Mit dem wohlmeinenden, von seinem Volk aufrichtig geliebten und beklagten Maximilian III. erlosch am 30. December 1777 die Ludwig'sche Linie der Wittelsbacher, welche fast fünfhundert Jahre lang über Bayern geherrscht hatte, und nun wurden unter Karl Theodor Bayern und Pfalz nach 448jähriger Trennung wieder vereinigt.

Der neue Fürst hatte ebensowenig legitime Sprößlinge, als sein Vorgänger. Nur ungern verließ er seine rheinischen Lande, um in München zu residiren, und bereitwillig ließ er sich auf einen Tauschplan ein, welcher Bayern oder doch einen ansehnlichen Theil Bayerns an Oesterreich bringen sollte.

Für Maria Theresia war die Erwerbung Bayerns eine Lieblingshoffnung; früh schon hatte ein englischer Staatsmann, Lord Stairs, ihr eingeredet, daß Elsaß und Lothringen zurückerobert und für Bayern zu einem Königreich gestaltet werden könnten. Später dachte sie an Neapel und Sicilien; Bayern sollte, wie auch Fürst Kaunitz meinte, durchaus als Ersatz für das verlorene Schlesien dienen; ein Fußbreit Bayerns, äußerte er, sei mehr werth, als anderswo ganze Bezirke; das Wittelsbacher Haus, immer gefährlich in seiner jetzigen centralen Stellung, werde besser aus der Mitte Europas entfernt und im südlichen Italien untergebracht. Kaunitz drang darauf, Oesterreich solle die viel reicheren Niederlande behalten, da der Widerstand der Seemächte vorauszusehen sei, und doch einen beträchtlichen Theil

von Bayern sich aneignen, wegen des „schönen Arrondissements für das durchlauchtigste Erzhaus.“ Auch die Oberpfalz müsse es nehmen, um den brandenburgischen Markgrafenthümern Bayreuth und Ansbach eine gute Barriere entgegenzusetzen.

Beim Tode Max’ III. widerrieth Maria Theresia anfänglich den Entschluß ihres Sohnes Joseph, Bayern sofort militärisch zu besetzen; bald aber gab sie nach, die österreichischen Schaaren rückten ein; Karl Theodor hatte wirklich den Vertrag unterzeichnet, der den besseren Theil Bayerns, ohne Zustimmung der Landstände und des rechtmäßigen Erben, des Herzogs von Zweibrücken, an Oesterreich abtrat. Das räthselhafte Benehmen Karl Theodor’s ist noch unaufgeklärt; er sah ruhig zu, daß die Oesterreicher rasch von Straubing aus weiter um sich griffen. Auch der schattenhafte Reichstag wagte keinen Einspruch. Wohl aber griff Friedrich II. zu den Waffen. Sogar Rußland, welchem diese ersten Anlässe zur Theilnahme an deutschen Angelegenheiten willkommen waren, mischte sich ein; auch Frankreich meldete sich; die schwachen in Wien vorgewendeten Erbansprüche riefen ähnliche von Sachsen und Mecklenburg-Schwerin wach. Auf Hochschulen wurden Vorträge über die zur europäischen Angelegenheit gewordene Frage gehalten. Friedrich’s Heer rückte in Böhmen ein; es kam zu einem thatenarmen, aber doch aufreibenden Kriege, den der Friede zu Teschen beendigte; Oesterreich war zurückgewichen; es begnügte sich, die Beute des Innviertels davon zu tragen.

Neuerdings verständigte sich im Jahr 1785 Karl Theodor, dem der Besitz Bayerns eine Last geworden zu sein schien, mit Joseph II. über einen Ländertausch; statt Bayerns sollte er die Niederlande als burgundisches Königreich erhalten. Und wieder war es Friedrich II., der durch den Fürstenbund dieß vereitelte.

Gleich in den ersten Jahren der französischen Revolution, als der Besitz Belgiens für Oesterreich unsicher und gefahrbringend geworden, versuchte der Wiener Hof von neuem, Bayern durch den Tausch mit Belgien zu gewinnen; Preußen sollte um den Preis

seiner Zustimmung sich in Polen vergrößern dürfen; die Sache scheiterte zuerst wieder an der weiteren in Wien erhobenen Forderung von Ansbach und Bayreuth. Zwar gab Kaiser Franz, dem die Erwerbung Bayerns sehr am Herzen lag, bald nachher jenen Anspruch auf die fränkischen Gebiete auf, aber mittlerweile war Belgien in die Hände der Franzosen gerathen. Karl Theodor fürchtete einen militärischen Gewaltact Oesterreichs, eine plötzliche Besetzung seines Landes und ließ sich um so tiefer mit den Pariser Machthabern in Unterhandlungen ein, die man dann in Wien als Reichsverrath bezeichnete.

Diese Begierde Oesterreichs nach dem Besitze Bayerns kam in den damaligen europäischen Verwicklungen immer wieder zum Ausbruch. Vergeblich warnte England: indem man die französische Revolution mit den Waffen bekämpfe, dürfe man nicht selber revolutionärer Gewaltacte sich schuldig machen. Neuerdings erschien in dem mit Rußland im J. 1795 geschlossenen Vertrag, der ein Schutz- und Trutzbündniß beider Kaiserhöfe gegen Preußen enthielt, die Erwerbung Bayerns durch Oesterreich als einer der geheimen Artikel. Der Minister Thugut dachte und handelte in diesem Punkte wie Kaunitz. Selbst in dem Friedensschluß von Campo Formio mit Frankreich, 1797, hieß es im fünften geheimen Artikel: die französische Republik werde sich dafür verwenden, daß Kaiser Franz mit Salzburg auch einen Theil von Bayern bekomme.

Unverkennbar tragen diese Thatsachen einiges bei zum Verständniß der nachher eingetretenen Rheinbund-Politik Bayerns.

Da das Verhältniß Oesterreichs zu Frankreich schon im J. 1798 wieder ein feindliches war, so konnte, trotz des geheimen Artikels von Campo Formio, als mit dem Tode Karl Theodor's die Sulzbacher Linie erlosch, die Linie Zweibrücken-Birkenfeld in der Person Max Joseph's ruhig die bayerische Erbfolge antreten. Dieses Haus hatte bereits dem schwedischen Volke drei große Könige gegeben, ihm sollte auch Bayern eine Reihe vortrefflicher Fürsten verdanken.

Wir stehen hier an einem großen Wendepunkt. Die Ereig-

nisse am Schlusse des Jahrhunderts haben für Deutschland, für die ganze Menschheit ein neues Weltalter eingeleitet. Nicht am wenigsten für Bayern. Der Regierungsantritt Maximilian's als Kurfürst von Pfalz-Bayern ist der Markstein, der das alte Bayern von dem neuen scheidet. Nicht eine allmähliche, unmerklich sich vollziehende Entwicklung war es, welche Land und Volk in das heutige Bayern hinüberführte; es war eine unter schweren Wehen vor sich gehende Neugeburt und Umgestaltung; durch sie ist das alte einstämmige Herzogthum Bayern in ein stattliches, dreimal größeres Königreich verwandelt, sind Altbayern mit Franken, Schwaben, Rhein- und Oberpfälzern zu einem eigenthümlichen Staatsgebilde verschmolzen worden. Im Jahre 1774 fand ein englischer in München lebender Staatsmann: „Um den Zustand dieses Landes zu schildern, müßte man um zwei Menschenalter im Fortschritt der Gesellschaft zurückgehen." Jene Zustände sind in der Erinnerung der Lebenden schon fast völlig verblaßt, so groß ist die Umwälzung gewesen, die uns davon trennt.

König Max Joseph ist es gewesen, der nach einer Absonderung und Entfremdung von dritthalb Jahrhunderten Bayern wieder emporgehoben hat in die gleichen Rechte und die volle Gemeinschaft mit den übrigen deutschen Stämmen. Um dazu zu gelangen und um die fast unerschwinglichen Lasten zu tragen, welche bei dem allgemeinen Zerfall und Kriegszustand fremde Uebermacht unserm Land auferlegte, mußte unser gesammtes staatliches und gemeindliches Leben sich umwandeln: Schule und Kirche, Gemeindeleben und Militärwesen, Steuerverhältnisse, Feudalität und Leibeigenschaft, Rechtspflege, Beamtenthum, alle diese Regierungszweige mußten nahezu gleichzeitig in Angriff genommen werden. Daß in diesen Dingen jahrelang viele, und mitunter verhängnißvolle Mißgriffe begangen wurden, war unvermeidlich. König, Regierung und Volk mußten schwere Lehrjahre durchleben und theures Lehrgeld zahlen. Auch konnte in dem eben erst aus so ungleichartigen Bestandtheilen zusammengefügten Staat, unter dem

Druck der Fremdherrschaft, bei einem stehenden Deficit, noch kein gesundes politisches Leben, kein constitutionelles Zusammenwirken von Regierung und Volk sich entwickeln. Die alten Landstände mit ihren Rechten waren schon von den Herzogen Wilhelm IV., Albrecht V. und Wilhelm V., als ein Hinderniß bei der Unterdrückung der neuen Lehre, lahm gelegt und auf ein sehr geringes Maß von Befugnissen herabgedrückt worden. Beim Zuwachs so vieler neu erworbenen Gebiete und in der Noth der Zeiten glaubte man alle einzelnen landschaftlichen Verfassungen und Privilegien aufheben zu sollen. Eine neue, vom König zu verleihende Verfassung ward auch verheißen, kam aber im Drange der rasch sich folgenden Katastrophen nicht zu Stande.

Hier nun soll uns das Bild eines an Edelmuth und Herzensgüte unübertroffenen Königs, wie Maximilian I. war, nicht getrübt werden durch die Erinnerung an den Rheinbund, der jüngst wieder einem reichbegabten Historiker Anlaß zur bittersten Rüge geboten hat. Gewiß liegt hier theils ein düsteres Verhängniß, theils eine schwere Schuld vor, und wer möchte nicht den 12. Juli 1806 mit seinem Blute auslöschen, wenn er es vermöchte! Aber auf wie viele und wie weit zurück vertheilt sich die Schuld! Der Rheinbund war die bitterste, unvermeidliche Frucht der Sünden und Irrthümer unserer Väter, zunächst aber war er doch die Folge des Neides und Haders zwischen den beiden deutschen Großmächten, die auch gegen den gemeinschaftlichen Feind und Verderber einander nicht vertrauen, nicht helfen wollten. Bayern konnte dem eben absterbenden Reich gegenüber sich keine eigene selbstständige Existenz schaffen; wer hätte dem König rathen dürfen, sich nach den Vorgängen des letzten Jahrhunderts an Oesterreich anzuschließen, mit der sicheren Aussicht, von seinem Verbündeten preisgegeben und von Napoleon dann zermalmt zu werden? Oder sollte er abdanken, fliehen, sein Volk preisgeben, welches dann etwa ein zweites Königreich Westfalen unter irgend einem Napoleoniden oder französischen Marschall geworden wäre? Zudem war eine öffentliche Meinung, welche die Monarchen hätte war-

nen, leiten, ermuthigen können, damals in Deutschland noch nicht vorhanden, und Patriotismus galt selbst bei vornehmen Geistern als Beschränktheit. Konnte doch selbst ein Freiherr von Stein den Schönbrunner Vertrag gutheißen, durch welchen Preußen die Allianz mit Napoleon und das zweideutige Geschenk von Hannover annahm.

Als endlich der Moment kam, die Fesseln der Fremdherrschaft zu brechen, that der König rechtzeitig und nicht ohne große Opfer an Gebiet durch den Rieder Vertrag, was die Lage erheischte, und Bayerns Heer nahm an dem Befreiungskampfe den gebührenden Antheil. Dann aber mußten König und Volk in Ergebung das traurige Geschenk der Bundesverfassung hinnehmen, welches die europäischen Mächte für Deutschland, damit es nicht allzu stark und allzu einig werde, ersonnen hatten. Der Bund trug die Keime des Zerfalls in sich und erzeugte in der ganzen Nation jene tiefe, immer wachsende, bald in Spott bald in Zorn sich äußernde Unzufriedenheit, welche seinen Untergang beschleunigte. Wie die Versuche ihn zu reformiren und Deutschland eine bessere Gestalt und Ordnung zu geben, mißlangen oder vereitelt wurden, und wie dieß zu den Ereignissen von 1866 und 1871 führte, das ist uns noch in frischem Andenken.

Bayerns Aufgabe war zunächst, seine inneren Angelegenheiten zu ordnen. Der König war, von Weimar abgesehen, der erste unter den deutschen Fürsten, welcher gemäß dem Artikel 13 der Bundesacte eine Verfassung gab. Wir blicken zurück auf 60 Jahre eines an mannigfaltigen Wendungen, Conflicten und Lösungen reichen Verfassungslebens; Regierung und Volk sind in dieser Zeit in einer politischen Schule wechselseitigen Unterrichts gewesen; beide Theile haben viel gelernt, unter anderm auch das, daß Bayern eines starken, frei und hoch über den Parteien stehenden Königthums dringend bedarf, und daß Bewahrung der Kronrechte heilige Pflicht für alle, zuerst für die Minister ist. Aber das Zeugniß dürfen wir uns geben, daß — ungleich den meisten anderen deutschen Staaten — in Bayern nie ein Verfassungsbruch eingetreten ist. Jeder

Conflict, wie scharf er sich auch zuspitzen mochte, hat seine legale Lösung gefunden.

Als ein hohes Verdienst des Hauses Birkenfeld haben wir es zu erkennen und dankbar zu verehren, daß es die alte, früher künstlich gepflegte und selbst durch herbeigezogene Ausländer befestigte Absonderung Altbayerns vom übrigen Deutschland gründlich beseitigt und die Rückkehr eines derartigen Zustandes für immer unmöglich gemacht hat. Unter den Händen der Könige dieses Hauses sind die geistigen Schlagbäume, einer nach dem andern, gefallen. Sie waren es, welche durch Wort und That, durch Beispiel und Satzung, Bayern belehrten, daß es sich als Glied eines großen nationalen Körpers, als Bestandtheil eines Volkes, welchem eine der höchsten Aufgaben, ein welthistorischer Beruf zu Theil geworden, zu fühlen und zu betrachten und mit demselben im ununterbrochenen Verhältniß des Gebens und des Empfangens auszuharren habe.

König Ludwig I. war schon als Kronprinz in den Rheinbundstagen an der Spitze der Opposition gegen das „französische System“, wie er es nannte, gestanden. Schon in jener trüben Zeit deutscher Knechtung faßte er den Entschluß, durch seine Walhalla zur Erstarkung deutschen Sinnes beizutragen. Wenn er der Kunstschule in München eine Gunst zuwendete, durch welche sie sich in glänzendem Aufschwung über alle ähnlichen Anstalten in Europa erhob, — wenn er den in die Hauptstadt gezogenen Künstlern Aufgaben stellte, wie sie großartiger und würdevoller sich dieselben kaum wünschen konnten, so war der ihn leitende Gedanke der: München solle für ganz Deutschland die Hochschule bildender Kunst durch Lehre wie durch Beispiel werden. König Max II. hat richtig erkannt, daß sein Bayern eine eigene Culturmission für Deutschland habe, und es war sein sehnlichstes Verlangen, sein Volk, in diesem Beruf vorangehend, bahnbrechend und fördernd zu leiten und dergestalt, wie für Bayerns Wohl, so für Deutschlands Größe zu wirken. Daher die Errichtung der historischen Commission und die Beschränkung derselben auf

deutsche Geschichte. Und ähnliche Gründungen für andere Wissenschaftszweige würden, wäre ihm längeres Leben beschieden gewesen, noch gefolgt sein. Und daß unseres regierenden Königs Majestät in solcher auf ganz Deutschland gerichteten Gesinnung auf den Pfaden seines Vaters und Großvaters zu wandeln gedenkt, das hat er bei jeder Gelegenheit, wie zum Beispiel durch seine bei der Jubiläumsfeier der hiesigen Hochschule gespendete Stiftung, bewiesen.

Das haben unsere Könige der Birkenfelder Linie vor manchen der alten Herzoge und Kurfürsten voraus, daß sie durch allen Wechsel der Zeiten hindurch ihre eigene Größe nur in dem geistigen und physischen Wohl des Volkes und im Gedeihen des Staates gesucht haben. Darum sehen wir auch seit dem Beginn des Jahrhunderts Fürst und Volk freudig zusammenwirken. Die Verschmelzung der Stämme ist noch nicht bis zu völliger Harmonie vollendet, — dem steht ein durch menschliche Macht nicht wegzuräumendes Hinderniß entgegen; aber soviel ist doch erreicht, daß König und Vaterland für uns Bayern eng verknüpfte, nie sich scheidende Begriffe sind, daß ein jeder alle die Güter, die wirklichen wie die gewünschten und die gehofften, welche er in dem Begriff Vaterland zusammenfaßt, nur aus des Königs Hand zu empfangen gedenkt.

Innige Vereinigung von Fürst und Volk, ein vertrauliches patriarchalisches Zusammenleben, bei aller Ehrfurcht vor der Majestät des Thrones, das ist ein Zug, der, mit seltenen Ausnahmen, durch die ganze Geschichte der Wittelsbacher und ihrer Unterthanen geht. Daß unsere Fürsten uns näher stehen, daß wir, nicht mit sklavischer Furcht, aber mit Ehrfurcht und Liebe, mit einer von den Vätern auf Kinder und Enkel forterbenden Liebe, zu ihnen aufblicken, und immer wieder, selbst nach widrigen Erfahrungen, das Gute, das Beste von ihnen vertrauensvoll erwarten, das bindet sie an uns und uns an sie, und dieser angestammten Treue dürfen wir heute noch — und möge es immer so bleiben — vor der Welt uns rühmen. Mit einziger Aus-

nahme der nicht auf bayerischem Boden vollbrachten, in den geschichtlichen Anfang unserer Dynastie fallenden That des Jahres 1208, kennt Bayern keinen Fürstenmord. Der Mörder Herzog Ludwig's des Kelheimers (1231) war kein Bayer, kein Deutscher. Unsere Jahrbücher haben keine Attentate, keine Entthronungen, keine Verschwörungen und hochverrätherischen Complotte, keine politischen Hinrichtungen zu verzeichnen gehabt, wohl aber melden sie zahlreiche Beispiele von aufopfernder Hingabe, von Opfern an Gut und Leben, von unerschütterlicher, auch unter den schwersten Leiden und Versuchungen bewährter Treue des Volkes gegen seine Fürsten. Darin weichen wir keinem deutschen Stamme.

Die Akademie pflegt alljährlich an diesem Tage vorgreifend das Geburtsfest des Königs feierlich zu begehen; heut ist derselbe für uns zu einem doppelten Festtage geworden. Als der letzte Wittelsbacher des alten Hauses unsere Gesellschaft stiftete, erregte dieser Schritt allgemeines Aufsehen und ward als ein für ganz Deutschland beachtenswerthes und für Bayern verheißungsvolles Ereigniß begrüßt. Seitdem hat jeder von den Fürsten des Hauses Birkenfeld durch Verbesserung ihrer Einrichtung, Erweiterung ihres Wirkungskreises, Vermehrung ihrer Mittel, überhaupt als aufmerksamer Gönner und theilnehmender Wohlthäter sich bethätigt. Dankbar bringt daher die Akademie ihrem gnädigen Beschützer auf dem Throne heute ihre Huldigung dar. Zugleich aber vereinigt sie sich mit der ganzen Nation in dem Wunsche: Gott segne und erhalte das Haus Wittelsbach-Birkenfeld; möge es blühen und wachsen in unauflöslicher Vereinigung mit dem Volke, dem es entsprossen!

III.

Die Beziehungen der Stadt Rom zu Deutschland im Mittelalter.*

Zwei Vorzüge, welche sonst den Werken der Menschen versagt sind, haben die alten Römer ihrer Stadt zugeeignet: unvergängliche Dauer und Weltherrschaft. Rom ist die urbs aeterna, Rom ist die Königin des Erdkreises! — so schallte es aus heidnischer Zeit herüber in die christliche. Rom war eine Gottheit, in den Augen nicht nur der Einwohner; — hoch erhob sich ihr Cultus über den aller anderen Stadtgötter; in allen Provinzen des Reiches hatte sie Tempel und Priester.

Da trat mit dem Sieg des Christenthums ein völliger Umschwung ein. An die Stelle der zuversichtlichen Hoffnung auf unvergängliche Dauer trat die Gewißheit eines furchtbaren Geschickes und eines der Weltstadt bestimmten plötzlichen Unterganges. An einem Tage — so glaubten die Christen — wird das vergeltende Gericht der Vernichtung über die große Babel kommen, über die Stadt auf den sieben Hügeln, die trunken ist vom Blute der Heiligen. Daß diese in der Apokalypse des Johannes verkündete Katastrophe einst noch — wenn auch vielleicht erst in sehr später, dem Weltende naher Zeit —, dem Wortlaute der Weissagung ganz entsprechend sich erfüllen werde, daran haben die meisten kirchlichen Ausleger festgehalten.

---

* Vortrag, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Münchener Akademie der Wissenschaften am 29. Juli 1882 — bisher ungedruckt.

Seit dem Beginne des fünften Jahrhunderts, in dem Wirrsal der Völkerwanderung und der Auflösung des weströmischen Reiches, trat für Rom eine lange Zeit der Leiden und der Entvölkerung ein. Rom erduldete die Plünderung durch Alarich's Westgothen, bald darauf eine zweite, schlimmere durch die aus Afrika herübergekommenen Vandalen. Es ward von dem Sueven Ricimer erobert, und in den Todeskämpfen des Ostgothenreiches bald von diesem Volke, bald von den Byzantinern belagert und eingenommen. Um das Jahr 543 war es fast menschenleer geworden; nur 500 vom Volke sollen noch in den verödeten Räumen gewohnt haben. Aber es besaß der anziehenden Kräfte genug, um, vorzüglich unter der schirmenden Hand des seit Gregor dem Großen kräftig wachsenden Papstthums, sich rasch wieder zu bevölkern. Es war nun wieder eine kaiserliche, zum oströmischen Reiche gehörige, zunächst aber vom Exarchat zu Ravenna abhängige Stadt, vor allem bemüht, sich der drohenden longobardischen Herrschaft zu erwehren.

Aber auch von den byzantinischen Kaisern wünschte man in Rom unabhängig zu werden. Beides, die Feindschaft gegen die Longobarden und gegen die zu Bildergegnern gewordenen griechischen Kaiser, führte zur Verbindung mit dem Frankenreiche. Sie ward immer enger, durch beiderseitiges Interesse immer fester gekittet. In vorsichtiger Weise wirkte der Papst mit zur Entthronung des letzten Merovingers und zur Erhebung der neuen Dynastie, Rom ernannte Pipin zu seinem Patricius oder Schirmherrn. Gleichzeitig entfaltete der Angelsachse Winfried (Bonifatius) seine großartige Wirksamkeit im Frankenreiche; er wurde der Apostel der Deutschen, der Reformator der fränkischen Kirche; er gab den Deutschen, was ihnen in ihrer bisherigen Zerklüftung mangelte, ein Bewußtsein ihrer nationalen Zusammengehörigkeit, eine kirchliche Organisation: sie wurden zugleich fester eingefügt in die staatliche Ordnung des fränkischen Reiches und in den vielgliedrigen Körper der abendländischen, um den Mittelpunkt Rom sich gruppirenden Christenheit.

Was Pipin und Winfried begonnen, vollendete Karl der Große. Hatte Bonifaz Alles aufgeboten, die werdende deutsche Kirche in vollständige Unterordnung unter den römischen Supremat zu bringen und ihr das Gepräge der römischen Cultusformen und Ordnungen aufzudrücken, so verfolgte Karl das gleiche Ziel im ganzen Umfange seines Reiches. Nur wollte er selber oberster Lenker und Wächter der Religion und Kirche in diesem Reiche sein, wollte — wie die Bischöfe dieß auch von ihm heischten und erwarteten — die Kirche, wie nach außen schirmen und erweitern, so nach innen regieren. Rom aber, das ihn zum ersten Kaiser des wiedererweckten weströmischen Imperium ausgerufen und gekrönt, war nun die erste Stadt seines Reiches und ihm unterthan geworden.

Man mag sich in Vermuthungen ergehen, wie ganz anders die Weltgeschichte verlaufen wäre, wie völlig verschieden die Geschicke Deutschlands sich gestaltet hätten, wenn jene ältere Kirche, die anatolische Kirche griechischer Zunge, welche in manchen Beziehungen den ältesten christlichen Einrichtungen und Bräuchen näher geblieben war, die Mutter der deutschen Kirche geworden wäre. Ich werde in dem folgenden mitunter den Contrast zwischen römischem und griechischem Brauch zu erwähnen haben.

Die Römer meinten durch ihre Acclamation in der Kirche bei Karl's Krönung ein uraltes, nie verwirktes Wahlrecht ausgeübt zu haben, und bemerkenswerther Weise scheint Karl selbst diese Auffassung vorgeschwebt zu haben, wenn er in der Vorrede zu den Capitularien für Italien zur Datirung das erste Jahr seines Consulats erwähnt. Damit aber verknüpften Karl und seine Nachfolger den Grundsatz der Vererbung. Bei Ludwig, dem Sohne Karl's, bei Lothar und Ludwig II. fand keine Wahl, auch keine Krönung zu Rom statt; gleichwohl erklärte der letztere dem byzantinischen Imperator, auf die Frage nach dem Rechtsgrunde seines Kaisertitels: „Von den Römern habe ich Titel und Würde genommen; sie haben zuerst dieselben besessen.“ Aber schon nach vier Jahren trat ein Ereigniß ein, welches für die folgenden Jahrhunderte entscheidend, auch für Deutschland später von hoher Be-

deutung geworden ist. Der westfränkische König Karl der Kahle zog, eingeladen von Papst Johann VIII., nach Rom, verdrängte seinen nach Erbrecht zur Kaiserkrone berufenen Oheim Ludwig, erkaufte die Römer mit reichen Geschenken und empfing die Kaiserkrone kraft einer dem Papste, nach dessen Versicherung, gewährten himmlischen Inspiration. Damit war dem Papste die Verfügung über das Kaiserthum zugefallen, war für die künftigen Kaiser die Nothwendigkeit geschaffen, nach Rom zu ziehen und aus päpstlichen Händen, welche die Gabe gewähren und vorenthalten konnten, Salbung und Krönung zu empfangen. Daran hing Deutschlands Verhängniß.

Nach dem Tode Arnulf's, des ersten rein deutschen Königs, der die Kaiserkrone getragen, trat für Rom und das Papstthum jene Zeit der Schmach und tiefen Erniedrigung ein, in welcher eine Reihe von Verbrechern und Günstlingen buhlerischer Frauen den päpstlichen Stuhl, öfter durch Ermordung des Vorgängers, bestiegen und entehrten. Wußte man in den sechzig Jahren von 900 bis 960 in Deutschland, was damals in Rom vorging? — Wie ein unwürdiger, verbrecherischer Papst auf den andern folgte, Rom eine Mördergrube und Lasterstätte geworden war, von einer regelmäßigen Succession auf dem päpstlichen Stuhl, wie sie das Dogma forderte, nicht mehr die Rede sein konnte! Die deutschen Quellen jener Zeit, auch die Chroniken, schweigen; Urkunden, aus denen sich auf eine in Deutschland eingreifende Thätigkeit dieser Päpste schließen ließe, gibt es nur sehr wenige. Die deutsche Kirche lebte damals für sich und bedurfte Roms nur ausnahmsweise für Ertheilung oder Bestätigung gewisser Privilegien. Erst mit Agapet II., seit 947, werden die päpstlichen, Deutschland betreffenden Urkunden zahlreicher.

Otto der Große war es, der Rom und die römische Kirche aus ihrer Versunkenheit zu retten unternahm. Indem er damals auf acht Jahrhunderte hinaus die Kaiserwürde an das deutsche Königthum knüpfte, brachte er zugleich die Nation und ihre Kirche in eine noch engere Verbindung mit dem Papstthum. Es war aber von böser Vorbedeutung, daß jener Johann XII., der

ihm die Krone aufsetzte, ein ganz nichtswürdiger Mensch war, den Otto selbst bald darauf absetzen mußte.

So war denn Deutschland, mit festeren Banden als früher durch Pipin und Karl, an Rom gekettet. Diesseits der Alpen hatte es im ganzen Mittelalter keine Hauptstadt, keinen bleibenden Kaisersitz; die Metropole des heiligen römischen Reichs deutscher Nation konnte eben nur Rom sein. Dort aber hatte der Kaiser keine Pfalz, er mußte als Gast des Papstes oder eines römischen Großen dort weilen, mußte mit Heeresmacht kommen, konnte die Stadt erst nach längeren Unterhandlungen betreten. Und jeder Deutsche fühlte sich dort als ein mißtrauisch angesehener, unwillkommener Fremder. Später noch, als die Curie sich durch fremde, besonders französische Cardinäle zu verstärken und enger mit Frankreich zu verbinden trachtete, war es nur sehr selten ein Deutscher, dem man die Cardinals-Würde verlieh; vom Wormser Concordat bis zum Ende des Mittelalters hat kein Deutscher in der Curie eine leitende Stellung behauptet. Noch im 17. Jahrhundert war es Sprichwort in Rom: ein deutscher Cardinal sei ein Ungethüm, seltener als ein weißer Rabe.

Und doch war es gerade die deutsche Kirche, welche in ihrer Hingabe an Rom nicht nur die französische, sondern jede andere Kirche überbot. Hatten doch schon auf der Synode zu Tribur im Jahre 895 die deutschen Bischöfe erklärt: „Der römische Stuhl muß für uns der Lehrmeister der kirchlichen Ordnung sein; wir wollen es darum geduldig ertragen, wenn er uns auch ein kaum tragbares Joch auferlegt.“ Wie oft hat Rom später ihre Nachfolger an dieses Wort gemahnt und der Zusage einen Umfang zu geben verstanden, den jene Bischöfe, obgleich sie schon von pseudo-isidorischen Doctrinen beherrscht waren, noch nicht ahnen konnten!

Kaiser Otto I. hatte es nicht vermocht, in Rom eine bleibende Besserung zu begründen. Es fehlte dort gänzlich an den Männern, welche die Stützen und Bewahrer einer Reform hätten sein können. Die früheren Gräuelscenen erneuerten sich, die von Kaiser Otto III. gesetzten Päpste Gregor V. und Silvester II.

vermochten nur für einige Jahre einen erträglichen Zustand zu schaffen. Dann aber, als der päpstliche Stuhl in die Gewalt der Grafen von Tusculum gefallen war, trat wieder die alte Verwirrung und schamlose Corruption ein. Zum dritten Male mußte ein deutscher Kaiser, Heinrich III., als Retter und Reiniger des Papstthums erst in Sutri, dann in Rom erscheinen. Damals haben binnen zwölf Jahren fünf Deutsche den päpstlichen Stuhl bestiegen, da in dem römischen Klerus geeignete Männer nicht zu finden waren. Mit einer einzigen Ausnahme starben sie alle rasch weg, getödtet durch Roms böse Luft; nur einer von ihnen, Leo IX., hat unter Hildebrand's Leitung dauernde Spuren seines Pontificats hinterlassen und zu dem gewaltigen Aufschwung des Papstthums durch das gregorianische System den Grund gelegt.

Es ist bedeutsam, daß die Partei der Gregorianer, die doch den kläglichen Zustand Roms, der Stadt und der Kirche, und dessen mit Händen zu greifenden Ursachen vor Augen hatte, schon im Jahre 1057 die ganze Schuld auf die Deutschen, auf ihre Kaiser, zu wälzen gedachte. Cardinal Humbert behauptet, die Ottonen seien es, sie und ihre Nachfolger, und mit ihnen die Feigheit und Dummheit der bisherigen Päpste, welche das Elend, das tiefe Sinken der Kirche verschuldet hätten. Also gerade die, welche das Papstthum aus tiefstem Falle wieder emporgehoben, es geschützt und gekräftigt hatten, werden als die Feinde und Verderber angeklagt! Jedenfalls hat diese Partei für die vermeintliche Vergewaltigung furchtbare Rache genommen und dafür zu sorgen verstanden, daß die deutsche Nation in fast fünfzigjährigem Bürgerkrieg sich zerfleischte.

Sehen wir nun näher zu, wie sich Roms Einfluß in Deutschland geltend machte, welche Zustände sich durch denselben bildeten.

Die Bezeichnung „römisch-katholische Kirche" drückt ein ganz reales Verhältniß aus: sie besagt, daß, ungeachtet des Gemeinschaftsbandes und der Einheit in der Lehre, Rom seine eigenthümliche Ueberlieferung, seinen besonderen Ritus und Brauch habe, während andere Theile der allgemeinen Kirche, die griechisch-byzantini-

sche, die afrikanische, die spanisch-gothische, jede gleichfalls in freier Entwicklung, sich abweichende Formen geschaffen haben. In Deutschland konnte dieß nicht eintreten, da die deutsche Kirche von Anfang an sich streng an den römischen Ritus gebunden fand.

Mehr und mehr nahm Rom den Charakter einer priesterlichen Stadt an; die alten, reichen und vornehmen Geschlechter waren verschwunden oder nach Konstantinopel übergesiedelt; der Sitz der Regierung war dort oder in Ravenna, es gab also in Rom keinen Stand von Staatsbeamten. Der Klerus aber war reich durch die Einkünfte aus dem großen, in ganz Italien zerstreuten Güterbesitz des heiligen Petrus, zahlreich und stets noch an Zahl wachsend. Umgeben von der öden oder doch sehr wenig ergiebigen Campagna, ohne Gewerbfleiß, ohne Handel und Industrie, waren die Römer angewiesen auf die Ausbeutung der Fremden und auf die aus den kirchlichen Stiftungen, den Geldspenden der Päpste und den Einnahmen der Curie ihnen zufließenden Mittel. Darum ist auch die politische Geschichte Roms während des Jahrtausends von 500 bis 1500 so eintönig und unerquicklich. Man entdeckt in keinem Zeitpunkt die fortschreitende Entwicklung eines geordneten städtischen Lebens; man sieht nur dem ermüdenden und peinlichen Schauspiel stets wiederkehrender Aufruhrscenen und Revolutionen zu. Die Römer strebten nach Freiheit, sie besaßen auch lange die Selbstverwaltung, eigentlich bis auf Bonifacius IX., der sich zuerst, mittels des Schaffots, zum unumschränkten Herrn der Stadt machte. Im Ganzen führten ihre aufbrausenden Tumulte und republikanischen Bestrebungen doch nur zu einem Wechsel der Herren. Die Kaiser konnten nur dort herrschen, so lange sie persönlich anwesend waren. So wogte der Besitz der Gewalt lange auf und ab zwischen Priesterthum und kriegerischem Adel; es fehlte der rechte Mittelstand, und es gab stets zu viele Proletarier. Unter den Volksführern war Arnold von Brescia wohl der selbstloseste und besonnenste, aber auch seine Reform-Ideen waren, wie die des Cola di Rienzo, theils unerreichbar, theils zu phrasenhaft und phantastisch.

Keine Stadt hat eine Geschichte, wie sie Rom vom 7. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts eigen ist. Immer wieder Aufruhr, erbitterter Kampf der Parteien, gewaltsame Aenderung der Verfassung; Absetzung, Verbannung, Ermordung der Gewalthaber; Krieg der mächtigeren Familien unter sich, mit dem Volke, mit der Geistlichkeit, mit den Kaisern gegen den Papst oder mit Klerus und Papst gegen den Kaiser. Ruhte einmal der Zwist im Innern, dann tobte der Krieg mit den Nachbarstädten, wie Tusculum, Viterbo, Palestrina. Turbulent, streitsüchtig, habgierig, stets bereit zu den Waffen zu greifen, Straßengefechte zu liefern, die festen Thürme der Vornehmen und Reichen zu belagern, die Häuser der Gegner, oft selbst die Kirchen zu plündern — so zeigte sich die Menschenmasse, welche sich das römische Volk nennen ließ.

Der rothe Faden, der sich durch alle diese Wirren zieht, blieb aber immer die Stellung des Volkes und der Geistlichkeit zu einander.

Man kann sagen: die Geschichte der Stadt Rom ist zum größeren Theil die Geschichte eines stets sich erneuernden Kampfes der Laienwelt gegen die Priesterherrschaft. Der Kampf wird bald offen, bald verdeckt geführt, er nimmt verschiedene Gestalten an; ein wirklicher Friede, ein harmonisches Zusammenwirken zeigt sich fast nie; wenn der Kampf ruht, ist es immer nur ein Waffenstillstand oder ein vorübergehendes Zusammenstehen gegen einen gemeinschaftlichen Feind. Die Laien unterlagen meist, wenn sie den ganzen, fest organisirten, von seinem Oberhaupte gelenkten Klerus gegen sich hatten, oder wenn der Papst an dem Kaiser oder an italienischen Fürsten eine Stütze hatte. Sie erfochten aber auch häufig Siege, vorzüglich dann, wenn der Klerus selbst in Parteien gespalten war, oder wenn das Interesse des niedern Klerus mit dem der Laien zusammenfiel.

Die Wirkungen dieses Zustandes zeigen sich schon in den frühesten Zeiten des römischen Christenthums.

Die Spaltungen in der römischen Gemeinde begannen bereits im 3. Jahrhundert, sie ergaben sich zuerst aus Gegensätzen der Lehre oder der Disciplin. Dem Callistus stand als Antipapst

Hippolytus, dem Cornelius bald darauf Novatian entgegen. Gleich nach der diokletianischen Verfolgung erregte die Strenge des Marcellus einen kirchlichen, bis zu Aufruhr und Mord in den Straßen führenden Zwist, welcher die Verbannung des Papstes aus Rom bewirkte. Während der arianischen Wirren finden wir zwei sich befehdende römische Bischöfe, Felix und Liberius. Zu diesem hielt das Volk, zu jenem der Klerus. Daraus ergab sich nach dem Tode des Liberius eine neue Spaltung; man kämpfte in den Straßen und Kirchen mit solcher Wuth, daß an einem Tage in einer Basilica 137 Leichen von Erschlagenen gefunden wurden. Wenige Decennien später, im Jahre 419, führte die zwiespältige Wahl des Eulalius und des Bonifacius wieder zu den schon herkömmlich gewordenen tumultuarischen Scenen und Gewaltthaten, so daß der Kaiser Honorius einschreiten mußte. So ist es das ganze Mittelalter hindurch fortgegangen: man zählt bis Ende des Mittelalters 24 solcher Papstkämpfe oder Schismen, von denen nur einige in dem Streit zwischen Kaiserthum und Papstthum ihre Veranlassung hatten. Die Spaltung, welche unter Urban VI. eintrat, dauerte 70 Jahre und zerriß die ganze Christenheit. Die Frage, wer denn von den beiden Nebenbuhlern der rechtmäßige sei, ließ meist die große Mehrzahl der Menschen in Ungewißheit.

Weitaus die meisten dieser Spaltungen waren Früchte des römischen Factionswesens. Wir finden in Rom, wie sonst nirgends in der damaligen Welt, eine durch Jahrhunderte sich fortsetzende, an den mannigfaltigsten Wechselfällen reiche Spannung und Kriegführung zwischen Klerus und Laienwelt. Der Klerus ist eine vielköpfige, hierarchisch sorgfältig abgestufte und gegliederte Körperschaft, die sich der Theorie nach absolut monarchisch regiert; er verfügt über ein sehr großes Einkommen, das aus den vielen, dem heiligen Petrus geweihten Schenkungen fließt; er hat fast immer auch einen Teil der von ihm abhängigen Laienwelt auf seiner Seite. Unterdeß aber wird die Kluft zwischen Geistlichkeit und Volk immer breiter und tiefer. Schon die älteren, in die Papstchronik eingeschobenen Fictionen verrathen das Bestreben,

die Laien in unnahbarer Ferne von den nur durch geweihte Hände zu berührenden Gegenständen zu halten; früh schon getroffene Verfügungen verbieten den Kirchenhäuptern, sich von Laien bedienen zu lassen. Der Cardinal Humbert sagt, nicht einen Glockenstrick, nicht einen Kirchenthürschlüssel dürfe ein Laie berühren, und Gregor VII. betont, wie hoch schon ein geistlicher Exorcist über dem Laien, selbst über einem Monarchen stehe, da jener, ein Imperator in der Geisterwelt, die Dämonen bezwinge.

So kam man endlich so weit, daß Bonifacius VIII. in einer Bulle die Behauptung aufstellte, die Laien hegten stets Haß gegen den Klerus, was schon im Alterthum bezeugt sei — ein Satz, der nun in das canonische Recht aufgenommen und als Norm zur Regelung des Verhältnisses zwischen Klerus und Laien, Kirche und Staat behandelt ward.

Diese scharfe Absonderung des Klerus von den Laien, mit dem durch alle Jahrhunderte, seit dem fünften, sich fortsetzenden Antagonismus der beiden Klassen in Rom, mußte auf das kirchliche Leben tief eingreifend wirken. Stärker, bewußter als irgendwo sonst entwickelte sich in der Geistlichkeit der Corporationsgeist mit seinen guten und schlimmen Eigenschaften. Wenn wir in früherer Zeit den römischen Klerus selbst häufig in feindliche Parteien gespalten oder zwischen den Volks- und Adelsfactionen sich theilen sehen, so verliert sich dieß seit dem Investiturstreit; selbst der gewaltige, ganz Italien zerreißende und zerfleischende Kampf der Guelfen und Ghibellinen hat in den kirchlichen Kreis Roms nur vorübergehend störend eingegriffen, während die römischen Adelsfamilien durch ihn in einen dauernden Fehdezustand versetzt wurden. Mit der Einheit wuchs dann im Klerus auch die Begierde und das Bedürfniß zu herrschen. In der That blieb ihm keine Wahl. Eine festbegründete, auf langem Herkommen beruhende, durch Erbfolge gesicherte Staatsgewalt hat Rom im Mittelalter zu keiner Zeit gekannt; der Klerus mußte entweder über die Laien herrschen oder ihnen gehorchen und dienen. Natürlich war sein Sinnen und Trachten auf Herrschaft gerichtet,

was ihm indeß Jahrhunderte lang in Deutschland viel besser gelang als in der eigenen Stadt.

Wenn die Päpste des Mittelalters, im Widerspruch mit den klaren Bibelworten, behaupteten, nur die geistliche Gewalt sei von Gott, die weltliche aber vom Teufel, oder, wie Innocenz III. sagt, nur durch menschliche Erpressung sei der weltliche Staat entstanden, so standen sie unter dem Eindrucke der sie umgebenden, sie so nahe und drohend berührenden localen Zustände. Sie hatten vor Augen die barbarische Willkür, die rohe Gewaltthätigkeit der Dynasten und Adelshäupter in Rom und in der Nachbarschaft. Man hat zu wenig beachtet, daß den Päpsten, wie ihren Beamten und Rathgebern, in der Regel jede genauere, nur durch lange Autopsie zu gewinnende Kenntniß der entfernteren Nationen und ihres Kirchenwesens abging, daß sie dagegen beherrscht waren von dem täglich sich erneuernden Eindruck der römischen Dinge und Menschen. Die Stadt Rom war für sie der Mikrokosmus, dessen Luft sie athmeten, dessen Bilder sie schauten, dessen sittliche und geistige Atmosphäre ihnen zum Maßstab wurde für die Motive und Bedürfnisse der übrigen Welt.

Für die Deutschen war Rom zugleich ersehnt und gefürchtet, einerseits höchst anziehend, anderseits abstoßend und verhaßt. Das Klima war den Deutschen so verderblich; so viele waren nach Rom gezogen und nicht wiedergekehrt; ganze Kriegsheere hatte es weggerafft. Und dann der Weltruf der Römer, das findigste, geldgierigste Volk der Erde zu sein, die Besorgniß, in den Netzen der römischen Geldmäkler hängen zu bleiben, im besten Falle mit schweren Schulden beladen heimzukehren! Gleichwohl überwog bei unzähligen die Begierde, die dortigen Heiligthümer zu sehen, zu verehren, der daran geknüpften Gnadenschätze theilhaft zu werden. In früherer Zeit war es das Grab der beiden Apostel (limina Apostolorum), was am stärksten anzog; dort wollten die zahlreichen Rompilger ihr Gebet verrichten Schon ward aber auch von Rom aus die Ansicht verbreitet: so viele tausende von Christen seien dort als Glaubenszeugen gestorben, daß der ganze Boden

der Stadt, bis hinab in die Abzugskanäle, von Märtyrerblut getränkt sei, und daß jeder Schritt des Pilgers geheiligtes Erdreich betrete. Zudem waren dort Zahl und Kostbarkeit der Reliquien, besonders seit den Kreuzzügen, gewaltig erhöht. Rom war ein zweites Jerusalem geworden: man fand da fast alle irgendwie in den Evangelien erwähnten Gegenstände; Gefäße, Geräthschaften, Steine, Gewänder, die der Herr oder seine Mutter berührt oder getragen, die Werkzeuge seines Leidens, sogar — in seltsamem Widerspruch mit der Dogmatik — Theile seines Körpers. Von der Mutter Jesu besaß Rom alles, was nur ein Marienverehrer sich wünschen konnte. Alle Nationen hatten ihre Wegweiser, welche diese Schätze verzeichneten und die daran geknüpften tausendjährigen Ablässe verkündeten; sie entsprechen den officiellen römischen Schriften, den Mirabilia und den Graphia, und man darf nur die am Ausgang des Mittelalters von dem Nürnberger Patricier Nikolaus Muffel verfaßte Beschreibung der Stadt Rom lesen, um die magnetische Kraft des damaligen Rom zu verstehen. Wie beneidenswerth und hochbegnadigt erschienen die Römer dem Deutschen! Wenn er auch dort starb, war ihm wenigstens ein Grab mitten unter heiligen Märtyrern und der unmittelbare Besitz der Himmelsfreuden gesichert.

Richten wir nun unsern Blick auf die eigentlich religiösen, gottesdienstlichen Einwirkungen, welche Deutschland von Rom empfing, so tritt uns sofort ein stark an altrömische, heidnische Vorstellungen erinnernder Zug entgegen.

Daß heidnische Gebräuche und Cultusgegenstände von den Christen beibehalten, christianisirt wurden, das hielt man für recht und gut; Päpste, wie Gregor der Große, billigten, empfahlen es. Ein in Rom verfaßtes und approbirtes Werk von Marangoni hat derartige Uebertragungen in Menge nachgewiesen. Auch liegt es in der Natur der religiösen Symbolik, daß sie, allgemeine religiöse Vorstellungen und Empfindungen darstellend, den christlichen so gut

als den heidnischen Anschauungen dienstbar gemacht werden kann. In Rom war aber das Heidenthum im Volke sehr tief gewurzelt und leistete zähen Widerstand. Noch am Ende des fünften Jahrhunderts hatten die Päpste mit einzelnen Formen des Göttercultus — Lupercalien — zu ringen. Was wir auch im christlich gewordenen Rom noch wahrnehmen, das ist der ächt latinische und etruskische Glaube an die magische Kraft der Formel und der Ceremonie. Wenn Päpste die Felder mit Stücken geweihter Kerzen zum Schutz gegen Feldmäuse und Engerlinge bestreuen lassen, wenn sie zur Abwehr feindlicher Ueberfälle die Stadtmauern mit Weihwasser begießen, so erkennt man die Fortpflanzung altrömischer Anschauungen.

Die geistige Rohheit, der Mangel jeder höheren Bildung, der uns in allen Denkmalen des römischen Mittelalters begegnet, macht hier vieles erklärlich. Jede Großstadt pflegt wenigstens aus dem Lande, in dessen Mitte sie liegt, den Vorrath geistiger Bildung und Wissenschaft in ihrem Schooße zu sammeln und zu verarbeiten, um dann den so gewonnenen und gesteigerten Schatz in der Nähe wie nach der Ferne ausströmen zu lassen. Für Rom aber trifft dieß nicht zu; die Stadt ist auch in dieser Beziehung, wie in mancher andern, eine in der Geschichte einzig dastehende Erscheinung. Rom hat in tausend Jahren, vom Falle des weströmischen Reiches an gerechnet, nie eine bedeutende Schule, nie eine weithin wirkende Bildungsanstalt besessen. Nur eine berühmte Sängerschule bestand. Von einer in dem Rom des Mittelalters erzeugten Literatur im höheren Sinne kann nicht geredet werden. Eine Ausnahme machen die Werke Gregor's des Großen, welche, weithin verbreitet, zu den Lieblingsbüchern der Klöster gehörten. Die wenigen geschichtlichen Werke sind größtentheils zu bestimmten Zwecken zurecht gemachte Produkte.

Etwas, das man hätte Theologie nennen können, existirte in Rom nicht, bis die Zeiten der späteren Scholastik kamen, und ein Theolog, der nachherige Magister Palatii, zum päpstlichen Hofstaat gehörte. Schon im Jahre 680 hatte Papst Agatho in Konstantinopel vor dem dortigen Concil erklären lassen, bei der großen

Armuth, welche alle nöthige, von ihrer Hände Arbeit zu leben, gebe es in Rom und in Italien überhaupt keine Männer von theologischer Bildung. In den nächsten drei Jahrhunderten ward es dort nicht besser; als Gerbert um das Jahr 998 den Römern ihre Unwissenheit vorwarf, hatte der Legat Leo nur die Antwort, Petrus selbst sei doch auch nur ein unwissender Fischer gewesen. Die Deutschen konnten wohl Handschriften in Rom kaufen, aber wissenschaftliche Bildung, theologische Kenntnisse konnten sie nur aus England und Frankreich empfangen.

In Rom zuerst wurde das Dämonen-Beschwören zu einem Act des kirchlichen Amtes gemacht und schon im dritten Jahrhundert eine Classe von Exorcisten zum Klerus gerechnet. Bald ging man noch weiter, und machte es zum Gesetz, daß jeder, der sich dem Priesterstand widmen wolle, die Weihe zum Exorcisten empfangen und dieses Geschäft eine Zeit lang getrieben haben müsse. Es war dieß eine der Fictionen, welche, um der Sache den Schein eines höheren Alters zu verleihen, in die Papstchronik eingerückt wurden. Der morgenländischen Kirche blieb die Einrichtung fremd, sie kennt keinen entsprechenden Ordo des Klerus. Im Abendlande aber mußten alle von Rom abhängigen Völker und Kirchen ein Institut annehmen und bis heute beibehalten, dessen Tragweite sich schon an der Thatsache ermessen läßt, daß im ganzen Mittelalter psychische Krankheitszustände jeder Art für dämonische Besessenheit angesehen und als solche behandelt, nicht den Aerzten, sondern den exorcisirenden Priestern übergeben wurden.

Das ganze Ordalienwesen ward theils hervorgerufen, theils begünstigt und kirchlich bestätigt durch die in Rom schon im 6. Jahrhundert eingeführte Praxis, Personen, welche eines Verbrechens angeklagt waren, vor Reliquien oder Märtyrergräbern einen Reinigungseid schwören, oder, wenn es Priester waren, das Abendmahl nehmen zu lassen. Papst Eugenius II. verordnete sogar die Anwendung der Wasserprobe; mehrere Concilien gestatteten oder verordneten derartige Ordalien; Kirchen und Klöster ließen durch den gleichfalls als Gottesurtheil geltenden Zweikampf

über ihre Ansprüche entscheiden. Man umgab diese Proceduren mit allem Pomp kirchlicher Ceremonien. Nur über einzelne Gattungen des Ordalienwesens erfolgten im 12. und 13. Jahrhundert von päpstlicher Seite mißbilligende Urtheile.

Ein Volk, wie das römische, welches in so langwierigem Ringen und Kämpfen sich der Priesterherrschaft zu erwehren suchte, war nicht geeignet, nach den Canones der älteren, reineren Kirche behandelt zu werden. Diese waren auf ein harmonisches Verhältniß zwischen Klerus und Laien berechnet und konnten nur, so lange ein solches bestand, mit Erfolg angewendet werden.

Unter den anarchischen Zuständen, in denen Rom sich fortwährend befand, war es unmöglich, das alte Bußwesen aufrecht zu erhalten. Die römische Priesterschaft strebte ein so wirksames Mittel der Herrschaft zu verschärfen, indem sie ihm eine criminalistische Zwangsgestalt gab, wie denn schon im Sacramentale des Gelasius der Bischof angewiesen wird, den Büßenden während der ganzen Zeit von Aschermittwoch bis Gründonnerstag einzukerkern. Diese Strenge wandelte sich in das entgegengesetzte System nachsichtiger Milde, als die Bußredemtionen aufkamen und die Büßungen mit Geld oder mit Grundstücken, die man an Kirchen oder Klöster abtrat, abgekauft wurden.

In den ersten Jahrhunderten war das Kirchenvermögen bestimmt, zugleich Armengut zu sein; erwuchs es doch aus Gaben und Stiftungen, welche, wenigstens zum großen Theil, unter der Voraussetzung dieser Verwendung gemacht waren. Bei der gewöhnlichen Vertheilung der Einkünfte in vier Portionen war eine für die Armen. In Rom gingen aber in der langen, nur durch einzelne lichte Zwischenräume unterbrochenen Verwirrung und Anarchie die in besseren Zeiten gestifteten Xenodochien und Diakonien zu Grunde. Daß das Kirchengut auch Armengut sei, wurde vergessen, der Klerus eignete sich alles zu. Das schlimmste aber war, daß durch die Zersplitterung des gemeinsamen Kirchenguts in einzelne Beneficien und durch die darauf gebaute spätere römisch-kirchliche Gesetzgebung die Vorstellung von einem Anspruch

der Armen und einer entsprechenden Pflicht der Pfründenbesitzer fast ganz aus dem Bewußtsein des Klerus entschwand.

In Rom selbst waren schon seit dem 5. und 6. Jahrhundert die Päpste durch das Herkommen genöthigt, große Geldsummen theils regelmäßig, theils bei besonderen Anlässen zu vertheilen. Die Zahl und Größe dieser Geldvertheilungen an den Klerus wie an die Laien — beschrieben in dem Werke von Moreto — setzt in Verwunderung. Man sieht, wie das ganze Religionswesen und alle Cultus-Handlungen schon frühzeitig oder doch seit dem 9. Jahrhundert einen finanziellen Charakter angenommen hatten. Der römische Klerus erwartete Bezahlung für jede Verrichtung. So wurde, allen älteren Kirchengesetzen zum Trotz, das Sportel- und Taxenwesen, mit dem ganzen System der Stolgebühren, großgezogen; die Klagen der Welt, daß zu Rom Alles käuflich sei und auch nicht die geringste Bewilligung unbezahlt gewährt werde, verhallten dort ungehört.

Gleich den romanischen Nationen mußte sich auch das deutsche Volk die gottesdienstliche Herrschaft der lateinischen Sprache von Rom auflegen lassen. Wäre die deutsche Kirche eine Filiale der anatolischen Kirche geworden, so würden heute alle Deutschen ihre Gottesverehrung in der Volkssprache begehen. In Rom aber herrschte frühe schon die Ansicht, daß dem Volke ein Verständniß der liturgischen Formeln und Gebete nicht nur nicht nothwendig, sondern selbst schädlich sein würde. Es war verboten die Liturgie zu übersetzen; es hieße das, hat ein späterer Papst erklärt, das Heilige den Hunden, die Perlen den Schweinen hinwerfen. Seitdem Gregor VII., in Widerspruch mit seinem Vorgänger Johann VIII., es für eine thörichte Frechheit erklärt hatte, im Gottesdienste sich der Volkssprache zu bedienen, wagte man auch in Deutschland nicht mehr, dieß zu thun. Die Folgen sind fast unberechenbar geworden. Zunächst wurde damit das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Volk und Priester vor Gott geschwächt oder erstickt, das Eingehen in den Geist des Gebetes und dessen persönliche Aneignung gehemmt, dafür aber der Glaube

an die magische, von der Gesinnung unabhängige Kraft und Sufficienz der Formel gestärkt. Der liturgische Lehrgehalt ging dem Volke verloren; die deutsche Literatur entbehrte eines mächtigen Förderungsmittels ihrer Entwicklung.

Von Rom ging auch die durchgreifende Veränderung aus, welche, an der Abendmahlsfeier, dem Altar und den Oblationen sich vollziehend, das kirchliche Leben in vielfacher Beziehung umgestaltet hat. In der älteren Zeit galt es als Regel, daß jede Kirche nur einen Altar habe; eine Mehrzahl der Altäre ward für anstößig gehalten, da der Altar das Symbol der einigen, ungetheilten Kirche sei. In Rom begann man seit Gregor I., oder wohl schon vorher, die Altäre in den Kirchen zu vervielfältigen, theils um der darin unterzubringenden Reliquien willen, theils um die Darbringungen der Pilger zu vermehren. Damit stand dann die Vervielfältigung der Messen und die Aufstellung eigener Meßpriester in Verbindung. Von Rom nach Deutschland verpflanzt, bewirkte dieser Brauch, daß selbst in kleinen Städten eine einzige Kirche zwölf, zwanzig Altäre und für jeden einen eigenen Priester erhielt. Wie diese beschäftigungslose Priesterschaar jede sittliche Zucht oder Reform unmöglich gemacht habe und zu einer für Volk und Staat unerträglichen Last geworden sei, davon berichtet die Geschichte.

Die altkirchliche Sitte der Darbringung von Brod und Wein ward zuerst in Rom abgeschafft, um dafür Opfer in baarem Geld einzuführen. Das geschah, seit die fremden Pilger in stets wachsender Menge nach Rom kamen und natürlich Geldstücke als ihre Opfergabe darbrachten. Zu Ende des 13. Jahrhunderts trug in der Peterskirche allein diese Pilgergabe 30,300 Goldgulden jährlich ein. Die Einführung des Jubiläums durch Bonifacius VIII. war dazu bestimmt, in gewissen Jahren eine mindestens zehnfach größere Zahl von Pilgern aus der ganzen abendländischen Welt nach Rom zu ziehen.

Es kann nun auch nicht befremden, daß die Stadt Rom bis in's 16. Jahrhundert hinein die Sklaverei hegte, und es war

natürlich, daß das übrige Italien dem Beispiel der Metropole der Christenheit folgte. Die Päpste pflegten Sklaverei als Strafe über ganze Städte oder Provinzen zu verhängen, wie Bonifacius VIII. mit den Unterthanen der Colonna's, Clemens V. mit den Venetianern, Sixtus IV. mit den Florentinern, Julius II. mit den Bolognesern und den Venetianern that: so nämlich, daß sie Jedermann aufforderten, diejenigen, deren er habhaft werden konnte, zu Knechten zu machen. Nach diesem Beispiel ward in ganz Italien, vorzüglich von Venedig aus, der Handel mit fremden Sklaven und noch mehr mit Sklavinnen schwunghaft betrieben. Das einige Jahre lang in Rom bestandene Privilegium, wonach ein auf das Capitol flüchtender Sklave frei werden konnte, hob Papst Paul III., auf die Vorstellung des Senats hin, bald wieder auf — im Jahre 1548. Unter den Großstädten Europas hat Rom die Sklaverei am längsten festgehalten. Da nun die Scholastik des 13. Jahrhunderts sich die Aufgabe gestellt hatte, die bestehenden Gebräuche zu rechtfertigen, so ward auch die Sklaverei theologisch gerechtfertigt; Aegidius von Rom erklärte sie, nach dem Vorgang des Thomas von Aquin, für ein christliches Institut, weil der Mensch seit der Erbsünde keinen Anspruch mehr auf Freiheit habe.

Die Deutschen erhielten von Rom eine von Mythen und Erdichtungen erfüllte Geschichte; die Reihenfolge der Bischöfe vor Constantin, in den ersten Namen schon verwirrt, und der Irrthum, der statt des Linus den Clemens zum ersten, von Petrus eingesetzten Bischof macht, ward, wie in Rom selbst, so auch in den deutschen Geschichtsbüchern vorherrschend.

Die lautere Geschichte weiß von den Thaten und Schicksalen sämmtlicher Päpste vor Constantin nichts zu berichten; nur bei dreien wird, durch Nachrichten bei Eusebius, Hippolyt und Cyprian, das Dunkel aufgehellt. Die römische Fiction hat dafür in der Papstchronik theils Martyrien, theils Verordnungen, welche die Päpste erlassen haben sollen, ersonnen; aus dieser Quelle haben dann die Deutschen geschöpft, so daß schon die ältesten Päpste in dem Lichte allgemeiner Gesetzgeber für die ganze Kirche

erschienen. Später, seit dem 11. Jahrhundert, kam die weitere Fiction hinzu, daß alle Päpste der drei ersten Jahrhunderte als Märtyrer gestorben seien. Das war besonders auf die isidorischen Decretalen berechnet, deren Autorität dadurch erhöht werden sollte.

Die Geschichte der Apostel, vorzüglich die des Petrus und Paulus, erhielten die Deutschen von Rom verbrämt mit den Fabeln des Abdias, Marcellus, Linus, der Thekla-Acten. Hier war nun von wirksamstem Einfluß die Sage von dem Zauberer Simon, der in Rom vor Kaiser Nero in einem feurigen Wagen emporstieg, aber auf das Gebet der Apostel herunterstürzte und todt blieb — eine Fabel, welche tief eindrang in die alte kirchliche Literatur und Denkweise und dem dämonistischen Zauberwahn die Bahn brechen half. Dieser Wahn erhielt seit Ende des 4. Jahrhunderts neue Nahrung durch die erdichteten Acten des Cyprian und der Justina, welche, von Rom aus, wo man Reliquien dieser erdichteten Heiligen zu besitzen wähnte, verbreitet, ein so drastisches Gemälde zugleich der im Greisenalter des Heidenthums ausgebildeten Magie und Theurgie und des damit verwachsenden christlichen Dämonismus darbieten. In gleicher Richtung wirkte der von Rufinus in's Latein übertragene Roman der Recognitionen, dessen Held der römische Clemens ist, und der um so wesentlicher zur fabelhaften Entstellung der ältesten Kirchengeschichte beigetragen hat, als seine Erdichtung selbst in die Liturgie eindrang. Endlich kam noch die Theophilus-Sage hinzu, von einem Priester in Neapel in's Latein übersetzt, rasch über ganz West-Europa verbreitet und mit Vorliebe poetisch bearbeitet, um jenen heillosen, mörderischen Wahn zu schaffen und zu befestigen, welchem wir das dunkelste Blatt unserer Geschichte, die Hexenprocesse, verdanken.

Es war den Deutschen unmöglich geworden, sich ein nur einigermaßen der Wirklichkeit entsprechendes Bild von der Welt- und Kirchengeschichte zu machen. Ueberall stießen sie auf Erdichtungen, welche sie, schon um nicht in den Ruf der Ketzerei zu ge-

rathen, nicht antasten durften, oder die mit so gewichtigen Namen und Autoritäten auftraten, daß jeder Zweifel sündhaft schien. Jeder Versuch kritischer Prüfung verwickelte in unlösbare Widersprüche; die Geschichte war ein abschreckendes Labyrinth geworden, für welches kein Führer, aus welchem kein Ausweg zu finden war. So geschah es, daß in den Jahrhunderten, in welchen den Deutschen die Rüstung und die Waffen der Geschichte zur Bewahrung ihrer Rechte und zum Schutz ihres Reiches dringend nothwendig gewesen wären, gerade die tiefste Unwissenheit herrschte. Wehrlos erlagen die Deutschen unter der Last der jenseits der Alpen geschmiedeten Fabeln und Fälschungen. Denn in Rom war eine reiche Literatur der Fictionen und der Fälschungen entstanden, welche, in Folge des allgemein herrschenden Mangels an historischem und kritischem Sinn, überall durchdringen konnten. Die Fälscher fühlten sich sicher; überführt zu werden, brauchten sie nicht zu fürchten. Anderseits freilich fielen diese Trugwerke bei der Geistesrohheit der Urheber so plump und mißgestaltet aus, daß sie leicht hätten enthüllt werden können. Aber man lebte wie in einer Traumwelt, in der es keine Grenzen des Möglichen, des Denkbaren gab.

Die Zeit der römischen Erdichtungen und Fälschungen — der Anfang läßt sich eher bezeichnen als das Ende — begann im ersten Decennium des 6. Jahrhunderts, als die lange Spaltung zwischen Symmachus und Laurentius die Aufstellung und Begründung einer neuen Lehre über päpstliche Vorrechte nahe legte.

Eine Reihe von solchen Erdichtungen entstand, um zu zeigen, daß ein Papst von Niemanden gerichtet werden, eine Anklage gegen ihn also nicht angenommen werden dürfe. Andere bezogen sich auf die Geschichte einzelner Päpste, wie die des Felix und seines Gegners Liberius: den letzteren stellte die eine Dichtung als einen in der Häresie gestorbenen Ketzer und Verfolger der Rechtgläubigen, die andere als einen mit Gott und der Kirche versöhnten Büßer dar.

Im 8. Jahrhundert wurde dann, zum Nutzen der römischen Hierarchie, die Schenkung Constantin's in Rom verfertigt: sie bot den unerschöpflichen Grund oder Vorwand zu Forderungen der mannigfachsten Art, sie hat den Kirchenstaat bauen geholfen und ist eine der wirksamsten Waffen geworden in dem langen Kampfe, der das deutsche Reich zu Grunde richtete. Niemand in Deutschland hat sie ernstlich zu bestreiten gewagt, so handgreiflich der Trug war; wie denn auch die damit zusammenhängende Fabel von der römischen Taufe Constantin's und das ganze groteske Mährchen seiner Heilung vom Aussatze als Thatsache hingenommen wurde, obgleich man in der von den früheren Chronisten gebrauchten Chronik des Hieronymus das Gegentheil las.

Dazu ist uns das Licht der Geschichte gegeben, daß wir, nach dem Worte der alten Römer, die menschlichen Dinge weder betrauern noch belachen, sondern sie verstehen; daß wir vor allem jene großen Epochen und gewaltigen Katastrophen, in welchen ein neues Weltalter sich Bahn bricht, vorwärts und rückwärts, in ihren Ursachen wie in ihren Wirkungen, klar erkennen, und was den weiteren Weltlauf betrifft, nicht in trügerischen Erwartungen, als ob etwa die Ströme auch einmal bergauf fließen könnten, dahinleben.

Für mich, ich muß es bekennen, ist eine lange Zeit meines Lebens hindurch das, was in Deutschland von 1517 bis 1552 sich begeben, ein unverstandenes Räthsel gewesen, und zugleich ein Gegenstand der Trauer und des Schmerzes; ich sah nur das Ergebniß der Trennung, nur die Thatsache, daß die zwei, wie durch scharfen Schwerthieb getheilten Hälften der Nation, zu ewigem Hader verurtheilt, sich feindlich gegenüberstanden. Seit ich die Geschichte Roms und Deutschlands im Mittelalter genauer erforscht und betrachtet habe, und seit die Ereignisse der letzten Jahre das Ergebniß meines Forschens so einleuchtend mir bestätigt haben, glaube ich auch das, was mir vorher räthselhaft war, zu

verstehen, und bete die Wege der Vorsehung an, in deren allwaltender Hand die deutsche Nation ein Werkzeug, ein Gefäß im Hause Gottes, und kein unedles geworden ist.

Jetzt ist Rom geworden, was es seit 1400 Jahren nicht mehr war: die Hauptstadt des vereinigten Königreichs Italien und zugleich der kirchliche Mittelpunkt, als Sitz des Papstes. Zwei Seelen wohnen jetzt in meiner Brust, müßte der Genius Roms sprechen — zwei feindliche, in bitterem Groll und Hader wider einander entbrannte Seelen. Sie scheinen nicht mit einander und nicht fern von einander leben zu können; Vatican und Quirinal sind wie zwei feindliche Burgen in einem Weichbild. Unterdeß schreitet der Proceß der Säcularisirung mit großen Schritten weiter; von Nord und Süd hält eine Bevölkerung Einzug, welche, geistlichen Einflüssen weniger zugänglich, die allmählich absterbende alte Einwohnerschaft mehr und mehr zu absorbiren bestimmt scheint. Für jetzt ist das geistliche Rom in Deutschland mächtiger als in Italien. Doch dieß war auch schon im 14. und 15. Jahrhundert der Fall, und dann geschah -- was wir Alle wissen.

IV.

Dante als Prophet.*

Das Prophetenthum des alten Testaments ist unverkennbar für den Dichter der Divina Commedia ein leitendes Vorbild gewesen. Auftretend mit der Selbstgewißheit ihrer Sendung, gedrängt durch den ihnen innewohnenden Geist, nahmen diese Männer sich das Recht oder erkannten sie die Pflicht, Königen und Vornehmen, Reichen und Armen die Wahrheit zu sagen, das Volk in Schutz zu nehmen gegen Druck und Willkür und Rechtsverkehrung. Der ganzen Nation hielten sie den Spiegel ihrer Sünden vor und verwiesen auf die unabwendbar folgenden Strafgerichte. Wiederholt führten sie ihren Zeitgenossen das Ideal eines theokratisch geordneten Volkes Gottes vor, wie es in Zukunft sich verwirklichen sollte. Doch begnügten sie sich nicht, zu reden, zu rügen, zu warnen; sie griffen auch thätig in das Volksleben ein; sie gaben das Beispiel dessen, was sie forderten. Männer der Gegenwart und des unmittelbaren Handelns, wo es noth that, befaßten sie sich, wie mit der Zukunft, so auch mit der geschichtlichen Vergangenheit des Volkes, um theils ermunternde, theils abschreckende Vorbilder von daher zu nehmen. Dabei verstanden sie es, ihre Gedanken auch in schöne Formen zu kleiden und mit poetischem Schwunge auszumalen.

Ein Prophet im Sinn und Geist jener alttestamentlichen

* Vortrag, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Münchener Akademie der Wissenschaften am 15. November 1887 — bisher nur in der „Allgem. Ztg." gedruckt.

Seher und Dichter will Dante sein. Die Aufgabe, die ihm geworden, ist eine vierfache. Er will zuvörderst ein Prediger der Gerechtigkeit, des Friedens und der Liebe sein, und er hat eine bisher verborgene Lehre zu verkündigen, ohne welche diese drei Güter auf Erden nicht bestehen können. Sodann will und soll er den Zeitgenossen einen Spiegel ihrer Verirrungen, Vergehen und Laster vorhalten und sie so zur Selbsterkenntniß und Buße führen. Darum gehört es auch drittens zu seinem Berufe, die in Kirche und Staat bestehenden Gebrechen und Mißbräuche zu rügen und die entsprechenden Heilmittel anzuzeigen. Und endlich hat er Andeutungen zu geben über eine bessere Zukunft, und die Hoffnung einer nicht allzu fernen Errettung aus dem Abgrund von Sünde und Elend, in welchem die christliche Welt versunken ist, zu wecken und zu nähren.

Dante ist von dem Gedanken erfüllt und getragen, daß er eine Sendung von oben habe, welcher sich nicht zu entziehen Gewissenssache für ihn sei — eine Sendung, für welche er durch schwere Schicksalsschläge und überhaupt durch seinen Lebensgang eigens gebildet und erzogen sei. Er hält sich für ein von Gott erkorenes Werkzeug, welchem in den höheren, die ganze Christenheit und Italien insbesondere betreffenden Rathschlüssen eine nicht unbedeutende Stelle und eine in ihrer Art einzige Wirksamkeit zugetheilt ist. Sein großes Gedicht, dieses Werk seines Lebens und seiner Liebe, welchem er in einer langen Reihe von Jahren die ganze concentrirte Kraft seines Geistes gewidmet hat, wird, wie er vertraut, in Gottes Hand ein Mittel sein, die Menschen, zunächst seine Volksgenossen, für die neue Gestaltung der Dinge reif und empfänglich zu machen, der großen bevorstehenden Reformation in Gesellschaft, Staat und Kirche Bahn zu brechen, Verstand und Wille der Menschen ihr zu gewinnen. Es ist ihm ein heiliges Gedicht:

„An welches Hand gelegt so Erd als Himmel,
Und welches Jahre lang mich hager machte.“[1])

---

[1]) Parad. 25, 1.

Von den drei christlichen Tugenden ist es die Hoffnung, welche der Dichter in ganz vorzüglichem Grade sich beilegen zu dürfen glaubt. Die streitende Kirche hat, wie er von Beatrice sich bezeugen läßt, keinen an Hoffnung begabteren Sohn als ihn.[1]) Der Prophet der Hoffnung zu sein, das gehört zu seiner Sendung, das ist sein ihm eigenthümliches Charisma. Durch seine Schilderung des Paradieses und des dahin führenden Läuterungsweges soll er in den Menschen das Bewußtsein erwecken, daß auch sie zum Genusse dieser Herrlichkeiten berufen seien, die Sehnsucht nach ihnen, und die Gewißheit, daß die Erlangung so hoher Güter von ihnen abhänge.

Hoffnung erzeugt Liebe zu Gott und den Menschen. Nur wenn sie wieder kräftiger wird in den Seelen, wird sie auch die Wurzel alles Unheils, die Habgier, aus den Herzen verdrängen, und nur dann ist die Möglichkeit einer Palingenesis oder Reformation gegeben, wie sie Dante mit allen Kräften seines Wesens herbeisehnt, zu deren Vorboten und Bahnbrechern er zu gehören glaubt. Darum soll er vor allem der Prophet und Lehrer der Hoffnung unter seinen Zeit- und Volksgenossen sein. Aus Gnaden, sagt ihm Jacobus, hat Gott dich alles dieß schauen lassen:

„Damit in dir und andern du die Hoffnung,
Die drunten rechte Liebe weckt, bestärkest.“[2])

Vorher hat schon Petrus, nachdem der Dichter sein Glaubensbekenntniß vor ihm abgelegt,

„mit segnendem Gesange dreimal ihn umkreisend,“[3])

zu seiner Propheten-Sendung ihn eingeweiht. Und wiederholt ermahnen ihn Beatrice, Petrus und sein Ahnherr Cacciaguida, das ihm Gezeigte zu offenbaren, seine „ganze Vision“ rückhaltlos und muthig den Zeitgenossen kundzugeben.[4])

Es ist zum richtigen Verständniß des hohen Gedichts, zur

---

[1]) Parad. 25, 53.

[2]) Parad. 25, 44.

[3]) Parad. 24, 152.

[4]) Parad. 17, 127. Purg. 32, 104.

Würdigung des Verfassers und seiner Absichten unerläßlich, daß man diese Voraussetzung und die ihr entsprechende Stimmung Dante's sich stets gegenwärtig halte. Er nennt sich selbst einen Sohn der Gnade. Cacciaguida bricht in verwunderten Ausruf darüber aus, daß dieser sein Enkel so hoher Huld gewürdigt sei.[1]) Bei der Aufforderung Virgil's, die Wanderung durch die Reiche der Abgeschiedenen mit ihm anzutreten, befällt unsern Dichter Bangigkeit; er fühlt, daß eine so seltene Gunst, ein so außerordentliches Vorrecht nur dem zu Theil werden könne, welchem ein entsprechender Beruf, ein eigenthümliches, höherer Stärkung und Erleuchtung bedürftiges Amt übertragen sei. Nur zwei Männer, Aeneas und Paulus, sind vor ihm lebendig in die Welt des Jenseits entrückt worden jener, weil ihm bestimmt war, zu der Stadt den Grund zu legen, welche, wie der Sitz des Kaiserthums, so auch der des Kirchenhauptes, die Trägerin der höchsten geistlichen Gewalt, werden sollte; diesem, dem Paulus, widerfuhr solche Gnade als Glaubensboten und Mitbegründer der römischen Kirche. Dante aber? —

„Ich bin Aeneas nicht, nicht Paulus,
Nicht ich, noch Andre glauben deß mich würdig."[2])

Sollte auch ihm ein Werk zugedacht, eine Sendung ertheilt sein, welche mit der des Aeneas und Paulus vergleichbar, verwandt wäre? Doch er gehorcht, und im Fortgang seiner Wanderung wird ihm denn auch die Gewißheit, daß dieß wirklich sich so verhalte; er erkennt, daß er berufen sei, gleich einem David oder Isaias, mit seiner Dichtergabe ein Lehrer und Corrector der Menschen zu werden, die Heilung und Erneuerung jener Institutionen zu verkünden und zu fördern, von welchen Aeneas die Gründung der einen vorbereitet, Paulus die der anderen verwirklicht hat. Für jetzt aber wirkt Virgil Muth und Zuversicht in seiner Seele mit der Versicherung, daß drei hochgebenedeite Frauen im Himmel für ihn Sorge tragen.[3]) Darum

[1]) Parad. 15, 28.
[2]) Inf. 2, 32.
[3]) Inf. 2, 124.

darf es auch kein geringerer sein als Petrus, der erste Gründer und Besitzer des hohen Stuhles, der Empfänger der lösenden und bindenden Schlüssel, nur er darf es sein, welcher Dante zu seinem prophetischen Amte feierlich einsegnet.[1]) Noch am Schlusse seines hohen Liedes hegt der kühne, zuversichtsvolle Dichter die Hoffnung, daß es — als „heilige Dichtung" anerkannt und in seiner wohlthätigen, reformatorischen Wirksamkeit empfunden — seine Mitbürger, die ihn aus der Vaterstadt vertrieben, ihm versöhnen, sie umstimmen und von dem hohen Werth und Beruf ihres Landsmannes überzeugen werde. „Mit anderer Stimme" — nicht als politischer Parteigänger, sondern als ein himmlisch berufener und geweihter Zeuge und Lehrer der Wahrheit und Gerechtigkeit — „kehr' ich dann wieder, und in der Kapelle, in der ich getauft worden, wird man mir, dem Dichter-Propheten, den Kranz auf's Haupt setzen."[2])

Also nicht erst nach seinem Tode sollte das Gedicht in seiner Vollständigkeit bekannt werden, etwa weil, wie Foscolo meinte, Dante vor den Folgen zurückschreckte, die Rache der Beleidigten oder Getroffenen unter den Guelfen und dem Klerus fürchtete; — vielmehr hoffte er der Wirkung desselben im Leben noch sich zu erfreuen. Es sollte die Brücke für ihn werden zur Heimkehr aus der Verbannung, sollte von seinen Mitbürgern und von ganz Italien ihm Ehre einbringen und Ruhm. Er hat es sich nicht verborgen, daß das Werk, mit seinen herben Rügen und schonungslosen Enthüllungen, die „gleich dem Sturme die höchsten Gipfel schütteln",[3]) viele mächtige und gefährliche Feinde ihm erwecken müsse; es würde menschlich klüger sein,

„mit Vorsicht mich zu waffnen,
Daß, wenn die liebste Stätte mir geraubt ist,
Ich durch mein Lied die andren nicht verliere."[4])

Doch sein Ahnherr beruhigt und ermuthigt ihn; unbekümmert um

---

[1]) Parad. 25, 12.
[2]) Parad. 25, 7.
[3]) Parad. 17, 134.
[4]) Parad. 17, 110.

die Folgen, soll er die ganze, volle Wahrheit offenbaren, „sein Wort, Anfangs lästig, wird, wenn es erst verdaut ist, Lebensnahrung hinterlassen.“ [1])

Der Stifter des Islam berief sich ehedem vor seinen Arabern auf die sprachliche Schönheit und den symmetrischen Wohlklang seiner Koranstücke; darin und in dem poetischen Schwung derselben müßten sie, meinte er, die sicherste Beglaubigung seiner prophetischen Sendung erkennen, und er fand in der That den geforderten Glauben. Dante gab dem italienischen Volke mehr als Mohammed dem seinigen. Er erhob die poetische Sprache seines Landes, wie mit einem Riesenschritte, aus schüchternen, in engen Schranken sich haltenden Anfängen zu klassischer Vollendung; er schuf ein Werk, das auch nach dieser Seite nie übertroffen, nie erreicht worden ist. Doch mit dieser Legitimation konnte ein Dante sich nicht begnügen. Er wußte, daß wer in der christlichen Welt als lehrender und richtender Prophet auftreten, Gehör und Glauben finden will, zunächst in sittlicher Beziehung eines fleckenlosen Rufes genießen, oder mindestens als ein durch Buße nnd Umwandlung Gereinigter sich erweisen müsse. Demnach stellt er in dem Gedichte vor allem seine eigene Buße und Besserung dar.

Das Gedicht ist also zunächst die innere Geschichte einer Menschenseele, ihrer Verirrungen, ihrer Bekehrung, Läuterung und Befestigung. Es berichtet in Bildern und Allegorien, wie Dante's früher durch die Sünde erkrankter, geknechteter Wille und verdunkelter Geist allmählich zur Erleuchtung, Genesung und Befreiung gelangte, wobei mit dichterischer Freiheit das Werk von Jahren in wenige Tage zusammengedrängt wird. Diese eine Person vertritt aber die ganze Gattung, und so wird, in der Schilderung von Dante's Geschick und Führung, der Menschheit im allgemeinen ein „Erkenne dich selbst“ zugerufen und ein Spiegel ihr vorgehalten. Das Gedicht greift aber noch weiter aus und schwingt mit höherem Fluge sich empor. Indem Dante ein Gemälde der drei Menschen-

[1]) Parad. 17, 130.

gattungen aufstellt — der im Bösen erstarrten, der in der Läuterung begriffenen und der in Seligkeit vollendeten, — wird sein Werk zur Theodicee, stellt es die göttliche Oekonomie der Weltgeschichte dar, natürlich innerhalb der Grenzen des damaligen, insbesondere des Dante'schen Wissens. Diese Theodicee wird mit Nothwendigkeit für seine Zeit sofort zu einer tief ernsten, schweren Anklage, und das Gedicht ist zugleich das kühnste, schonungsloseste, einschneidendste Rügelied, welches jemals geschaffen wurde. In ihm überwiegt bald die Klage, bald der Zorn und die Satire. Mit den schärfsten Waffen führt Dante den Kampf gegen die Thorheiten und Laster seiner Zeit und Umgebung; er schlägt unheilbare, tödtliche Wunden, und doch ist Friede, Friede mit Gott und mit den Menschen, das höchste Ziel seiner Sehnsucht. Der Dichter selbst ist indeß ein aus seiner Heimath verbannter, unstet von einem Asyl zum andern wandernder, mit Sorge und Armuth ringender Flüchtling, auf welchem ein Todesurtheil lastet. Da wird sein Werk zugleich zu einer Schutzschrift für ihn selbst, obgleich er seinen Antheil an der allgemeinen Schuld auf sich zu nehmen nicht ansteht. Wie ein langer, glänzender Lichtstreif zieht sich sodann durch das ganze Gedicht die Verherrlichung seiner Jugendgeliebten, der Beatrice. Dante hat bald nach ihrem Tode, in Folge einer ihm zu Theil gewordenen „wunderbaren Vision", sich gelobt, mit allen Kräften seines Dichtergenius ihr ein ihrer würdiges Monument zu setzen, und die Art und Kunst, mit der er dieses Gelöbniß erfüllt hat, wird als ein in der Weltliteratur einziges Phänomen die Bewunderung aller Zeiten bilden. Endlich ist das Werk eine Ruhmeshalle, errichtet, um Freunde und Beschützer des Dichters, oder Persönlichkeiten, in welchen er Vertreter bestimmter Lebensrichtungen, Irrthümer oder Tugenden zu erkennen meinte, zu verewigen.

Gleich über den Eingang des Gedichtes erhebt sich der Streit der modernen Erklärer und weichen die Deutungen weit von einander ab — eine Abweichung, welche von entscheidendem Einfluß auf das Verständniß des ganzen Werkes ist. Von einem

betäubenden Schlafe erwachend, findet sich Dante in einem dichten, finstern Walde; in mühsamem Streben einen Ausweg zu finden, gelangt er an den Fuß einer Höhe, deren Gipfel von der Morgensonne erleuchtet ist. Indem er diesen zu ersteigen trachtet, bedrohen ihn drei Thiere, Panther, Löwe und Wölfin, und verlegen ihm den Weg. Am heftigsten bedrängt ihn die Wölfin; da zeigt sich ihm ein Beschützer in der Noth, sein Lehrer Virgil, und belehrt ihn, daß einmal ein Windhund (veltro) erscheinen werde, der diese Bestie, die Quälerin und Verlockerin der Menschen, in die Hölle, woher sie gekommen, zurücktreiben und damit der Retter Italiens werden soll.

Hier erheben sich nun die Fragen: Was bedeuten die Thiere? Sind es sittliche Verirrungen, welche Dante hier von sich bekennt? Oder ist es eine intellectuelle Abweichung, ein Conflict des Zweifels oder Unglaubens mit dem Glauben, den er schon hier andeutet und den seine Gebieterin nachher ihm vorwirft? Wie verhält es sich mit den Hauptpersonen, von denen Dante auf seiner Wanderung geleitet wird: Beatrice, Virgil und Mathilde? Und weiter: Wer ist der Veltro?

Die drei Thiere sind die Symbole dreier Laster, deren Versuchungen Dante in einer Periode seines Lebens stark ausgesetzt war, so daß er ihnen mehr oder minder erlag. Es waren die Wohllust (Panther), der Hochmuth (Löwe) und die Habgier (Wölfin). Alle älteren Erklärer stimmen in dieser Deutung überein, auch die der Person des Dichters am nächsten gestandenen. Aber in jüngster Zeit hat man in Italien und in Deutschland entdeckt, daß die Thiere drei von Dante als feindlich betrachtete Mächte bedeuten: Florenz, Frankreich und die päpstliche Curie. Diese Deutung, für welche sich im ganzen Werke keine weitere Belegstelle anführen läßt, greift störend in den ganzen Aufbau des Werkes ein und nöthigt zu anderen, ebenfalls unhaltbaren Auslegungen. Gleichwohl ist die Zahl ihrer Anhänger in der Gegenwart eine sehr beträchtliche.

Daß Dante, obwohl vermählt, von sinnlichen Verirrungen

sich nicht frei erhalten habe, bekennt er selbst, bezeugen seine Canzonen und Briefe — vor allen der an Morello Malaspina, und versichern die Zeitgenossen, darunter Dante's eigener Sohn Pietro. Wer die von Scheffer-Boichorst gesammelten Zeugnisse [1]) erwägt, der erkennt, daß die Versuche, diese Schuld des Dichters abzuläugnen, unhaltbar sind.

Sein Versuch, in dem „Gastmahl" einige seiner Liebeslieder allegorisch umzudeuten und an die Stelle der Frauen und Mädchen, um deren Liebesgunst er geworben, die Philosophie zu setzen, die ja auch als eine holde Dame gelten dürfe, und um deren Gunst man mit ernstem Studium buhlen könne und solle, — dieser Versuch darf uns nicht irre führen. Dante selbst ist des frostig unnatürlichen Wesens, in das er sich verirrte, bald müde geworden und hat noch im Laufe des Buches das zur pedantischen Spielerei herabgesunkene Unternehmen fallen lassen. Was ihn verführte, war die allgemeine Sitte der Zeit, die alttestamentlichen Schriften, vor allen das hohe Lied, allegorisch umzudeuten. Von seinen biblischen Studien her mußte ihm dieses Verfahren, bei welchem Phantasie und Willkür in ungebundenster Weise ihr Spiel treiben, geläufig sein. Es war eine Lieblingsbeschäftigung der Zeit, und noch zweihundert Jahre später hat Tasso sein episches Gedicht in ähnlicher Weise allegorisirt.

Dante gesteht, daß er theils durch seine Canzonen, und die ihnen zu Grunde liegenden Liebesabenteuer, theils durch das mit Forese in Florenz geführte Genußleben sich vor der Welt arge Blößen gegeben und einen ungünstigen Ruf sich zugezogen habe. Der Gedanke, daß er in Folge davon die Achtung und das Ansehen nicht besitze, welche einem Dichter-Propheten unentbehrlich seien, wenn sein Werk die beabsichtigte Wirkung hervorbringen soll, — dieser Gedanke begleitet ihn überall hin und ist vielleicht der bitterste Tropfen in seinem Leidenskelche gewesen. Daher der

---

[1]) Aus Dante's Verbannung. Straßburg 1882, S. 211—219. Besonders das früher nicht beachtete Zeugniß des Bastiano von Gubbio, eines Schülers Dante's, ist von Gewicht.

Versuch mit dem „Gastmahl", welches zugleich von der ernsten Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Bildung des bis dahin nur durch seine Liebeslieder bekannten Mannes Zeugniß ablegen sollte. In seinem Hauptwerke wird kein Beschönigungsversuch mehr gemacht, sondern stellt sich Dante durchweg als einen Mann dar, der zwar viel gesündigt, aber auch viel geliebt, und durch Buße und gereinigte Liebe Vergebung erworben habe. Beatrice hält ihm vor, er sei so tief gefallen gewesen, daß nur ein einziges Rettungsmittel für ihn übrig geblieben, nämlich ihm die Hölle und die Strafen der Verdammten zu zeigen. Sie wirft ihm auch vor, daß er durch Mädchen verlockt worden sei.[1]) Am Eingange des Purgatoriums werden sieben P — die sieben Hauptsünden — ihm auf die Stirne geschrieben, die dann, wie er die verschiedenen Terrassen des Reinigungsberges durchschreitet, nach und nach verschwinden.

Dante weiß bei seiner Wanderung über den Läuterungsberg genau, um welcher Sünden willen auch er, wenn er büßend wiederkehren wird, zu leiden haben wird. Er wird die Strafe der Neider nur kurze Zeit tragen; schwerer wird er zu büßen haben für seinen Stolz; mehr noch heischt die Sünde, der er vorzugsweise gefröhnt hat: während er die Sühnungen der übrigen Sündengattungen nur anzuschauen hat, muß er der Strafe der Wohllüstigen, der Feuerpein, schon jetzt, zwar nur momentan, aber im vollsten Maße sich unterziehen; das ist der Preis, um welchen er Beatricens Anblick erkaufen muß, und sein Gewissen bezeugt ihm, daß er diese Strafe verdient habe.

Das Streben, Dante von den Flecken sinnlicher Ausschweifungen und ehelicher Untreue zu befreien, hat nun zu einer anderen Mißdeutung geführt. Die Vorwürfe Beatrice's und die Geständnisse Dante's sollen sich auf eine geistige Verirrung beziehen. Er habe — so wird angenommen — zeitweilig durch seine philosophischen Studien die Festigkeit seines Glaubens eingebüßt und sei in Zweifel und Unglauben verfallen.

---

[1]) Purg. 31, 58.

In allen anderen Schriften Dante's findet sich keine Spur, daß er in irgend einer Periode seines Lebens an seinem Glauben irre geworden sei. Nur eine Stelle der Commedia läßt sich mit einigen Scheine dafür vorbringen, und wird denn auch stets vorangestellt. Beatrice sagt zu Dante, welcher eine in Bildern ihm gezeigte Lehre nicht verstanden hat: „Erkenne nun, daß die Schule, der du gefolgt bist, mit ihrer Lehre meinen Worten nicht nachzufolgen vermag, und sieh', wie euer Weg von Gottes Weg himmelweit abweicht."[1]) Die Lehre, um die es sich hier handelt, ist nun allerdings eine dem Dichter eigenthümliche, die den Schulen, den philosophischen und theologischen, nicht bekannt war. Sie hängt zusammen mit seinem Herzensdogma von der göttlichen Stiftung des Kaiserthums, dessen erster Beginn bis in's irdische Paradies hineinreichen soll. Ihr Sinn ist: das Verbot, von der Furcht des Erkenntnißbaumes zu essen, war der Anfang des Rechts und Gesetzes und der entsprechenden Gehorsamspflicht. Damit war zugleich dem Princip, der Idee nach die höchste irdische Gewalt, das Imperium, als Gesetzesquelle und Rechtsschutz begründet. Der Baum ist also zugleich auch das Symbol des Kaiserthums, des römischen Reiches. In der vorgeführten Vision bindet nun der Greif (Christus) die Deichsel seines Wagens (der Kirche) an diesen Baum (das Reich), und enthält sich zugleich, von dessen süßer Frucht zu essen. „So wird der Same alles Rechts bewahrt", tönt es ringsum, und damit gibt Christus seiner Kirche die Lehre, nichts von des Reiches Gütern und Rechten sich anzueignen. Beatrice rügt demnach an Dante einen Mangel an Erkenntniß, nicht eine Irrlehre.

Das also ist das morsche Fundament, auf welchem Verstorbene und Lebende ein Gebäude von Conjecturen über Dante's innere Geisteskämpfe und seinen angeblichen zeitweiligen Unglauben aufgeführt haben. Es wäre wirklich Zeit, diesen deutschen Wahngebilden zu entsagen, welche so störend und verdunkelnd in die

---

[1]) Purg. 33, 85.

Oekonomie des Gedichtes eingreifen. Die Philosophie ist für Dante die, nicht ebenbürtige, aber hülfreiche und unentbehrliche Schwester der Theologie; beide widersprechen sich nicht, sondern ergänzen und corrigiren sich wechselseitig. Dante redet immer mit inniger Liebe und Begeisterung von der Philosophie, von den Diensten, die sie ihm geleistet, von den Wohlthaten und Genüssen, die er ihr verdanke. Er dachte hierin ähnlich wie die alten griechischen Kirchenlehrer, ein Justin, Clemens von Alexandrien und andere, obwohl er sie nicht kannte. Er geht darin so weit, daß bei ihm die Liebe Gottes, als des höchsten Gutes, die Wirkung zugleich philosophischer, der Physik und Metaphysik entnommener Gründe und der göttlichen Offenbarung ist. Aristoteles, der hohe Meister menschlichen Wissens, ist in des Dichters Augen eine Macht und Autorität, welche unantastbar sein und dem Kaiserthum weisend und rathend zur Seite stehen soll, als die dritte im Bunde.

Virgil ist für Dante der Zeuge von der Größe und dem Herrschaftsberufe Roms, ein unbewußter Prophet des Christenthums und vor allem der Repräsentant der gesammten heidnischen Wissenschaft und Moralphilosophie. Diese ist in Dante's Augen eine Vorbereitung und Anleitung zum christlichen Glauben. Darum ist es Beatrice, das Licht der göttlichen Offenbarung und seine himmlische Beschützerin, welche ihm den Virgil als Führer und Mithelfer bei dem Werke seiner sittlichen Besserung sendet. In dieses Bild hat Dante den Gedanken — wir dürfen wohl sagen: die Thatsache — gekleidet, daß das Studium der heidnischen Literatur und Wissenschaft seinen Geist von dem Streben nach sinnlichen Genüssen abgewendet, zugleich ihn erleuchtet und für das rechte Verständniß der christlichen Lehre vorbereitet und empfänglich gemacht habe. Denn nach Dante's Vorstellung war die griechisch-römische Literatur und Wissenschaft, vor allem die Moralphilosophie und Staatslehre, von Strahlen des göttlichen Lichtes durchzogen und enthielt eine Fülle von ewigen Wahrheiten, an welche dann das Christenthum, durch seine Lehren über

Trinität, Erlösung und Kirche, ergänzend und theilweise berichtigend sich anschloß. Es ist bedeutsam, daß vor dem Antritt der Wanderung über den Läuterungsberg Virgil von Cato ermahnt wird, er solle erst Dante's Antlitz von allen Spuren des Schmutzes reinigen, denn ungeziemend wäre es, mit den von höllischem Nebel umflorten Augen vor den Paradieses-Engel hinzutreten. Also mußte für ihn, ehe die rechte Buße begann, die natürliche Wissenschaft und Ethik schon reinigend auf die Seele eingewirkt haben.

So ist es denn Virgil, der Dante in der Hölle gegen den versteinernden Blick der Medusa schützt. Denn eines lebenden Menschen Geist müßte durch das Weilen unter Verdammten, in dieser Welt des Hasses, der Lüge und der Lästerung, völlig verdunkelt werden, wenn nicht die erworbene classische Bildung und griechisch-römische Wissenschaft ihn aufrecht und wach erhielten gegen den überwältigenden, betäubenden Eindruck der höllischen Schrecknisse und thierischen Leidenschaften.

Wiederum ist es Virgil, welcher seinem Schutzbefohlenen es möglich macht, die Weltmacht des Truges zu erkennen und sich dieselbe dienstbar zu machen. Ihr Symbol ist das Ungethüm Geryon, halb Mensch und halb Schlange, welches beide Dichter hinuntertragen muß in jene höllischen Räume, wo dieses vielgestaltige Laster gestraft wird. Dante ahnt freilich nicht, daß er selber, gleich allen seinen Zeitgenossen, unter einer Vergeslast von Betrug, von Fictionen und Fälschungen begraben liege, welche zu durchschauen erst einer viel späteren Zeit vergönnt war. Und auch das ahnt er nicht, daß so manche von den Alten bereits erkannte Wahrheit jetzt unter einem Schutthaufen von Irrthümern und Mißgestaltungen verborgen war.

Dante's Verhältniß zu Beatrice, diese Verknüpfung des Irdischen und Himmlischen, des abstracten Symbols mit der lebensvollsten Persönlichkeit, ist etwas ganz eigentümliches, wie es wohl in keines anderen Menschen Leben vorgekommen ist. Sie ist für ihn das Weib in seiner Reinheit, seinem Liebreiz und seiner idealen Vollendung, und mit der Erinnerung an ihre irdische

Schönheit verbindet sich in ihm die auf Erfahrungen oder Visionen gegründete Gewißheit, daß sie sein schützender, fürbittender Genius im Himmel sei, wie sie, ohne es zu wissen, der Schutzengel seiner Jugend gewesen war. Sie schwebt ihm vor, wie sie Gott nun ohne Hülle schaut, und, indem sie Gottes Herrlichkeit in sich aufnimmt, wird ihr Geist durchleuchtet von den Strahlen des göttlichen Lichtes, soweit dieß bei einem endlichen, geschaffenen Wesen möglich ist. Er aber ist durch die stete Richtung seines Denkens und Wollens auf die verklärte Geliebte mit ihr in einen fast magisch zu nennenden Verkehr getreten, und so ist sie seine Lehrerin, die Quelle seiner Einsicht in die göttlichen Dinge, die Führerin auf den Pfaden der Theologie geworden. Ihn begleitet in seinen religiösen Studien stets der Gedanke: sie schaut und genießt nun in seliger Ruhe dasjenige zumal, was du hier unten, durch die Anstrengung des discursiven Denkens und gelehrten Forschens, allmählich nur und Schritt vor Schritt dir zu erwerben vermagst. In ihrem Geiste ist kein Dunkel und kein Zweifel mehr, nur lichte Klarheit. Und dort am Throne Gottes bittet sie für dich, ihren Getreuen; ihr also verdankst du, was dir von oben an Licht und Erkenntniß göttlicher Dinge, an Einsicht in das Wesen der Lehre Christi, zu Theil wird. Wenn es gewöhnlich heißt: Beatrice sei das Symbol der Theologie, so ist das richtig, sofern man unter Theologie nicht die damalige Scholastik versteht, an der Dante vieles auszusetzen hat, sondern den aus der Bibel und der altkirchlichen Ueberlieferung gezogenen Lehrgehalt, wie er das in seiner Schrift von der Monarchie dargelegt hat.

Und nun die viel umstrittene Mathilde, wer ist sie und was soll sie? — Daß sie nicht die toscanische Markgräfin, die Gönnerin Gregor's VII. und Begründerin des Kirchenstaates sei, darüber ist wohl kein Historiker in Zweifel. Unser College Preger hat hier das Richtige zuerst erkannt. [1])

Um Dante ganz zu verstehen, darf nicht aus dem Auge

[1]) Dante's Matelda, akad. Vortrag. München 1873.

gelassen werden, daß sich bei ihm alles auf ein inneres Erleben zurückführt. Vieles ist ihm in Visionen, deren er mitunter gedenkt, gezeigt worden. Man fühlt bei ihm die Nachwirkungen ekstatischer Zustände. Er selbst erzählt, daß er bei seinem angespannten Nachdenken zuweilen in einen Zustand der Entrückung verfallen sei, in welchem er nichts von den ihn umgebenden Dingen und Personen wahrnahm. Einmal ward er im Gefühl der hohen, von Gott ihm erwiesenen Gnade der Errettung zu so glühender Dankbarkeit und Andacht hingerissen, daß er selbst Beatrice (die evangelische Heilslehre) darüber vergaß; — er meint damit einen von allen Mystikern beschriebenen Zustand, wo die Seele sich wie aufgelöst in Gott fühlt und das Bewußtsein der einzelnen göttlichen Eigenschaften und Wohlthaten ihr schwindet. Für derartige visionäre Zustände und ihm gezeigte Gesichte hat nun Dante die Nonne Mechtilde oder Mathilde als Symbol erwählt. Erst als Dante das Ziel seiner zweiten Reise erreicht hat, als er von Sünde gereinigt, sein Wille frei, wahr und gesund geworden ist, da begegnet ihm Mathilde. Virgil (oder die bloß menschliche, sich selbst überlassene Erkenntniß) hat ihn eben verlassen; er ist nun selbst sein eigener König und Bischof, aber noch ist der Zeitpunkt nicht gekommen, wo Beatrice sich ihm enthüllen, wo die höchste dem Menschen erreichbare intuitive Erkenntniß der göttlichen Dinge sich ihm aufschließen soll.

Mathilde ist also für Dante die Personification jener auf dem Wege der Vision vermittelten Erkenntniß des Heiligen, welche die religiösen Wahrheiten in Bildern und Allegorien schaut. Die schönen Blumen, die der Dichter sie pflücken sieht,[1]) sind solche Bilder und allegorische Gesichte, wie sie in dem Buche der heiligen Mechtilde sich finden und unverkennbar auf Dante's Phantasie so mächtig eingewirkt haben, daß manches ihrer Bilder und Gesichte in sein Gedicht übergegangen ist oder doch Spuren in seinem Geiste zurückgelassen hat. Man versteht nun auch, daß sie ihn in den Fluß Lethe getaucht, das heißt in einen geistig er-

[1]) Purg. 28, 40.

höhten Zustand versetzt hat, in welchem er sein Sündenleid vergaß, und warum Dante von ihr rühmt, daß sie die erlahmte Kraft seines Geistes neu belebt habe, indem sie ihm den süßen Trank aus dem Flusse Eunoë (die heitere, selbstzufriedene Stimmung) gewährte.

Die Frage, wen Dante unter dem „Veltro" gemeint habe, hat man für die schwerste im ganzen Gedichte, ja für völlig unlösbar erklärt. Schon seine Zeitgenossen und die ältesten Erklärer wußten darüber nichts zu sagen, und verfielen auf phantastische, grundlose Vermuthungen. Selbst sein Sohn Pietro di Dante, wußte nichts sicheres und begnügte sich damit, die schon damals aufgetauchte Annahme, das doppelte Feltro sei von zwei Städten herzuleiten, zwischen denen der Verheißene geboren, für irrig zu erklären. Gerade dieß wird nun aber heute in Deutschland, Italien und England fast allgemein angenommen. Alle älteren Erklärer, bis ins 16. Jahrhundert hinein, sind einig in der Erklärung: „Seine Herkunft (nazione) wird sein zwischen Filz und Filz [1])", d. h. aus einem armen und niedrigen Geschlechte, oder aus einem in grobes Tuch, Filz, sich kleidenden geistlichen Orden. Die heutigen aber sind ihrer Sache vollkommen gewiß, und pflegen in Textausgaben und Uebersetzungen schon durch den Druck dafür zu sorgen, daß der Leser gezwungen wird, das Wort als Städtenamen zu denken und damit denn auch unvermeidlich in keinem anderen als dem Fürsten von Verona den verheißenen Armuths- und Genügsamkeitsapostel zu sehen. Der Dichter hatte offenbar sein Geheimniß mit sich in's Grab genommen, und so redet denn Rambaldi um das Jahr 1375 bereits von tausenderlei verschiedenen Erklärungen. Erst um das Jahr 1450 kam ein Commentator des Inferno, Guiniforte delli Bargigi, der Wahrheit, wie uns scheint, nahe; er meint, der Veltro werde ein heiliger Mann sein, der in der Seele der Habgierigen Schmerz über ihre Sünde und Buße erwecken werde.

Nun sind allerdings alle Versuche, eine bestimmte geschicht-

---

[1]) Inf. 1, 105.

liche Persönlichkeit zu bezeichnen, welche der Dichter gemeint und von der er so wunderbare Dinge erwartet habe, mißlungen. Denn der Dichter kannte denjenigen nicht, weder von Person noch dem Rufe nach, auf den er seine Hoffnung setzte. Aber er hatte ihn gleichsam ausgerechnet; seinen joachimitischen Anschauungen gemäß war der Zeitpunkt nahe, in welchem eine neu hervortretende Genossenschaft mit ihrem Stifter eine sittlich-religiöse Erweckung und Reform im mittleren Italien bewirken werde.

Dante's Grundgedanke und Lieblingslehre war die Lehre von den zwei heilbringenden Institutionen des Kaiserthums und des Papstthums, von denen das eine wiederhergestellt, das andere gereinigt, reformirt werden sollte. Das war nicht möglich, solange in Rom und dem latinisch-tuscischen Lande, dem Tiefland [1]) der Halbinsel, das Volk nicht empfänglich war, solange die alte Wölfin, die gemeine blinde Habgier, die Masse der Menschen beherrschte. Denn dieses Land ist die von Gott bestimmte Stätte, wo Kaiser und Papst wohnen, von wo aus sie walten sollen. Wenn hier der Veltro sein Werk gethan und einem andern Werkzeug Gottes den Weg gebahnt hat, wird der „Dux" erscheinen und sein Werk der Vergeltung, der Befreiung und Reinigung vollbringen. Dank der heilenden und bessernden Wirksamkeit des Veltro wird der Dux ohne verheerenden Krieg dieses Ziel erreichen. [2])

---

[1]) Umile Italia sagt Dante, den Ausdruck von Virgil entlehnend. Die Uebersetzungen „gebeugtes oder gedemüthigtes Italien" verfehlen den Sinn.

[2]) Eine merkwürdige Stelle findet sich in der ungedruckten Schrift des Armannino von Bologna, welche dieser im Jahre 1325, also schon vier Jahre nach Dante's Tod, dem Bosone da Gubbio zueignete. Toscana sei durch seine Bosheit die Ursache, daß so viel Sünde in der Welt sei. Denn die Toscanesen seien populärer bei den Menschen, als alle anderen Nationen. Ma quel gran veltro, che caccerà la lupa della quale disse Dante, farà ancora scoprire tutti i loro difetti chiari. Anderswo gedenkt er der Streitigkeiten in der Kirche und fügt bei: Ma come dice Merlino, tutte finiranno poi per la caccia di quel forte Veltro, che caccerà quell' affannata lupa, onde sorge tanta crudeltade. Also hatte sich im Volksmunde bereits eine Merlinische Weissagung, die sich den Dante'schen Veltro aneignete, gebildet; s. *Bongiovanni,* Prolegomeni del nuovo Comento. Forlì 1858, p. 257.

Der Veltro soll die Wölfin, die unersättliche italienische Habgier, dieses alte nationale Laster, als Grund und Ursache alles Unheils und Verderbens, bekämpfen, er soll sie von jeder Stadt austreiben und in die Hölle, von der sie ausgegangen, zurückjagen. Es ist also eine rein sittliche Besserung, um die es sich handelt, und da versteht es sich in jener Zeit von selbst, daß sie nur mit religiösen Mitteln und Motiven, auf dem Wege der Ueberredung und der pastoralen Mühewaltung, erstrebt werden konnte. Ein Capitano mit seinem obligaten Gefolge von raubgierigen Söldnerschaaren war sicher die ungeeignetste Persönlichkeit für eine derartige Aufgabe.

Dante war Joachimit, aber auf seine eigene Weise, eklektisch, und mit den Modificationen, welche seine Hauptlehre von dem göttlichen Recht und Beruf des Kaiserthums unerläßlich machte. Er kennt merkwürdigerweise in der ganzen christlichen Zeit nach den Aposteln nur einen einzigen Propheten, und das ist der Abt Joachim, welchen er im Paradiese einen hohen, der Mutter des Herrn nahen Platz, neben Bonaventura, einnehmen läßt. In den Schriften, die Joachim's Namen tragen, — die darunter befindlichen unechten Commentare zu Jeremias und Isaias wurden damals allgemein für echt gehalten — wird gelehrt, daß der ganze Verlauf der Menschheitsgeschichte in drei große Weltperioden, das Zeitalter des Vaters, dann das des Sohnes (seit Christus) und endlich das des heiligen Geistes, zerfalle. In diesen drei Perioden sind wieder sieben Zeitalter (status) unterscheidbar. Im sechsten Zeitalter, dessen Anbruch als ganz nahe oder als schon wirklich erfolgt galt, sollten schwere Strafgerichte über die entartete abendländische Kirche hereinbrechen, aber auch eine neue geistige Macht in der Gestalt eines auf jeden Besitz verzichtenden Ordens, der parvuli der lateinischen Kirche, hervortreten. Es wird dieß eine streng und entbehrungsvoll lebende Gesellschaft sein, und durch Predigt und Beispiel wird sie dann eine weithin sich erstreckende Bekehrung und Erneuerung bewirken.

Dante dachte nun bei seinem Veltro entweder an den künf-

tigen Stifter dieses Bundes oder auch an den Orden überhaupt.[1]) Das Bild des Windhundes lag ihm um so näher, als die Dominicaner bereits einen Hund mit einer brennenden Fackel im Munde zum Abzeichen oder Ordenswappen gewählt hatten; es stellte dieß einen Traum dar, den die Mutter des Dominicus kurz vor dessen Geburt gehabt haben sollte.

Mit welcher Wärme, wie begeistert und schwungvoll schildert Dante die Braut, mit der Franciscus sich vermählt, die Armuth, die verachtete Geliebte, um welche elfhundert Jahre lang Niemand geworben.[2]) Keinen anderen unter den Späteren, seiner Zeit Nahestehenden, hat Dante so hoch gefeiert. Aber dann, bei aller so stark und unverkennbar ausgesprochenen Vorliebe für den Orden, schildert er auch, wie weitaus der größte Theil desselben von des Stifters Lehre und Beispiel völlig abgewichen sei. „Nur einige sind's, die noch zum Hirten sich halten, doch so wenige, daß ihre Kutten nicht viel Tuch erfordern.“[3])

Also nur die Spiritualen erkennt er als echte Jünger des heiligen Franciscus, wie eben auch Pseudo-Joachim. Dante hatte jene gewaltige Bewegung, welche die Minoriten in Italien zwischen 1230—1260 hervorgerufen hatten, sicher noch von älteren seiner Zeitgenossen schildern hören. Er hatte gehört, zum Theil noch selber wahrgenommen, welches Ansehen, welche Macht des Wortes diese Männer, die selbst städtische Gemeinwesen regierten und reformirten, besaßen. Er, der als das Grundübel der Zeit die alte Wölfin, die allgemeine Habgier der Menschen, erkannte, der in seinem Brief an die Cardinäle schrieb: „Alle haben sich die Gier zur Gattin genommen, welche niemals die Mutter der Frömmigkeit und Gerechtigkeit, wie die christliche Liebe, sondern die der Ruchlosigkeit und Ungerechtigkeit ist“, — er konnte die Heilung dieses Grund-

[1]) Sive solus appareat, sive cum sociis, habebit magnam potestatem in loquendo verbum Dei, heißt es in Joachim's Commentar zur Apokalypse 198 b.

[2]) Parad. 11, 65.

[3]) Parad. 11, 130.

übels weder von einem Papste noch von einem kriegführenden, stets auf neue Eroberungen bedachten Fürsten oder Capitano erwarten.

An einen Papst, der die Aufgabe des Veltro, die Besiegung der Wölfin, vollbringen solle, hat Dante gewiß nicht gedacht. Die Geschichte zeigte ihm keinen Papst, welcher wirklich eine bleibende sittlich-religiöse Verbesserung zu Stande gebracht hätte. Im Paradiese hat er zwei Cardinäle, aber keinen einzigen Papst gefunden, keinen nämlich, der ihm erwähnenswerth schien oder den er zum Organ einer Lehre, einer Mahnung oder Weissagung hätte machen mögen. Ein Papst wie Gregor VII. mußte ihm, falls er mit dessen Geschichte näher bekannt war, schon darum mißfällig sein, weil jener nicht nur der Gegner eines einzelnen Kaisers, sondern des Kaiserthums selbst gewesen war und den Grund zum Verfall desselben gelegt hatte. Und thatsächlich waren seitdem alle Päpste dem Kaiserthum gegenüber, mit größerer oder geringerer Entschiedenheit, in Gregor's Bahnen gewandelt.

Heute wird nun fast allgemein angenommen, mit dem Veltro sei Can Grande della Scala, Fürst von Verona, gemeint, an dessen schützendem Hofe Dante einige Jahre weilte. Der Dichter hat ihn allerdings hoch gepriesen. Aber gerade die Art, wie Dante ihn preist und feiert, macht es undenkbar, daß er in ihm den Veltro, den sittlichen Reformator in Mittelitalien, erwartet habe: Seine Thaten werden bemerkenswerth sein; er wird um Geld und Mühe sich nicht kümmern und Reiche werden durch ihn arm und Arme reich werden. Keine Spur von einem höheren, auf eine große Sittenbesserung gerichteten Beruf, von einer Ueberwindung der Wölfin! Can Grande blieb denn auch stets den Ereignissen in Mittelitalien völlig fern. Seine Erfolge beschränkten sich auf Eroberungen im nordöstlichen Winkel der Halbinsel. Dante hatte zudem Ursache genug, seine Freigebigkeit und Energie zu preisen und über andere Vorzüge, wie sie für seinen Veltro unentbehrlich waren, zu schweigen. Denn der Augen-

zeuge Ferreto von Vicenza[1]) läßt keinen Zweifel darüber, daß Can Grande ein herzloser und übermüthiger Tyrann war, der die mit Wortbruch eingenommenen Städte der Plünderung seiner entmenschten Söldner preisgab, alle Rechtsordnung in denselben aufhob, die Dörfer weit und breit in Rauch aufgehen und die Bauern in die Städte schleppen ließ, wo sie so lange gepeinigt wurden, bis sie sich loskauften. Dante's Veltro soll von Kraft, Weisheit und Liebe, das heißt von der Substanz der dreieinigen Gottheit sich nähren. Ist es denkbar, daß Dante sich zu so grober Schmeichelei erniedrigt und damit seinem Werke das Brandmal auf die Stirne gedrückt habe?[2])

Wir kennen ein Bruchstück einer im Jahre 1205 verfaßten Schrift: de semine scripturarum[3]), in welcher prophezeit wird, daß in 100 Jahren, welche mit dem Jahre 1215 beginnen, — also gerade in der Zeit, in welcher Dante an seinem Werke dichtete, das heilige Land zurückerobert und die Kirche von der simonistischen Ketzerei werde gereinigt werden; bis dahin halte der tückisch nachstellende Drache das Volk Gottes im Römerlande gefangen. Die Reinigung aber und Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel (der Kirche) werde unter gewaltigen Stürmen und Völkerkriegen sich vollziehen, eine allgemeine Verwüstung durch Brand und Raub werde erfolgen, bis die herrschende Noth und Armuth der hochfliegenden Simonie ein erzwungenes Ende bereite. Unverkennbar hat Dante diese Weissagung vor Augen gehabt. Von ihr hat er das Spiel mit der Zahlendeutung der Buchstaben und das Symbol des Drachen für die Simonie entlehnt.

---

[1]) Bei Muratori, SS. rer. Ital. IX, p. 1060 ff.

[2]) Auch ist es undenkbar, daß der Dichter, welcher den latinischen Volksstamm so hoch über den lombardischen erhob, welcher die Worte schrieb: Pone, sanguis Longobardorum, coadductam barbariem, et si quid de Trojanorum Latinorumque sanguine superest, illis cede — daß derselbe Dichter einem lombardischen Capitano den Beruf zugetheilt habe, diesen hohen, edlen Volksstamm von der Habgier zur Genügsamkeit zu bekehren.

[3]) Bei Karajan, Zur Geschichte des Concils von Lyon, S. 104.

Aber er corrigirt sie. Er kann sich nicht denken, daß das durch achtzigjährigen Krieg bereits verwüstete und verarmte Italien noch einmal, bloß um der Schuld der Hierarchie willen, einem so fürchterlichen Loose verfallen solle; das widerspräche auch der Erwartung eines Kaisers, der Italien, ohne Schaden an Heerden und Gefilden, befreien wird.[1]) Auch in den von Spiritualen verfaßten joachimitischen Büchern wird ein vom Norden heranziehender Kaiser, der an Frankreich und der fleischlich gewordenen päpstlichen Kirche das Strafgericht vollstrecken soll, in Aussicht gestellt; nur daß ihnen, als Guelfen, der Erwartete für einen den assyrischen oder chaldäischen Monarchen vergleichbaren Tyrannen und Verwüster gilt.[2])

Ich habe Dante's epische Dichtung eine Theodicee genannt, eine Enthüllung des göttlichen Weltplans, wie er ihn sich zurechtlegte. Wie nun aber die Lage der Dinge damals war, und wie sie in seinem Geiste sich spiegelte, hätte er, bloß an Vergangenheit und Gegenwart sich haltend, mit dem Mißklang eines düsteren Pessimismus und entmuthigender Verzweiflung schließen müssen. Nur indem er proleptisch die Zukunft hinzunahm, war dieß zu vermeiden und konnte sein Ziel der allgemeinen Belehrung und Besserung erreicht werden.

Der Prophetismus gedeiht vorzüglich in Zeiten und unter Umständen, wo sich eine Incongruenz zwischen den Ideen und

---

[1]) Purg. 33, 51.

[2]) Man vergleiche, um ein Beispiel von den bei Dante nachklingenden joachimitischen Vaticinien zu geben, im joachimitischen Jeremias-Commentar f. 9 folgendes: Futurum est prorsus ut, orta discordia inter principes, non tantum ab imperio ecclesia corruat, sed etiam a Gallicano regno diffidatur, ut unde fuit erecta et provecta in gloriam, inde dejecta et despecta veniat in rapinam. Dann wird wiederholt ein schweres Strafgericht über die Kirche (das Papstthum), welches ein vom Norden heranziehender Kaiser verhängen werde, angekündigt. Eben dort f. 46 wird vorhergesagt, daß einmal sowohl der Adel als die Geistlichkeit in Frankreich sich gegen den Papst erklären werden. Die Erfüllung dieser Prophetie sah Dante im Jahre 1303.

Erwartungen der Menschen und der Wirklichkeit herausstellt; wo das nationale Bewußtsein eines Volkes in Conflict geräth mit der Lage, in der sich dasselbe gerade befindet; oder wo die religiösen Ideen einer Zeit oder Nation eine Gestaltung der Dinge erheischen, welche mit dem thatsächlichen Bestand in grellem Gegensatze sich befindet. Dante mußte schon darum Prophet werden, weil nach seiner Ueberzeugung das Kaiserthum und das Papstthum die beiden unentbehrlichen, gottgeordneten Säulen aller irdischen Ordnung sein sollten, und weil doch damals beide, zum Verderben der Welt, das völlige Gegentheil von dem waren, was sie sein sollten. Dante, in dessen Gedicht auch die klare Besonnenheit bewundernswürdig ist, war nun aber nicht der Mann, dessen Phantasie bloß nach Willkür sich Prophezeiungen ersonnen hätte. Man kann nicht sagen, daß er nur seine individuellen Wünsche und Bedürfnisse in ein prophetisches Gewand gekleidet habe. Er that, was in jener Zeit so vielfach geschah: er eignete sich Weissagungen an, welche theils schon im Umlauf, theils aus biblischen Deutungen entnommen waren, und kleidete sie in die prächtigen Bilder seiner dichterischen Phantasie, mitunter auch in eine absichtlich räthselhaft gehaltene Form. Erleichtert wird ihr Verständniß, wenn man sich einige theils den Dichter, theils die Zeitvorstellungen angehende Thatsachen vergegenwärtigt. Zuvörderst wollte er einer von den Guelfen bereits seit fünfzig Jahren verbreiteten Prophetie entgegentreten, welche, bald unter Merlin's, bald unter einer Sibylle Namen, verkündete, daß das römische Reich mit dem Tode Friedrich's II. bereits erloschen sei und erloschen bleiben solle. Sodann ist Dante's Vorstellung zu erwägen, gemäß welcher die irdischen Dinge unter dem bestimmenden Einflusse der himmlischen Sphären und Gestirne und der sie bewegenden Intelligenzen (Engel) stehen. Die Wendung der Gestirne bringt unter den Menschen eine gemeinhin vorherrschende oder überwiegende Richtung und Neigung hervor, doch so, daß der Einzelne, als freies Wesen und durch die Stärke seines Willens, dieser Impression der Gestirne auch widerstehen kann. Damit

erklärt sich Dante, wie eine große, durchgreifende moralische Umwandlung auch in kürzester Zeit eintreten könne, wenn nämlich, wie er bei der Ankündigung des „Dux" sagt, „die Sterne bereits nahe sind." [1])

Hierzu kommt noch, daß Dante von der Annahme ausgeht, der Weltlauf nähere sich seinem Ende. Er kleidet diese Vorstellung in das Bild, er habe im Paradiese die den Seligen bestimmten Plätze größtentheils bereits besetzt gefunden, so daß nur noch eine kleine Anzahl dorthin gelangen könne. Daß nun, in dem Maße als das Ende der Zeiten näher rücke, große Weltveränderungen und gewaltige Erweisungen göttlicher Macht und Gerechtigkeit eintreten würden, dieß war seit den ersten Zeiten der Kirche die allgemeine, natürlich auch von Dante getheilte Erwartung.

Dante besaß eine seltene Geistesbildung, und seine Gelehrsamkeit war so umfassend und mannigfach, daß, wenn wir von dem einer früheren Zeit angehörigen Roger Bacon absehen, nur sehr wenige damals ihn erreichten, Niemand ihn übertraf. Mit Verwunderung überschaut man den Reichthum an altclassischer und scholastischer Literatur, welchen er in seinem „Gastmahl" benützt hat. Vor allen war Aristoteles, freilich nur in lateinischen Uebersetzungen, sein Meister. An ihn reihen sich seine Lieblinge Boethius, Cicero, Seneca. Er war vertraut mit physikalischer, juristischer, theologischer Literatur. Aber eine große, empfindliche Lücke, die er selbst indeß nicht gefühlt zu haben scheint, fand sich in seinem Wissen: ihm fehlte Kenntniß der Geschichte und historischer Sinn. Wohl theilte Dante diesen Mangel mit seinen Zeitgenossen überhaupt; aber er wird allzu auffällig und störend in einem Werke, welches in seiner weltrichterlichen Anlage die gesammte Menschheit in Selige und ewig Verlorene theilt, und mit kühner Zuversicht auch die Zukunft zu bestimmen unternimmt. Da er eine Grenzlinie zwischen Mythus, Sage und Geschichte

[1]) Purg. 33, 41.

nicht kennt, so sind ihm Aeneas, Dido, der Riese Cacus, der Trojaner Rhipheus ebenso gut geschichtliche Persönlichkeiten, wie Cäsar oder Augustus. Er hält, wie damals Jedermann, die constantinische Schenkung für Thatsache, so anstößig und schwer erklärbar sie ihm auch erscheint; damit verräth er aber, daß ihm der ganze geschichtliche Inhalt der Periode vom 4. bis in's 8. Jahrhundert fremd oder unverständlich war. Dante glaubt die guelfische Fabel, daß die Mutter Kaiser Friedrich's II. eine Nonne gewesen; ihm ist Hugo Capet, der Stammvater des französischen Königshauses, der Sohn eines Pariser Fleischers. Er setzt aus Unkenntniß Justinian, Gratian, Folko von Marseille in's Paradies. So hat er sich auch durch eine unreine Quelle verleiten lassen, den schuldlosen Papst Anastasius als Ketzer in die Hölle zu versetzen. Und wenn er über die beiden ersten Habsburger, die Könige Rudolf und Albrecht, scharfen Tadel, über den letzteren fast ein Anathem verhängt, weil sie, ihrer Kaiserpflichten vergessend, nicht nach Italien gezogen seien, so wußte er eben nicht, daß es die Päpste waren, welche beiden Fürsten dieß unmöglich gemacht hatten.

Daß Dante in geschichtlichen Dingen so verfuhr, wie es im Geist und Sinn jener Zeit lag, kann natürlich nicht befremden. So galten denn auch Heldengedichte ihm als wahre Geschichte. Die Gesetze des Ganges, welchen die Geschichte nimmt, waren ihm so gut wie unbekannt, und auch er war daher bereit, einen in langsamer Entwicklung entstandenen Zustand auf eine einzige Persönlichkeit oder selbst auf eine vereinzelte That zurückzuführen. Aus Dante's joachimitischen Ansichten und Hoffnungen, verbunden mit seiner Vorstellung von der Macht der Gestirne über die menschlichen Dinge, sind seine Weissagungen über die bevorstehenden kirchlichen Ereignisse hervorgegangen. Ob und inwieweit visionäre Zustände und etwa lebhafte, von ihm auf höhere Eingebung zurückgeführte Träume dabei mitgewirkt haben, muß unentschieden bleiben, da die Dichtung nur Andeutungen, nicht sichere Anhaltspunkte hiefür darbietet. Es mag aber hier noch erinnert

werden, daß Seher und Seherinnen, welche in ekstatischem Zustande zukünftige Dinge verkündigten, damals und später noch hoch geehrt waren und mitunter kirchliche Beglaubigung erlangten: so die heilige Hildegard, so Dante's Zeitgenosse, der Dominicaner-Prophet Robert von Usez, welcher im Jahre 1293 auf einer Ordensversammlung zu Carcassonne geprüft ward und dann die Ermächtigung erhielt, öffentlich als Prophet aufzutreten, worauf er predigend und weissagend Italien, Frankreich, Deutschland durchwanderte und Bonifacius den VIII. mit göttlichen Strafgerichten bedrohte.

In zahlreichen, über die drei Abtheilungen der Commedia zerstreuten Stellen zeichnet Dante, mitunter im Lapidarstil der tiefsten Entrüstung und mit zornglühenden, versengenden Worten, ein Bild des damals herrschenden Verderbens, als dessen Haupturheber die Päpste ihm gelten. Sie sind es, welche durch ihr böses Beispiel, sowie durch den steten Mißbrauch der Religion zu einem Mittel des Gelderwerbs und der Herrschaft, wie den Klerus, so auch die Laienwelt gründlich verderbt und zu gleichem Unheil angeleitet haben. Das Papstthum ist eine stets Krieg erregende und selber Krieg führende Macht geworden; es streitet zugleich mit dem weltlichen Schwert und mit den geistlichen Waffen des Bannes und Interdicts; es führt das geistliche Symbol der Schlüssel in seinen Kriegsfahnen. Von den Gliedern der einen Kirche behandelt es die eine Hälfte (die Guelfen) als die Begnadeten, die andere (die Ghibellinen) als Feinde und Verdammte. Die päpstliche Curie ist zu einem Markte geworden, wo Alles feil ist und Christus täglich verschachert wird. Und nach päpstlichem Vorbild haben sich dann auch Bischöfe und Priester als hundertfache Götzendiener dem Cultus des Gottes Mammon ergeben. Die staatliche Ordnung, die Rechtspflege, das Reich, das Kaiserthum, Alles haben diese Nachfolger des Apostels Petrus zerrüttet; auch die kirchliche Ordnung ist durch ihre falschen und lügenhaften Privilegien verstört, und überall sieht man im Hirtengewande raubgierige Wölfe. „Meine Grabstätte“, sagt der Apostel,

„ist zu einer Kloake voll Blut und Gestank geworden“.[1]) Denn die Päpste „schreiben nur, um auszulöschen“.[2]) Sie löschen aus: Eidschwüre, Gelübde, Verträge, Verpflichtungen, die Satzungen der alten Kirche, die Verfügungen ihrer Vorgänger, Alles, was ihnen unbequem wird oder dessen Aufhebung ihnen Gewinn bringt.

Vielen, den meisten Lesern ist es schwer verständlich, daß Dante das Papstthum so hoch stellt und doch wieder in seiner damaligen Gestalt es so tief herabsetzt und mit den schwersten Vorwürfen und Anklagen überschüttet. Insoweit es sich um die Hoheit und Macht in religiösen Dingen handelt, ist er ganz der Sohn seiner Zeit, der Jünger eines Thomas von Aquin und überhaupt der damaligen Theologen. Verehrungsvoll beugt er sich vor den „hohen Schlüsseln“, die der Papst von Petrus her überkommen hat; der Papst ist der Oberhirte, dem Alle zu folgen haben. Aber diese höchste Gewalt wird auch auf's höchste mißbraucht und in's Böse verkehrt, so daß sie wie ein Fluch und ein kaum zu ertragendes Joch auf der christlichen Welt lastet. Hochgeehrt muß sie dennoch werden. Den Ueberfall und die Schmach, welche Bonifaz in Anagni erlitt, schildert Dante mit dem Ausdruck des höchsten Abscheus, obgleich er selbst jenen für einen unrechtmäßigen Eindringling hielt.

Dante's Unwille gegen Papstthum und Klerus ist vierfacher Art. Er zürnt ihm als Christ, als Italiener, als Anhänger des Kaiserthums und als Bekenner der Armuthslehre. Die Anklage, daß in der Kirche und zumeist in dem mit seinem Beispiel vorangehenden Rom und an der Curie Alles feil geworden, daß das ganze kirchliche Leben von Simonie durchzogen sei, vernahm man schon seit zwei Jahrhunderten von allen Seiten. Sie ward von allen Nationen, von allen Klassen und nicht am wenigsten vom Klerus selbst erhoben, und wir finden kaum Versuche, die Sache zu beschönigen, noch weniger sie abzuleugnen,

---

[1]) Vergl. Inf. 19, 104—114. Purg. 16, 103. Parad. 18, 121—132; 27, 22—27 und 40—57.

[2]) Parad. 18, 130.

obgleich nach kirchlicher Lehre die Folgen davon so verhängnißvoll waren. Hier also war der Dichter nur das Echo der allgemeinen Stimme, und die Aeußerungen der alten Erklärer lassen erkennen, daß man darin nichts absonderliches fand.

Als Italiener grollte Dante den Päpsten, weil sie es waren, welche durch ihre Politik, durch die von ihnen geführten Kriege und durch die herbeigerufenen Fremden die Halbinsel zerrüttet und deren Bewohner auf unabsehbare Zeit hinaus in zwei feindliche Parteien gespalten hatten, die, so lange sie bestanden, keine Friedenshoffnung mehr aufkommen ließen und in jeder Stadt den Bürgerkrieg organisirt hatten. Schon hatte eine Reihe französischer Päpste mit bestem Erfolge daran gearbeitet, den römischen Stuhl der französisch-angiovinischen Politik dienstbar zu machen. Und nun war die Curie mit Clemens V. auf gallischen Boden zu bleibendem Aufenthalt übergesiedelt und setzte von Avignon aus, völlig in französischen Dienst getreten, ihr Werk in Italien nach schon gewohnter Weise fort. Gascogner und Cahorsiner, sagt Dante, bereiten sich, unser Blut zu trinken.[1])

Als eifriger Anhänger der Monarchie, wie er das Kaiserthum nannte, trauerte und zürnte Dante darüber, daß die Päpste dieses gerade auch für Italien so unentbehrliche Kaiserthum zerstört hätten. Die eine Sonne, sagt Dante, hat die andere ausgelöscht, und nun ist Schwert dem Hirtenstab vereint.[2]) So war es allerdings. Durch die Verhinderung einer erblich geordneten Thronfolge, durch das von ihnen künstlich genährte Interregnum, durch die im Wahlgeschäft von ihnen abhängigen geistlichen Kurfürsten, hatten die Päpste binnen sechzig Jahren erreicht, daß vom alten, echten Kaiserthum nur noch ein Schatten übrig und Macht und Blüthe des Reiches für immer zerfallen waren.

Insoweit dachte und redete Dante gleich vielen seiner Zeitgenossen. Die deutschen Dichter, ein Walter von der Vogelweide,

---

1) Parad. 27, 58.
2) Purg. 16, 109.

Freidank und andere, hatten schon vor hundert Jahren diesen Gang der Dinge erkannt und beklagt oder gerügt. Und nun war noch ein anderes Verhängniß hinzugekommen, um das Maß der römischen Verschuldung in den Augen des Dichters und unzähliger Zeitgenossen voll zu machen. Im Orient war alles verloren. Das lateinisch-byzantinische Kaiserthum war zusammengebrochen. Der Besitz der heiligen Stätten, die christlichen Fürstenthümer in Palästina, alles was man mit unermeßlichen Opfern zwei Jahrhunderte hindurch erstritten und behauptet hatte, war verschwunden und zerstört, und es war nur allzu sichtbar, daß den Päpsten die Hauptschuld an dieser Vernichtung der christlichen Hoffnungen zufiel. Durch die unablässig von ihnen geführten oder angestifteten Kriege, durch die Vergeudung der Kreuzzugsgelder zu fremden Zwecken, durch ihre Hingebung an die dynastischen und territorialen Interessen der beiden capetingischen Fürstenhäuser, durch die planlose und verkehrte Leitung der nach Osten gerichteten Züge und Unternehmungen, hatte die römische Curie einen Ausgang herbeigeführt, der für die Gefühle der damaligen Menschen ebenso schmerzlich als niederbeugend war. Man empfand ihn wie ein Gottesurtheil: der lange Zweikampf zwischen Christus und Mohammed schien zu Gunsten des arabischen Propheten entschieden. Um das hohenstaufische Haus zu vernichten, die deutsche Macht in Italien zu brechen, die Halbinsel theils den Franzosen, theils den Päpsten unterthänig zu machen, hatte man den Mohammedanern im heiligen Lande Sieg und Herrschaft überlassen. Dante berührt dieß in seiner Dichtung nur vorübergehend, aber er kannte die allgemeine Ansicht und Stimmung und wußte, wie sehr die frühere Ehrfurcht gegen den päpstlichen Stuhl durch diese Thatsachen erschüttert war.[1])

Die Haltung, welche unser Dichter zu Papst Bonifacius dem VIII. einnimmt, bedarf einer besonderen Erläuterung.

---

[1]) Vgl. Inf. 27, 85, wo dem Papst Bonifaz vorgeworfen wird, daß er nicht etwa mit den Saracenen, sondern nur mit Christen Krieg führe.

Wenn Gregorovius[1]) mit einem dem römischen Priester Tosti entlehnten Bilde sagt: Dante habe die Seele des Bonifacius an den Triumphwagen seines ghibellinischen Zornes gefesselt und sie neunmal durch den Höllentrichter geschleift, so möchten doch gegen diese auch von vielen Anderen getheilte Auffassung ernste Bedenken sich ergeben. Erstens: Dante mußte unvermeidlich des Mannes öfter gedenken, in dessen Regierungszeit die in seinem Gedicht beschriebene Reise fiel und von dessen Thun und Lassen das Schicksal Italiens und Deutschlands damals abhing. Zweitens: Dante hat den Bonifacius nicht als das Haupt der Guelfen und wegen seiner politischen Haltung, sondern wegen rein religiöser Frevel, als Simonisten, in die Hölle versetzt, und ebenso hat er es auch mit anderen Päpsten gehalten. Drittens: In des Dichters Augen war Bonifacius nicht rechtmäßiger Papst, sondern ein Usurpator, der sich mit List und Gewalt eingedrängt hatte. Dante und viele Juristen und Theologen mit ihm betrachteten die Bulle Cölestin's V., welche den Päpsten das bis dahin nie geübte und nie anerkannte Recht der Resignation zusprach, als nichtig und ungültig, und logisch hatten sie Recht. Denn die Päpste selber hatten das Band, welches den Bischof oder Papst an seine Kirche knüpft, für ein nach göttlichem Rechte unauflösliches erklärt, und gerade der Statthalter Gottes auf Erden darf am wenigsten ein unauflösliches Band, durch welches er gebunden ist, zerreißen und sich so eigenmächtig von einer frei eingegangenen, heiligen Verpflichtung entbinden. Das ist der Grund, warum der Apostel Petrus den Dichter beauftragt, auf Erden zu verkündigen: daß vor Gottes Angesicht der Stuhl des Apostels jetzt erledigt und der Besitzer nur ein Eindringling sei. Endlich hatte Dante das unerhörte Schauspiel eines gegen den todten Papst von seinem Nachfolger feierlich eröffneten Prozeßverfahrens und Zeugenverhörs erlebt; er wußte, daß in Avignon die berufensten Zeugen, darunter Männer höchsten Ranges, die

[1]) Geschichte der Stadt Rom. 2. Aufl. V, 556.

dem Papste am nächsten gestanden, Italiener und Franzosen, Dinge beschworen hatten, die schlimmer waren als alles was die Divina Commedia erwähnt. Man dürfte eher sagen, Dante habe aus Ehrfurcht vor der Würde manches verschwiegen.

Vielfaches Bedenken erregt auch noch heute Dante's Urteil über den Vorgänger des Bonifacius, Cölestin V. Man hat es schwer begreiflich gefunden, daß Dante jenen frommen und demüthigen Mann, der im Gefühle seiner Unfähigkeit dem Papstthum freiwillig wieder entsagte, so hart behandelt hat. Viltà, Feigheit, wirft er ihm vor, und versetzt ihn in die Schaar der schmachbeladenen Seelen, die Gott und seinen Feinden gleich mißliebig, der Elenden, die nimmer wahrhaft lebten.[1]) So ganz im Widerspruch mit der Vorstellung seiner Zeitgenossen, die ihn als einen Heiligen verehrten, wie denn Dante selbst noch Cölestin's Canonisation durch Clemens V. erlebte!

Aber in Dante's Augen hatte Cölestin einen hohen Beruf von Gott empfangen; es war wie ein Wunder, daß dieser arme Mönch und Einsiedler plötzlich auf den Stuhl Petri und in den Besitz der größten irdischen Machtfülle gesetzt wurde. Er vor Allen hätte Hand anlegen sollen an die große Reformation, hätte dem Orden, den er gestiftet, diese Bestimmung geben sollen, da wäre er der rechte „Veltro" geworden. Aber aus Feigheit (viltà) hat er so hohe Sendung weggeworfen und sich und die Kirche zugleich einem Manne ausgeliefert, wie er schlimmer kaum zu finden war. Ganz so wie Dante, hat ein berühmter, dem Dichter wohlbekannter Zeitgenosse, Ubertino von Casale, der begabteste unter den damaligen Spiritualen, über Cölestin geurtheilt, nur daß er die persönliche Heiligkeit des Mannes nicht bezweifelt und seinem Tadel den mildesten Ausdruck gibt.[2])

---

[1]) Inf. 3, 62—64.

[2]) Arbor vitae crucifixae. Venetiis l. 4, c. 36. Er bete, sagt er, täglich zu Christus, ut educat sponsam de manu adulteri. Sein Werk ist im Jahre 1305 geschrieben.

Ueberhaupt ist es geschichtlich unrichtig und stört das Verständniß des Gedichtes, wenn man Dante als einen übereifrigen, leidenschaftlich erregten Ghibellinen zeichnet. In dem damals landläufigen Sinne des Wortes war er das nicht. Er hatte in seiner Jugend als florentinischer Bürger die Waffen getragen für die Guelfen-Partei; als gemäßigter oder weißer Guelfe war er von der französisch-gesinnten Partei der schwarzen Guelfen verbannt worden. Von da an wollte er keiner Partei angehören, so weit dieß eben durchführbar war bei einem mittel- und heimathlosen Manne, welcher Schutz und Gunst bald da bald dort fand. Sein unermüdliches Streben nach der Rückkehr in die Vaterstadt trieb ihn an, sich zeitweilig mit den Ghibellinen zu verbinden; aber er mußte erfahren, daß häufig ein böses und verworfenes Geschlecht sich mit diesem Namen deckte.[1]) In den Guelfen erkannte er Feinde der kaiserlichen Gewalt, welche mit päpstlicher und französisch-angiovinischer Hülfe ihren selbstsüchtigen Trieben fröhnten und mit ihren Gegnern zusammen Italien zu einem blutigen Schlachtfelde machten. Den Ghibellinen mußte Dante öfter als ein Guelfe erscheinen, gleichwie er den Guelfen, so oft er sich gegen sie erklärte, für einen Ghibellinen galt. Er hat denn auch seine letzten Lebensjahre unter dem Schutze und im Dienste eines guelfisch gesinnten Fürsten, des Grafen Guido Novello von Polenta, in Ravenna zugebracht. Im allgemeinen läßt sich nur sagen: Dante stand ganz innerhalb des damaligen Ideenkreises, wenn er auch geistig die meisten, vielleicht alle Zeitgenossen überragte. Gewisse Anschauungen (die joachimitischen) theilte er natürlich nur mit einer engeren, kleinen Minorität, von der er wieder durch seine Theorie vom Kaiserthum sich unterschied.

Aber seine Urtheile über die kirchlichen Zustände waren im wesentlichen doch nur der Wiederhall der öffentlichen Meinung und finden ihre Bestätigung in den gleichzeitigen Schriften selbst von Cardinälen und Bischöfen, wie in den für die Concilien von

---

[1]) Parad. 17, 62.

1274 und 1311 verfaßten Denkschriften der Bischöfe Bruno von Olmütz, Durand von Mende, Le Maire von Angers. Aus ihnen, weiter aus den Denkschriften des Petrus Dubois, den Schriften von Roger Bacon, Bonaventura und Alvaro Pelayo, ließe sich leicht ein bestätigender Commentar zu Dante's Schilderungen und Rügen beibringen. Dieser verschweigt vieles von dem was die kirchlichen Zeugen, oft in greller Färbung, hervorheben. Denn er war — und dieß ist wohl zu beachten — Laie, und zwar ein verbannter, von fremdem Schutze abhängiger Mann, ohne Amt und Würde. Er schrieb in einer Zeit, wo Laien und Geistliche durch eine breite und tiefe Kluft geschieden waren, wo ein Papst es förmlich als immerwährende, allbezeugte Thatsache erklärte, daß die Laien Feinde des Klerus seien, woraus dann natürlich folgte, daß sie auch als solche zu behandeln seien. War doch den Weltlichen bei Strafe des Bannes verboten, auch nur privatim und unter sich über Glaubenspunkte zu sprechen. Dabei übten in allen Städten die Glaubensrichter eifrig ihr Amt, und Dante wußte wohl, daß auch ein bloßer Verdacht schon hinreichte, einen Mann in die Hände dieser Richter zu führen und damit einem qualvollen Tode zu überliefern. Kein fürstliches Asyl konnte ihn dagegen dauernd schützen; er mußte stets gefaßt sein, daß sein Schutzherr unter dem Druck des Bannes ihn ausliefere, und die Staatsbehörde, unter demselben Druck, das Urtheil an ihm vollstrecke. Man darf nur an das Schicksal seines Zeitgenossen, Cecco d'Ascoli, erinnern, welcher — gleich Dante ein Dichter und Gelehrter — wegen seiner astrologischen Lehre von einem Inquisitor zum Feuertode verurtheilt wurde. Nur aus der Furcht, ein ähnliches Schicksal zu erleiden, läßt sich das Schweigen Dante's über gewisse Dinge, die auch sein Gefühl für Recht und Sittlichkeit empören mußten, erklären.

Ich wende mich nun zu der in eine Prophetie übergehenden Vision des Wagens.

Im irdischen Paradiese, der Wiege des Menschengeschlechts, —

wohin Dante nach seiner Wanderung über den Läuterungsberg und vor dem Eintritt in die Welt der Seligen gelangt, und wo die Seherin Mathilde ihn empfängt und von Vision zu Vision geleitet, — wird ihm der Triumphzug der Kirche vorgeführt. Sie erscheint in Gestalt eines Wagens, der gezogen wird von einem Greif (Christus) und begleitet ist von Propheten, Aposteln und Evangelisten. In allegorischen Bildern entrollen sich vor seinen Augen ihre Schicksale: Verfolgung, Versöhnung, Sieg, Verfall. Vier Katastrophen oder Verwandlungen treten ein. Aus der Erde steigt ein Drache empor, der mit seinem Schweif den Wagen durchbohrt und ein Stück von ihm wegreißt. Zugleich bedeckt sich der übrige Theil des Wagens mit den Federn des kaiserlichen Adlers, und aus ihm wachsen sieben gehörnte Häupter hervor. Hatte bisher Beatrice im Wagen gesessen, so zeigt sich nun an ihrer Stelle eine feile, frech umherblickende Dirne, die ihren Buhlen, den neben ihr stehenden Riesen, küßt; da sie aber ihren Blick auf Dante richtet, wird sie von dem Riesen gegeißelt, der dann den Wagen von dem Baume, an welchen der Greif ihn gebunden hat, ablöst und ihn in den Wald schleppt.

Der Wagen der Kirche ist also durch ein doppeltes Unheil zu Grunde gegangen: durch die dem kaiserlichen Adler ausgerissenen Federn, und durch die von dem Drachen ihm zugefügte Schädigung; das erste ist die Ursache des zweiten. Constantin's verhängnißvolle Schenkung hat in den Päpsten die Begierde erweckt und den Vorwand ihnen gegeben, Land und Leute, Besitzthümer, Rechte und Einkünfte des Kaiserthums zu begehren, mit allen geistlichen Gewaltmitteln sie sich anzueignen und zu behaupten. Daraus ist die lange Kette jener Kämpfe zwischen Kaisern und Päpsten entstanden, welche, wie zum Zerfall des Reiches, so auch zum Verderben der Kirche geführt haben. Die Päpste haben in Italien und Deutschland das Kaiserthum so geschwächt, so viel von seinem Länderbesitz an sich gerissen, daß es sich kaum noch zu behaupten vermag, und zugleich ist bei ihnen und, durch ihr ermunterndes Beispiel und ihre Mithülfe, beim gesammten

Klerus unersättliche Habgier das herrschende Laster geworden. Diese Leidenschaft, verbunden mit dem Aufwand, den die seit neunzig Jahren bloß um Länderbesitz und Herrschaft geführten päpstlichen Kriege verursachten, hat die römische Curie in die Lage versetzt, ihre gesammte Geschäftsführung der Rücksicht auf Gelderwerb unterzuordnen, alles käuflich zu machen, und die ganze Kirche mit dieser Pest anzustecken. Das ist der Drache, der den Wagen der Kirche angebohrt hat: die von Rom ausgehende Simonie.

Ich muß diese Deutung des Drachen, da sie von der bis jetzt aufgestellten abweicht,[1]) noch weiter begründen. Sobald der Drache den Wagen mit seinem Stachel durchbohrt hat, verwandelt dieser sich in ein häßliches, siebenköpfiges Ungethüm, und sitzt auf ihm die Hure. Nun hat Dante selbst früher dem in der Hölle um der Simonie willen gestraften Papst Nikolaus vorgehalten, daß in ihm und in den ihm ähnlichen Päpsten die apokalyptische Weissagung von dem babylonischen Weibe, welches sitzt auf dem Thiere mit sieben Köpfen und zehn Hörnern und den Kelch voll Gräuel und Unrath in der Hand hält, sich erfülle. Also hier und dort das gleiche Bild. Der mystische Wagen, das Gefäß oder das heilige Gebäude, wie Dante sich einmal ausdrückt, wird zum apokalyptischen Thiere mit der Buhlerin. Zudem soll die Vision des Wagens die bildliche Darstellung der nach Dante's Urtheil wichtigsten und entscheidendsten Begebenheiten der Kirche sein. Nun hebt Dante keine kirchliche Erscheinung so oft und so nachdrücklich hervor, als die Herrschaft der Simonie; da ist es doch

[1]) Die Zusammenstellung in Scartazzini's Commentar, II, 756 zeigt, wie weit die Meinungen über die Bedeutung des Drachen oder der Schlange auseinandergehen. Man ist auf die unhaltbarsten Deutungen verfallen. Die meisten neueren Erklärer haben sich, nach dem Vorgange einiger alten, für Mohammed entschieden: so Kannegießer, Streckfuß, Blanc, Hoffinger, Bär, Göschel, Ruth, Philalethes, Longfellow und eine Schaar von Italienern. Jetzt (1886) meint der gelehrteste der englischen Dantisten, E. H. Plumptre, der Drache bedeute den Bilderstreit oder kurzweg den durch Schismatiker wirkenden Satan.

undenkbar, daß er sie in der Vision übergangen haben sollte. Daß es gefährlich sei, die johanneische Weissagung auf das Papstthum und dessen Simonie zu beziehen, wußte Dante wohl; er wußte, daß diese Deutung den Waldensern als Ketzerei und todeswürdiges Verbrechen angerechnet wurde. Aber er konnte sich auf eine hohe Autorität stützen. Cardinal Bonaventura, der größte Theologe des Minoriten-Ordens, hoch verehrt in der ganzen abendländischen Christenheit, hatte vierzig Jahre früher das apokalyptische Bild von der Hure und dem Thiere in gleicher Weise auf den römischen Stuhl gedeutet und die Anklage auf Simonie wiederholt und in den schärfsten Ausdrücken erhoben.[1]) So war Dante zu dem Schlusse geführt: das heilige Gefäß, die Kirche in ihrer hierarchischen Ordnung und Zusammenfassung, ist nicht mehr da, ist zerstört durch die Schlange, die Simonie. Ein baldiger Wiederaufbau derselben mußte also stattfinden. Dante meinte gewiß nicht, daß es überhaupt auf Erden keine Kirche, als Gemeinde der Christusgläubigen, mehr gebe. Wenn ein Bischof, Otto von Freising, annahm, es werde auch beim größten Verfall der Kirche noch immer an 7000 verborgene, aber von Gott gekannte Auserwählte geben, so war sicher auch Dante der Ueberzeugung, daß in dieser kirchlichen Eklipse doch immer noch eine ungezählte Schaar von aufrichtig frommen und sittlichen Gläubigen sich erhalten habe. Nun hatten aber die Päpste und Concilien früher die Simonie nicht nur für die verderblichste aller Ketzereien erklärt, sondern auch alle Weihungen und priesterlichen Acte eines Simonisten als nichtig und wirkungslos bezeichnet. Den Völkern war gesagt worden: die Messen und Gebete eines solchen Priesters zögen göttliche Strafgerichte auf die Gemeinde herab; die bloße Gegenwart bei der Messe eines Simonisten galt als schwere Versündigung, und seitdem hatte diese Ketzerei wie eine Sturm-

---

[1]) Commentarius in Apocalypsin, im 2. Band des Operum Supplementum. Tridenti, 1773 fol. p. 815 u. sonst. Die früheren Ausgaben sind verfälscht.

fluth sich weit und breit über die Kirche hin ergossen. So glaubte denn Dante sich berufen und gedrängt zu verkündigen: wie es vor Gott keinen wahren Papst mehr gibt, so gibt es auch keine wahre Kirche, keine segenspendende Heilsanstalt mehr; der Stuhl ist leer, das Gefäß ist zerbrochen. Die von Petrus gepflanzte Rebe ist, wie er anderswo[1]) sagt, zum Dornbusch geworden. Und sofort läßt er auch Beatrice, das Symbol der reinen, evangelischen und altkirchlichen Lehre, ankündigen, daß sie für einige Zeit verschwinden werde. Sie ist verdrängt durch die buhlerische Dirne — durch eine falsche, schmeichelnde Theologie, deren Quelle die päpstlichen Decretalen bilden. Die in diesen Satzungen enthaltenen Grundsätze über Staat und Kirche, Pastthum und Kaiserthum, waren in Dante's Augen schlimme Irrlehren, wie seine Schrift von der Monarchie darthut. Aber die päpstlichen Bullen selbst geradezu als falsche Lehre enthaltend zu bezeichnen, das wäre allzu gefährlich gewesen. Dante erklärt: sie seien ehrwürdig, aber beklagenswerth sei es und ein Unheil für die Welt, daß, mit Zurücksetzung des Evangeliums und der Väter, dieses Studium ausschließend getrieben werde, als sicherster Weg zu Pfründen und Geldgewinn.[2])

Ein künftiger Kaiser, der Dux,[3]) wird den Riesen und die Dirne erschlagen. Wie mag sich Dante dieß vorgestellt haben?

---

[1]) Parad. 24, 111.

[2]) Parad. 9, 133.

[3]) Daß mit den als Zahlen gedeuteten Buchstaben das Wort Dux gemeint sei, ist sicher. Dante hat diese Bezeichnung des erwarteten Retters und Rächers von den Joachimiten entlehnt. Wilhelm von Saint-Amour (bei Martene, Ampl. Coll. IX, 1334, welcher unrichtigerweise Oreme für den Verfasser ausgibt) führt aus der „Concordia" Joachim's Folgendes an: „Diligenter purgato tritico ab universis zizaniis assurget quasi dux novus de Babylone". Joachim meint damit einen Papst, Dante aber bezieht es, seiner Anschauung gemäß, auf einen Kaiser. Man erkennt aber auch hier, daß Dante den Veltro vom Dux unterscheidet, und jenen vorhergehen läßt. Die Reinigung des Weizens vom Unkraut ist der Beruf des Veltro. Dann erst soll der Kaiser erscheinen.

Nicht durch Blutvergießen und Krieg — es werde, sagt er, ohne Schädigung der Feldfrüchte geschehen, und daß er jede, selbst an einem unrechtmäßigen, jedoch anerkannten Papste verübte Gewaltthat verabscheute, ist bekannt. Aber sobald die günstige Wendung in den Gestirnen erfolgt ist, sobald der Veltro unter ihrem Beistande die Italiener von der Wölfin (der Habgier und dem Mammonsdienste) befreit hat, werden Guelfen und Ghibellinen sich versöhnen und einigen, die Herrschaft der Schwarzen in Florenz wird ein Ende nehmen, und Alle werden willig dem Kaiser sich unterordnen. Das ist dann der Tod des gallischen Riesen, welchem sofort der Boden unter den Füßen weggezogen ist. Ist dieß geschehen, so wird der Kaiser das Schicksal der Buhlerin gleichfalls auf friedlichem Wege besiegeln. Sie befindet sich auf dem Reichsboden in dem damals noch zum arelatischen Reiche gehörigen Avignon. Dante wußte, wie vordem die Kaiser, die Ottonen und Heinriche, es verstanden hatten, mit Hülfe von Concilien auf friedlichem Wege die Zerrüttungen der Curie zu heilen. Das konnte jetzt ein Kaiser mit bestem Rechte wieder unternehmen. Denn eben damals, von 1314 bis 1316, war durch die Zwietracht der französischen und italienischen Cardinäle eine mehr als zweijährige Erledigung des päpstlichen Stuhles eingetreten; im Conclave zu Carpentras hatten gascognische Söldnerhaufen, von Franzosen angestiftet, die italienischen Cardinäle mörderisch überfallen und zur Flucht genöthigt. So war die klägliche Lage des päpstlichen Hofes, sein Mangel an Freiheit und Sicherheit, aller Welt offenbar geworden. Vor allem sollte demnach, nach Dante's Erwartung, der Kaiser die italienischen Cardinäle aus ihrer gallischen Haft erlösen, und dadurch die Rückkehr der Curie nach Rom vermitteln; damit werde, wie er sagt, der Vatican nebst den anderen durch Märtyrerblut geheiligten Stätten vom Ehebruch frei werden;[1]) die große, mittlerweile dort eingetretene moralische Umwandlung wird dann auch dem Papstthum zu gute kommen

---

[1]) Parad. 9, 139.

und Beatrice wieder an die Stelle der Buhlerin treten. Zugleich wird dann auch Dante's heißersehnte Rückkehr in die vielgescholtene und doch stets zärtlich geliebte Vaterstadt erfolgen.[1])

Die Weltgeschichte ist andere Wege gegangen, als Dante erwartete. Der päpstliche Stuhl ist siebzig Jahre fern von Rom auf gallischem Boden geblieben und hat sich wohl gefallen im ererbten Dienstverhältnisse zum Riesen. Nach wie vor haben Gascogner und Cahorsiner italienisches Blut getrunken, zuletzt sogar mehr als je zuvor. Der Drache mit dem Stachel ist in Avignon mächtiger noch geworden, als er in Rom war. Das Decretalen-Recht hat mit unvermindertem Glanze noch Jahrhunderte lang gestrahlt und ungezählte Opfer gefordert. Deutsche Kaiser sind von Zeit zu Zeit, die römische Krönung suchend, auf italischem Boden erschienen, aber mit stets geminderter Macht; zuletzt ist von diesen Krönungszügen nur ein wesenloses, von den Nationen mehr mit Hohn als mit Ehrfurcht angeschautes Gepränge geblieben.

Des Dichters Leben ist verflossen zwischen Hoffnungen und Enttäuschungen, unter den Sorgen und Beschwerden eines unsteten Wanderlebens, im Ringen mit Mangel und Armuth, und unter vielfachen bitteren Kränkungen. Wohl konnte er von sich sagen, er sei gestählt gegen des Schicksals Schläge.[2]) Als Verbannter ist er in Ravenna, erst 56 Jahre alt, gestorben.

Jene Versöhnung und Verschmelzung der Guelfen und Ghibellinen, die Sehnsucht und die theuerste Hoffnung seines

---

[1]) Einer Dante'schen Vorhersagung, die für erfüllt gelten könnte, möge doch im Vorbeigehen gedacht werden. Er versichert, Gott werde nicht gestatten, daß die Guelfen-Partei ihr Ziel, die Lilien an die Stelle des Adlers zu bringen, erreiche, d. h. nie werde in der Halbinsel die französische Herrschaft an die Stelle der kaiserlichen treten. Die Frage, ob diese Vorhersagung eingetroffen sei, kann man bejahen oder verneinen. Bejahen, wenn man an die Folgen der Schlacht bei Pavia 1525 denkt; verneinen, wenn man sich das 300 Jahre später errichtete napoleonische Königreich Italien vergegenwärtigt.

[2]) Parad. 17, 24.

Lebens, ist so wenig zu Stande gekommen, daß man in den drei Jahrhunderten, welche dieser Parteienkampf gewährt hat, 7200 Revolutionen und über 700 Massenmorde in den Städten gezählt hat.[1]) Städtische Tyrannen in Fülle, und dicht daneben anarchische Republiken, Bürgerkrieg alle fünf oder sechs Jahre und zugleich stete Fehden der Nachbarstädte gegen einander — das war die Signatur dieser Jahrhunderte. Mit der Geburt trat der Italiener in sein Erbtheil des Hasses und des Racheburstes ein. Was er heranwachsend sah und hörte, lehrte ihn, daß auch sein Lebensberuf sei, mitzuhassen und mitzufechten. Auf diesem Boden erwuchs dann Machiavelli's Buch vom Fürsten; es war die Theorie zu der fast dreihundertjährigen Praxis.

Und dennoch ist und bleibt Dante, wie der Märtyrer, so auch der Prophet, der Lehrer, der Warner und Wegweiser für sein Volk. Man dürfte den dortigen Staatsmännern empfehlen, seine Werke bei wichtigen Anlässen, da wo es sich um Lebensfragen handelt, zu befragen, wie die alten Römer ihre sibyllinischen Bücher befragten. Man scheint dieß zu fühlen, denn vor kurzem ist zum ersten Male in Rom an der Universität ein eigener Lehrstuhl für Erklärung Dante's errichtet und dem berühmtesten der lebenden Dichter, Carducci, anvertraut worden.[2]) Da liegt denn die Frage nahe: Wie würde Dante, wenn er heute unter die Lebenden zurückkehrte, über Italiens Verhältniß zu Deutschland urtheilen? Wer in des Dichters Seele gelesen hat, der wird für ihn antworten: Mögen beide Reiche, zu ihrem und der Welt Heil, zu einem Friedensbunde vereinigt, aber zugleich staatlich und dynastisch stets getrennt, und von einander unabhängig bleiben!

[1]) Ferrari, Histoire des révolutions d'Italie, ou Guelfes et Ghibelins. Paris, 1858, 4 vols., hat diese Berechnung angestellt.

[2]) Seit diese Worte gesprochen wurden, ist bekannt geworden, daß Carducci den ihm angebotenen Lehrstuhl nicht angenommen hat, so daß derselbe zur Zeit (Januar 1888) noch zu besetzen ist.

V.

Deutschlands Kampf mit dem Papstthum unter Kaiser Ludwig dem Bayer.*

Wir alle stehen noch unter dem gewaltigen Eindrucke der großen Ereignisse, welche die Lage und Gestalt Deutschlands und Europas verändert haben; erwartungsvoll stehen wir vor den Pforten der Zukunft, und bei der tiefgehenden Zerklüftung der Nation erwartet jede der beiden großen Parteien für Deutschland, was sie wünscht: die eine, eine Periode der geistigen und materiellen Blüthe, des Aufschwungs an Macht und europäischer Hegemonie; — sie erwartet, daß Deutschland wieder werde, was es vom 10. bis in's 13. Jahrhundert gewesen: Träger und Leiter der die Welt bewegenden Gestaltungen. Dagegen prophezeit die andere Partei einen baldigen Zerfall des Reiches und das Hereinbrechen des Chaos. Doch nur der vermag, was Deutschlands Zukunft betrifft, etwas der Wahrheit sich annäherndes zu ahnen, welcher, wohlbekannt mit der Geschichte der Deutschen und ihrer Nachbarvölker, als rückwärts gekehrter Prophet aus dem Vergangenen und dem Gewordenen auf das schließt, was werden soll.

So liegt es uns nahe, auch heute sinnend zu verweilen bei der Betrachtung, wie Bayern und Deutschland das geworden, was sie jetzt sind, und leicht werden wir dann zu jener Epoche hingeführt, in der Bayern das erste Mal im Verlaufe seiner Entwicklung berufen war, in die Geschichte Europas thätig und

* Vortrag, gehalten in der Festsitzung der Münchener Akademie am 28. Juli 1875 — bisher nur in der „Allg. Ztg." gedruckt.

mitbestimmend einzugreifen. Das war unter jenem Ludwig, der, wenn wir von dem momentanen Schattenkaiser Karl VII. absehen, als der einzige unter den bayerischen Fürsten die deutsche Königs- und Kaiserkrone trug. Unsere Akademie hat sich vor 60 oder 70 Jahren viel mit Kaiser Ludwig beschäftigt; sie hat damals einen Preis ausgesetzt für eine gute Geschichte des Kaisers und seiner Regierung; diesen Preis erhielt Mannert und auch das concurrirende Werk von Zirngibl ward auf Kosten der Akademie gedruckt. Aber beide Werke sind jetzt veraltet und völlig ungenügend geworden. Besseres hat schon Buchner in seiner bayerischen Geschichte geleistet. Man darf aber dennoch wohl sagen, daß dieser Theil der deutschen Geschichte, die Zeit von 1314—1347, zu ihren dunkelsten Partien gehört. Wohl ist neues Material seit 1812, da jene beiden Werke erschienen, in Fülle an's Licht gezogen worden; wohl besitzen wir treffliche Vorarbeiten und Bearbeitungen einzelner Partien dieser Geschichte, aber ein vollständiges, den heutigen Anforderungen entsprechendes Werk über Ludwig den Bayer, wie wir solche über frühere Kaiser, über den zweiten, dritten und sechsten Heinrich, über den ersten und zweiten Friedrich nun besitzen, fehlt uns noch gänzlich, und gerne möchte ich von dieser Stelle aus die Anregung dazu geben, daß doch eine der jüngeren, hier in München oder in Göttingen gebildeten Kräfte sich einer so schönen und lohnenden Aufgabe unterziehen möchte, die freilich eine Reihe von Jahren ernster, beharrlicher Arbeit in Anspruch nehmen würde.*

Das Kaiserthum Ludwig's und das Kaiserthum Wilhelm's — das heilige römische Reich deutscher Nation unter dem Bayerfürsten und das Kaiserreich von 1871 —, wie grundverschieden sind sie beide und welch' eine Welt von Veränderungen und Neubildungen scheint dazwischen zu liegen! Dort ein unaufhaltsam zerfallendes Reich, das Absterben einer Jahrhunderte lang ruhmvoll

---

* Seitdem dieß geschrieben wurde, sind die vorzüglichen Darstellungen und Beiträge von Riezler, Preger, Karl Müller u. a. erschienen, und haben unsere Kenntniß dieses Zeitabschnittes wesentlich erweitert und berichtigt.

bestandenen Ordnung, — hier eine vielverheißende Auferstehung und Neugeburt, ein Herakles, stark genug, in der Wiege schon die sein Leben bedrohenden Schlangen zu erwürgen. Und doch, so breit und tief der Abgrund zu sein scheint, der zwischen dem Reiche von damals und dem Reiche von heute gähnt, können wir keinen Schritt in jener mächtig bewegten und mannigfach zerrissenen Vorzeit thun, ohne an verwandte Züge und Parallelen in den Zuständen des Tages gemahnt zu werden.

Die ganze 33jährige Regierung Kaiser Ludwig's war eine qualvolle Sisyphusarbeit, das stete Heben und Wälzen eines Steines, der mühsam heraufgebracht, alsbald wieder hinabrollt und zu neuer Arbeit nöthigt. Sie war nicht ohne glänzende Siege und blendende Erfolge, aber jedem Gewinne folgte sofort ein Verlust, jedem Siege im Feld eine Niederlage im Kabinet. Der tapfere, milde und menschenfreundliche, aber allzu weiche, allzu unbeständige Fürst muß sein ganzes Leben mit den beiden Erbfeinden des Kaiserthums und der deutschen Reichsgröße ringen, mit den deutschen Fürsten und mit dem Papstthum, und hinter diesen steht wieder die stets lauernde, stets nach deutschem Gebiet und nach der Kaiserwürde lüsterne französische Politik. Wir sehen ihn gewaltig sich emporschwingen, in kühnen Sprüngen rasch zugreifen, aber die eine der beiden feindlichen Mächte hat ihren Kampfgenossen im eigenen Busen des Kaisers. Er zittert im Innersten seiner Seele vor ihren geistlichen Waffen, und gerne hätte er auch um den schwersten Preis den Frieden mit ihr erkauft.

Gleich allen seinen Vorgängern, ist auch Ludwig zuletzt — auch er nicht ohne eigene Schuld und nicht ohne manche, durch gierige Vermehrung der Hausmacht begangene Mißgriffe — in diesem Kampfe unterlegen.

Durch die Wahlen, die Bischofswahlen und die Kaiserwahlen, hat die römische Curie das alte deutsche Reich untergraben und es seinem Untergang entgegengeführt. Die Kaiser des sächsischen und des salischen Hauses hatten die Bischöfe, vor allen die rheinischen Erzbischöfe, groß, reich und mächtig gemacht,

weil sie in ihnen die festeste und sicherste Stütze ihrer Gewalt, die treuen Gehülfen und Werkzeuge ihrer Regierung sahen. Diese Prälaten, von den Kaisern ernannt, waren ihre Kanzler oder Minister und halfen das gewaltige Reich zusammenhalten. Der Investiturstreit und dessen Ausgang, das Wormser Concordat, lockerten zuerst das Band, welches die Kaiser und die Kirchenfürsten verknüpfte; sodann wußten die Päpste Schritt für Schritt den Kaisern den ihnen anfänglich noch zugestandenen Einfluß auf die Wahlen zu entreißen. Rom gab den Wahlen eine Einrichtung, wodurch diese zugleich zu einer ergiebigen Finanzquelle für die Curie und zu einem ebenso die Kirche corrumpirenden, wie das Reich auflösenden Werkzeuge der Politik wurden. Die altkirchliche Form der durch Klerus und Volk gemeinsam vollzogenen Wahlen wurde zerstört; auch das uralte, aber den Päpsten jetzt verhaßte Recht der Metropoliten, bei den Wahlen ihrer Provinz mitzuwirken, wurde vernichtet und dafür das Wahlrecht ausschließlich den Domkapiteln übergeben, geschlossenen, sich selber ergänzenden Körperschaften, welche ihrer ursprünglichen Einrichtung und Bestimmung vollständig entfremdet und zu einer Versorgungsanstalt für die jüngeren Söhne des Adels entartet waren, — Körperschaften, welche noch dazu durch die Päpste von der bischöflichen Gewalt eximirt wurden. So standen diese Kapitel als nebenbuhlerische, nur ihren eigenen Interessen und, bewußt oder unbewußt, den Interessen der Curie dienende Vereine den Bischöfen gegenüber. Die Bischofswahl in ihren Händen war fast immer entweder zwiespältig oder simonistisch oder sonst an formellen Gebrechen leidend und gab dann zu Prozessen Anlaß, die in Rom entschieden werden mußten. Denn eben war auch, mit Hülfe des neuen Lehr- und Gesetzbuches, des Decrets von Gratian, ein neues Kirchenrecht geltend geworden, welches, ganz auf die durch Jahrhunderte fortgesetzten Fictionen und Fälschungen gebaut, die Bischöfe in allem und jedem abhängig von Rom machte und jede Wahlfrage nur dort entscheiden ließ. So mußten die Gewählten persönlich oder durch ihre Agenten häufig jahrelange, kostspielige

Prozesse in Rom führen, geriethen in schwere Geldschulden; die oft unerschwinglichen Palliengelder kamen hinzu, Suspension und Bann wurden als Mittel der Schuldeintreibung gehandhabt: kurz, die Päpste hatten mehr als eine Schraube in den Händen, die sie nur drehen durften, um auch die durch den Palliums-Eid gebundenen geistlichen Kurfürsten zu gefügigen Werkzeugen ihrer Absichten und Befehle zu machen. Zudem griffen die Päpste seit dem 13. Jahrhundert nicht selten durch direkte Ernennung der geistlichen Wahlfürsten ein.

So war es dahin gekommen, daß es fortan im Grunde vier Rücksichten waren, durch welche die deutschen Königswahlen jener Zeit geleitet und entschieden wurden:

Erstens, sollte der Sohn nicht dem Vater nachfolgen; — wenn früher die Nachfolge des Sohnes oder des nächsten Verwandten die Regel gebildet hatte, so war jetzt die Ausschließung derselben zur Regel geworden. Zwei Wendepunkte sind hier zu erkennen: der erste trat ein am 13. März des Jahres 1077, als die deutschen Fürsten zu Forchheim den vom Papste und seinen Legaten eingegebenen Beschluß faßten, daß für den Thron kein Erbrecht mehr gelten, sondern, wenn der Sohn des Kaisers nicht würdig oder dem Volke mißfällig sei, ein Anderer gewählt werden solle; der zweite im 13. Jahrhundert, als das Wahlrecht, mit Ausschluß der Mehrzahl der Fürsten, auf die sieben Kurfürsten beschränkt ward, worauf die Curie durch einen ihrer Beamten, Tolomeo von Lucca, die Fabel von der Einsetzung der Kurfürsten durch Gregor V. verbreiten und der Papst sich von Otto von Brandenburg urkundlich versichern ließ, daß nach seiner Ueberzeugung das Recht der Kurfürsten ein vom Papst verliehenes sei. Die Folgerung, daß es nun auch nach dem Ermessen des Papstes ausgeübt werden müsse, ergab sich damit von selbst.

Zweitens, zog man einen schwachen Fürsten, mit geringer Hausmacht, einem starken und mächtigen vor.

Drittens, wurde jeder ausgeschlossen, selbst abgesetzt, der dem Papste oder dem die Curie lenkenden französischen Hof mißfiel oder unbequem war.

Viertens wurde jede Wahl ein Handelsgeschäft, und nur der ward gewählt, welcher den geistlichen Fürsten große Geldsummen oder einträgliche Zollrechte, den weltlichen Kurfürsten Land und Leute gab oder verschrieb.

So mußte jeder Kaiser mit maßlosen Versprechungen und Vergabungen, mit Preisgebung wichtiger Reichsrechte, sein Regiment anfangen. Die Früchte dieser römisch-deutschen Wahlpolitik liegen uns vor in dem Vierteljahrhundert von 1250 bis 1275, als Deutschland theils ausländische, theils ohnmächtige Namenkönige hatte, unter deren Scheinregierung Fehdewesen und Faustrecht, allgemeine Verwirrung und wilde Gesetzlosigkeit herrschten.

Die Päpste hatten jede Entscheidung oder Neuwahl fünfzehn Jahre lang künstlich hinausgezogen, und erst mit der Wahl Rudolf's von Habsburg trat wieder ein geordneter Zustand ein. Aber auch auf Rudolf durfte der Sohn nicht folgen; Adolf von Nassau wurde mit den schon zur Regel gewordenen Bestechungen der Wahlfürsten erhoben. Nicht minder mußte Albrecht, obgleich Sieger in offener Feldschlacht, mit Abtretungen und weitgreifenden Verschreibungen seine Wahl erkaufen. Die Wahl des Luxemburgers Heinrich des VII., des Besitzers einer unbedeutenden Grafschaft, war hierauf ganz das Werk der geistlichen Kurfürsten; ihn empfahl seine Bereitwilligkeit, ihre Habgier zu befriedigen, und sie trugen denn auch den Löwenantheil an den ersten Verschreibungen davon.

So stand es mit dem Reiche, als Ludwig nach Heinrich's Tode diese verhängnißvolle Hinterlassenschaft anzutreten den Muth hatte. Zwei mächtige Häuser, die Luxemburger und die Habsburger, standen ihm gegenüber, beide durch den reichsmörderischen Gebrauch, welchen die Kurfürsten von ihren Wahlstimmen machten, der Krone, die ihre Väter getragen, beraubt, — beide bald nach der Krone, bald nach einem für die Reichsgewalt verderblichen Ländergewinn strebend. Zwar wurde der Habsburger Friedrich nach mehrjährigem Kampfe besiegt; aber nicht zu besiegen, nicht zu versöhnen war Papst Johann in Avignon, der, mit seinem

doppelten Anspruch, Verwalter des Reiches bei erledigtem Thron zu sein und über jede bestrittene Wahl zu entscheiden, sogleich in der bittersten und hochfahrendsten Weise den neuen König angriff. Hinter ihm stand der schlimmste unter den vielen Gegnern — Frankreich; denn schon seit 1261, seit der Wahl des Franzosen Urban des IV., dem dann die Franzosen Clemens IV. und Martin IV. folgten, war das Papstthum französisch geworden, und die Uebertragung des süditalienischen Königreichs auf einen Zweig des capetingischen Hauses hatte dieses Vorherrschen der französischen Interessen und Machtgebote in der Curie so befestigt, daß auch die italienischen Päpste, welche zwischen den französischen Päpsten und nach ihnen walteten, willig oder unwillig dieser Dienstbarkeit sich fügten.

Auf den Sieg Philipp's des Schönen über Bonifaz VIII. war bald die Uebersiedelung des Papstthums nach Südfrankreich gefolgt. Wir finden sofort eine überwältigende Anzahl französischer Cardinäle, 17 unter 20, unter ihnen 7, welche königliche Minister oder Kanzler gewesen waren.

Was begehrte damals Frankreich von Deutschland? Vor allem und am liebsten die deutsche Kaiserkrone selber! — Berathungen darüber wurden schon um das Jahr 1273 gepflogen; die Gesandten des Königs Philipp des Kühnen erbaten und erhielten in Florenz von Gregor X. die Zusage, daß er allerdings den französischen König am liebsten im Besitze der Kaiserkrone sähe. Und es scheint damit zusammenzuhängen, daß Rudolf, trotz aller Bemühungen und maßlosen Vergeudungen von italienischem Reichsgut an die Curie, doch nie die Kaiserkrone von den Päpsten erlangen konnte. Dann versuchte Philipp im Jahre 1308, freilich vergeblich, seinem Bruder Karl von Anjou die Kaiserkrone zuzuwenden. Wäre es gelungen, so würde sofort das permanente Reichsvicariat in Italien an den König Robert von Neapel gekommen sein und jenes phantastische Weltregiment, welches Juristen und Theologen in die Idee des Kaiserthums gelegt hatten, wäre in der Form eines über Frankreich, Deutschland, Italien sich er-

streckenden Imperium der Verwirklichung doch ziemlich nahe gerückt worden. Im Jahre 1324 sollte wirklich eine deutsche Fürstenversammlung in Bar-sur-Aube Ludwig absetzen und den König Karl von Frankreich wählen. Aber auch dieß mißlang, da nur der Habsburger Leopold erschien.

Erfolgreicher waren die französischen Bemühungen für Gebietserwerb auf Kosten des Reiches. Schon war Lyon von Philipp dem Schönen in Besitz genommen, die Provence für den Kaiser verloren, vom Reiche Arelat waren nur noch Bruchstücke übrig. In Paris gab man bereits vor, König Albrecht habe mit den deutschen Baronen und Prälaten bei der Zusammenkunft mit König Philipp im Jahre 1299 eingewilligt, daß das französische Reich, welches bisher nur bis an die Maas gereicht, sich bis an den Rhein in Lothringen ausbreite.

Was den Papst betraf, so wollte er zwei Dinge zunächst erreichen: erstens Unterdrückung der Ghibellinen und zugleich Vernichtung der Reste der Kaiserherrschaft in Italien, welche dann zwischen ihm und Robert von Neapel getheilt worden wäre: zweitens Uebertragung der Kaiserwürde auf die französische Nation. Das letztere berichtet der Annalist des römischen Hofs, nach den nur von ihm gesehenen Urkunden des päpstlichen Archivs, aus einem päpstlichen Schreiben an den französischen König. (Raynald a. 1324. § 25).

Raynald's Worte lassen es ungewiß, ob dieß auf dem gewöhnlichen, rechtlichen Wege, durch Erwählung des französischen Königs zugleich zum deutschen Könige, erreicht werden sollte, oder ob der Papst, gemäß der schon von Innocenz III. aufgestellten Translationstheorie, eine bleibende Trennung der Kaiserwürde von dem deutschen Königthum und eine Verleihung der ersteren an die französische Nation in Aussicht genommen hatte.

Alle römisch gesinnten Theologen und Juristen behaupteten damals und bis in's 16. Jahrhundert hinein, die Päpste hätten das Kaiserthum erst den Griechen entrissen, um es auf die Franken, dann auf die Italiener, von diesen auf die Deutschen zu über-

tragen. So stand es nun auch in den rechtgläubig verfaßten Chroniken und Annalen; mit gutem Grund forderte also Papst Johann auf, man solle doch die „approbirten" Geschichtsbücher lesen, da werde man sich von dem guten Recht der päpstlichen Forderungen überzeugen. Und in der Theorie galt es für ausgemacht, daß es in der Macht des Papstes stehe, den Deutschen das Gegebene wieder zu entziehen. Jeder italienische Papst würde nun gerechnet haben, daß gerade die Verbindung des Kaiserthums mit dem so sorgfältig untergrabenen und immer hinfälliger werdenden deutschen Königthum den Interessen und Bestrebungen der Curie am besten entspreche, und daß ein auf der starken Grundlage des französischen Königthums errichtetes Kaiserthum sofort die päpstliche Herrschaft in Italien ernstlich gefährden müsse; aber bei Jakob von Cahors und bei vielen seiner Cardinäle scheint das französische Nationalgefühl in diesem Punkte den sonst so scharfen politischen Blick der Curie getrübt zu haben. Wenn es gleichwohl nicht zu einem offenen Versuch der Uebertragung kam, so lag das wohl am französischen Hofe, dessen kluge Legisten den Weg, durch deutsche Wahl zum Kaiserthum und zugleich zum deutschen Königthum zu gelangen, für den bessern und praktischeren hielten. Warum auch sollte man in Paris nicht hoffen, daß die deutschen Wahlfürsten, welche vor kurzem einem Engländer und einem Spanier ihre Stimmen verkauft hatten, demnächst auch einen gut zahlenden König von Frankreich zu wählen bereit sein würden?

Es ist bekannt, daß Ludwig, vom Papste gebannt und abgesetzt, sich mit einem Bruchtheil des großen Ordens der Franciscaner, mit jenen Spiritualen verband, welche derselbe Papst, um ihrer Lehre von der Armuth willen, für Irrgläubige erklärt hatte. Mit Kerker und Tod bedroht, fanden sie, meist Italiener, ein Asyl bei ihm in München, wurden seine Gewissensräthe und Hoftheologen, und bewogen ihn, ihre Sache mit der seinigen zu verschmelzen. Die Streitfrage war allerdings von tiefer, weit ausgreifender Bedeutung; es handelte sich um die Frage: worin besteht die höchste Vollkommenheit, die der Mensch vor Gott in

religiösen Dingen erreichen kann? welches ist jenes Evangelium, jenes Ideal des gottgeweihten Lebens, das Christus und seine Apostel durch Lehre und eigenes Beispiel verkündigt und empfohlen haben? Die Minoritenmönche sagten: die höchste christliche Armuth ist die freiwillige Verzichtleistung auf jede Art von Eigenthum, nicht nur von Seite des einzelnen Menschen, sondern von Seite einer ganzen gesellschaftlichen und klösterlichen Communität — und darauf sollte der Vorrang ihres Ordens vor allen anderen ähnlichen Verbindungen beruhen. Weder Speicher noch Scheunen, weder Renten noch irgend gesicherte Einkünfte sollten ihre Häuser besitzen dürfen; Eigenthümer der von ihnen gebrauchten Dinge sollte nur der Papst sein. So meinten sie auf Erden jenen Verein darzustellen, in welchem allein das reinste Ideal eines entsagenden, ganz Gott geweihten Lebens verwirklicht war. Das hatten nun die Päpste Nikolaus III. und Clemens V. feierlich anerkannt und bekräftigt.

Unleugbar lag hier eine Glaubensfrage vor: nicht nur die Minoriten, jeder Christ mußte darüber belehrt werden, ob denn diese Form der Armuth wirklich jene durch das Beispiel und den Rath Christi geheiligte höchste Vollkommenheit sei, welcher jeder, wenn auch nur annähernd, nachzustreben habe; die Bullen der Päpste hierüber mußten also völlig unantastbar sein, wenn man von der Idee einer unfehlbaren Autorität in Entscheidungen christlicher Lehren ausging. Gerade die neuen Orden, die Minoriten und die Dominicaner, waren es, welche die von Innocenz III. zuerst bestimmt ausgesprochene Idee ausgebildet hatten und in das Bewußtsein der Völker zu übertragen suchten — die Idee, daß Gott einen Statthalter auf Erden eingesetzt habe, und daß dieß der Papst sei.

Aus dieser Idee ergab sich dann allerdings, daß der Papst und nur er allein das untrügliche Organ göttlicher Lehre sei. Die Minoriten wähnten sich also völlig sicher im Besitze ihrer Regel und ihrer hohen Prärogative vor der gesammten übrigen christlichen Welt, die dieser altissima paupertas nicht nachstrebte.

Da griff Johann XXII. sie und ihr Lieblingsdogma an, und in fünf sich immer steigernden Constitutionen schritt er in der Untergrabung der Lehre seiner Vorgänger fort bis zur völligen Verdammung derselben als Ketzerei. Den offenbaren Widerspruch gegen die Bulle Nikolaus des III. beschönigte er mit dem Vorwand: dieser Papst habe die Bulle für sich allein, ohne die Cardinäle zu befragen, in seiner Kammer, gemacht.

Sofort trieb die unerbittliche Logik des Systems die Minoriten bis zum äußersten: ein Papst, sagten sie, der seinen unfehlbaren Vorgängern also widerspricht, ist nothwendig ein falscher Papst und Usurpator der höchsten Würde. Da überlieferte sie Johann der Inquisition; seine Nachfolger thaten das gleiche, und so sind im Zeitraum von etwa 80 Jahren in Italien und Südfrankreich 114 Märtyrer des päpstlichen Unfehlbarkeitsglaubens und der Armuthsregel den Feuertod gestorben; und größer noch ist die Zahl derer gewesen, welche in den furchtbaren Kerkern ihres Ordens oder der Inquisition zu Tode gequält wurden. Noch im Jahre 1449 ließ Nikolaus V. bei seinem Aufenthalt in Fabriano eine Anzahl dieser Märtyrer durch den Inquisitor Giacomo della Marca verurtheilen und verbrennen. Die Schrift, in welcher Giacomo die Verhandlungen zusammenfaßt, die er mit ihnen gepflogen, zeigt, daß es auch jetzt noch bloß um die beiden Fragen der päpstlichen Unfehlbarkeit und der wahren und höchsten Armuth sich handelte. Giacomo stellte ihnen vor, daß ein Papst allerdings falsche Lehren vortragen und zum Ketzer werden könne; nur habe die Vorsehung dafür gesorgt, daß auf einen ketzerischen Papst immer wieder ein gut katholischer folge. Das war damals noch, selbst an der päpstlichen Curie, die officielle Lehre. Aber — so wandelbar sind die menschlichen Dinge und menschlichen Meinungen — 200 Jahre später betrieb der Franciscanerorden die Heiligsprechung dieses Giacomo, und inzwischen hatten die Jesuiten dieselbe Lehre, für welche noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts italienische Priester und Laien die Scheiterhaufen besteigen mußten, im Vereine mit den Dominicanern und

der Curie im südlichen Europa zur Herrschaft erhoben. Jetzt wäre jeder der Inquisition verfallen, der die Behauptungen des päpstlichen Inquisitors von 1449 erneuert hätte. Ueber diesen Stein des Anstoßes wußte man im Jahre 1654 in Rom nicht hinweg zu kommen; denn makellose Orthodoxie war doch für einen Heiligen die erste Bedingung und man würde also durch Giacomo's Canonisation die Leugnung der päpstlichen Unfehlbarkeit geradezu für rechtgläubig erklärt haben. Daher wurde die Canonisation hinausgeschoben. Der Orden ruhte aber nicht, und siebzig Jahre später, 1726, wurde Giacomo doch unter die Heiligen versetzt, indem man sich damit beruhigte, daß es nicht mit absoluter Gewißheit feststehe, ob er das ärgerliche, damals auch noch ungedruckte Buch wirklich eigenhändig geschrieben habe. So waren zu Kaiser Ludwig's Zeit, vermöge einer, man möchte sagen weltgeschichtlichen Ironie, die Rollen vertauscht, daß der Kaiser, im festen Glauben an die Lehren der zu ihm geflüchteten Spiritualen, als Vorkämpfer der päpstlichen Unfehlbarkeit auftrat, wohl ohne zu ahnen, daß er hiemit auch die von Innocenz dem III. und dem IV. und jüngst von Bonifaz VIII. so nachdrücklich verkündigte Lehre von der Unterwerfung des Kaiserthums und aller weltlichen Gewalt unter das Gericht und die Herrschaft des Papstthums bestätige, sich selber also eigentlich seinem Gegner auf Gnade oder Ungnade ergebe und seine Vertheidiger Marsiglio und Occam Lügen strafe, während dagegen der Papst in seiner Bulle feierlich die Lehre seines Vorgängers Nikolaus des III. für ketzerisch erklärte, — zwar unter mancherlei Entschuldigungen und Abschwächungen für dessen Persönlichkeit, aber um so erbarmungsloser gegen die Anhänger dieser Lehre, welche mit der päpstlichen Infallibilität Ernst machen wollten, und die er dem Ketzergerichte übergab. Indem aber Ludwig als Kaiser erklärte: Jacob von Cahors sei als Irrlehrer unfähig zur päpstlichen Regierung, machte er, der Laie, sich zum Richter über Glauben und Lehre; seine italienischen Rathgeber hatten ihn dazu ermuthigt, indem sie ihm das Beispiel der alten christlichen Kaiser vorhielten. Er

glaubte nur zu thun, was Constantin und Justinian, ja auch noch Karl der Große gethan; aber der damaligen Welt war dieß fremd und unerträglich, sie konnte ihm dahin nicht folgen. Zudem hatte sein Anwalt, der kühne Marsiglio, in seinem Werke, weit über die ganze, fast tausendjährige Entwicklung des kirchlichen Systems hinaus, in die christliche Urzeit gegriffen und dem Papstthum eigentlich alle Berechtigung abgesprochen, — was dem Papste willkommenen Anlaß bot, Ludwig als einen Beschützer der Ketzer zu verrufen, nämlich als einen Beschützer der von ihm für häretisch erklärten Ghibellinenhäupter in Oberitalien, sowie jetzt des Marsiglio und des Johann von Jandun und der Spiritualen.

Durch die mächtige, den Deutschen damals weit mehr als den Romanen empfindliche Waffe des Interdicts und durch die dem Kaiser feindliche oder theilnahmlose Haltung der Fürsten, vor allen der Luxemburger, welche französischer Politik dienten, wurde die Verwirrung in Deutschland grenzenlos, Ludwig's Lage eine verzweifelte. Es half ihm nichts, daß die süddeutschen Städte, für die er am meisten, mehr als irgend ein Kaiser vor ihm, gethan, da und dort das Interdict zehn Jahre lang geduldig ertrugen. Ihm selbst ward der Bann, und die Furcht vor dessen Folgen im Jenseits, unerträglich. Daher jener merkwürdige Vertrag vom Jahre 1333, durch welchen Ludwig, um den Preis der Absolution, zu Gunsten seines Vetters, des Herzogs Heinrich von Bayern, der deutschen Krone zu entsagen verhieß, Heinrich aber dem Könige von Frankreich nicht bloß alle streitigen Grenzländer, sondern überhaupt alle welschen Lande von den deutschen Alpen bis zum Mittelmeer, zusammt dem großen Ländergebiet des Bisthums Kamerich (Cambrai), zu überlassen gelobte, bis einst ein deutscher König dieselben um 300,000 Mark Silber wieder einlösen werde. So hoch wurde damals das nach Avignon zu richtende Machtwort des französischen Königs gewerthet. Das war aber doch dem einsichtigsten unter den Fürsten jener Zeit, Balduin von Trier, zu viel. Der Vertrag wurde nicht vollzogen. Der Tod des Papstes trat hinzu.

Endlich, im Jahre 1338, rafften die Kurfürsten sich auf: unter der Führung des seit sieben Jahren wegen Geldsachen vom Papste gebannten Erzbischofs Heinrich von Mainz erließen sie einmüthig jene berühmte Erklärung von Rense, daß die Wahl eines deutschen Königs durch Stimmenmehrheit dem Papste kein Recht der Einmischung oder Entscheidung gewähre, — eine That der Abwehr ebenso gegen Frankreich, wie gegen die Curie, deren gleichen weder früher noch später in der deutschen Geschichte mehr zu finden ist.

Doch dem Kaiser war damit nicht geholfen. Von Avignon war nichts zu erreichen, da die beiden Nachfolger Johann's, Benedict XII. und Clemens VI., ebenso knechtisch dem Willen des französischen Hofes dienten. Das Bewußtsein, daß nur der französische König es sei, welcher die unversöhnliche Haltung der päpstlichen Curie verschulde, trieb den Kaiser endlich im Jahre 1341 bis zur äußersten Demüthigung auch gegen diesen. Er brach seinen Bund mit dem englischen König, versprach dem französischen König Philipp, die vom Reiche abgerissenen Lande nicht wieder zu fordern, und erhielt dafür die ebenso trügerische, als schimpfliche Zusage, daß Philipp sein Freund sein und aus Rücksicht auf seine Frau und seine Kinder für ihn sich verwenden wolle. Und nach allen Opfern und Erniedrigungen starb der unglückliche Fürst doch im Banne und abgesetzt von den Wahlfürsten. Denn wieder hatten die geistlichen Kurfürsten, die schlimmsten Feinde des Kaiserthums auf deutschem Boden, ihre Bestechlichkeit und ihre Hingebung an den Willen der Curie erprobt, und der Luxemburger Karl hatte in Avignon, in Paris und am Rhein mehr geboten und gegeben, als der erschöpfte Ludwig bieten und leisten konnte und wollte. Denn in Avignon hatte Karl zugesagt, alle päpstlichen, mit Umstoßung des Wahlrechtes erfolgten Ernennungen für deutsche Kirchen zu vollstrecken, alle zwischen Deutschland und Frankreich streitigen Fragen durch den französischen Papst entscheiden zu lassen, und sofort war er dem von England bedrohten französischen Könige zu Hülfe gezogen.

Kein Kaiser hat es wohl mehr als Ludwig empfunden, was es heiße, mit prächtigem Titel und hochfliegenden Ansprüchen ein Reich zu vertreten, das durch die Sorglosigkeit seiner Vertreter, durch den Mangel an gebildeten Staatsmännern, durch den steten Wechsel der Dynastien, gegenüber einer Macht, wie die päpstliche Curie, so ganz wehrlos, in seiner Unbehülflichkeit einem gestrandetem Walfisch vergleichbar war. Nichts war geschehen für ein geschriebenes Verfassungsrecht, man hatte kein authentisches Gesetzbuch, keine beglaubigte Sammlung der Reichstagsschlüsse. Auf der andern Seite aber stand die Hierarchie da, wohlversehen mit den Bollwerken ihrer kanonischen Gesetzbücher, wie sie durch die sorgfältigste, freilich auch mit trügerischer List und Täuschung, 150 Jahre lang fortgesetzte Codification geschaffen waren. Wohl hatten die Deutschen damals Ursache, bei Vergleichung der beiden Länder und Völker, Frankreich als das Land der Bildung, der Einsicht und Wissenschaft zu preisen, ihrem Volke dagegen nur die kriegerische Tapferkeit und die Lust des Herrschens zuzueignen.

Unstreitig war die deutsche Kirche die reichste und mächtigste der Welt, der deutsche Klerus, in seinem trefflich gegliederten Organismus, — Episkopat, Domstiftern, Abteien und geistlichen Orden — dem Range nach die erste und weitaus einflußreichste Körperschaft der Nation. Die Zustände und Ereignisse, wie wir sie eben betrachtet, sind nur dadurch möglich geworden, daß dieser Stand im ganzen dem Kaiserthum und den Interessen des deutschen Volkes theits völlig gleichgültig, theils feindlich gegenüberstand. Wie ist dieß zu erklären?

Im Jahre 1288 hatte ein ungenannter deutscher Minoritt geschrieben, das Reich könne nun nicht noch tiefer sinken, ohne völlig zerstört zu werden, und so könne das Oberpriesterthum (das päpstliche) nicht noch höher steigen, ohne sich, mit gänzlicher Abstreifung des apostolischen Charakters, in eine ganz weltliche Macht zu verwandeln. Er irrte sich sehr in der Ausmessung der Tiefe, bis zu welcher das deutsche Reich und das Kaiserthum hinab

fallen konnten, — aber merkwürdig ist seine Vermuthung, es möge wohl geschehen, daß der römische Stuhl, mit Hülfe der Franzosen, das deutsche Kaiserreich gänzlich zerstöre, worauf dann freilich, meint er, der bekannten Weissagung gemäß, der Antichrist, und was dazu gehöre, kommen müsse. Weiterhin bezeichnet er geradezu den Klerus überhaupt und die Franzosen zusammen als die Feinde, welche dem deutschen Reiche den Untergang bereiten würden. Um dieß zu begreifen, ist hinzuzunehmen, daß das Kaiserthum in der Vorstellung jener Zeiten doch immer als die Blüthe und der höchste Schmuck des Laienthums, als die höchste weltliche Majestät erschien. Damals aber wurde die stete Feindschaft zwischen Priestern und Weltlichen als eine Art von Naturnothwendigkeit angesehen, in dem an sich richtigen Gefühl, daß ein Priesterreich, wie das päpstliche, von der ganzen Laienwelt doch immer nur widerwillig, als ein schweres Joch und eine harte Knechtschaft, ertragen werde. So hatte Bonifaz VIII. in der berühmten Bulle „clericis laicos" es als eine bekannte und schon im Alterthum sich kundgebende Thatsache bezeichnet, daß die Laien den Klerikern feind seien. Im Jahre 1328, also gerade im Moment des heftigsten Kampfes zwischen Kaiser und Papst, redet der päpstliche Hofbeamte und Bischof Alvarus Pelagius von dieser Feindschaft der Laien gegen die Kleriker, wie von einer selbstverständlichen Thatsache, führt Texte des kanonischen Rechtes dafür an, und schließt daraus, daß die Kleriker nothwendig von jeder weltlichen Gewalt frei sein müßten, legt aber zugleich das nachher oft wiederkehrende Geständniß ab, daß im allgemeinen die Laien doch besser, sittlicher, frömmer seien, als der von oben durch Lehre, Satzung und Beispiel gründlich verderbte Klerus.

Warum aber der Klerus reichsfeindlich gesinnt sei, das hatte schon anderthalb Jahrhunderte früher ein bayerischer Theolog, der gelehrte Gerhoch von Reichersberg, mit naiver Offenheit gesagt. Die großen Reiche, meinte er, müßten nach göttlichem Rathschluß noch zerstückt und in kleine, schwache Fürstenthümer aufgelöst werden, damit der Klerus keinen Druck mehr empfinde,

geschirmt durch die Macht des großen, gottgekrönten, über alle Königreiche erhabenen Priesters auf dem römischen Stuhl.

Kurze Zeit vor Kaiser Ludwig hat der französische König Philipp der Schöne mit dem Papste Bonifaz dem VIII. einen ähnlichen Kampf durchgestritten, wie ihn Ludwig mit den Päpsten zu Avignon führen mußte. Aber während Ludwig und mit ihm das deutsche Reich unterlagen, erstritt der Monarch an der Seine einen vollständigen Sieg und erlitt das Papstthum eine bisher beispiellose Niederlage. Vergleichen wir die Stellung der Streitenden, die Mittel und die Methode des Kampfes diesseits und jenseits, so tritt der Hauptgrund von Deutschlands Schwäche noch besser zu Tage.

König Philipp war der Träger einer langsam aber stetig gewachsenen Macht. Während ein französisches Gesetz jede Veräußerung von Krongut im voraus annullirte, fand Ludwig nur noch einige Trümmer der früheren Kaisergewalt und der alten Herrschaftsmittel vor nnd sah auch diese während seiner Regierung theilweise entschwinden. Das Reich hatte kaum mehr eigene Einkünfte, ihm fehlten die Staatsmänner, die brauchbaren Räthe; Ludwig mußte seine Zuflucht zu Ausländern nehmen, zu Italienern vor allen, die sich in München sammelten und fast alle der Spiritualen-Partei angehörten. Es fehlte damals in Deutschland überhaupt an tüchtigen Männern in allen Gebieten des Wissens; es gab weder Theologen noch Rechtsgelehrte, keine einzige wirklich berühmte Schule war vorhanden. Bayern insbesondere hatte, trotz der Menge seiner Klöster, seit Gerhoch von Reichersberg, also seit 150 Jahren, keinen namhaften theologischen Schriftsteller mehr aufzuweisen.

Dagegen besaß Frankreich in seiner Pariser Universität das Orakel von ganz Europa, hatte zahlreiche Theologen und nun auch eine Anzahl von Legisten, Männer wie Flotte, Nogaret, Wilhelm von Plasian, die Brüder de Marigni, wohl bewandert im römischen wie im kanonischen Recht, die, um den König geschaart, jedem Zuge des Papstes mit einem juristischen Gegenzug

zu begegnen wußten, und an deren Schriften zum ersten Mal in der europäischen Geschichte die Macht des kirchlich-politischen Pamphlets sich erprobte.

Klug und gewandt wußten Philipp und seine Räthe das französische Nationalgefühl gegen den Papst aufzustacheln. Bonifaz hatte, nach dem Vorgang von Innocenz dem III., erklärt, bezüglich der Sünde sei der König ihm unterworfen. Das hieß: für jede Verfügung, jeden Act des öffentlichen und Privatlebens, könne der Papst, wenn es ihm gut dünke, den König strafen und seine Verfügungen vernichten. Der König und seine Räthe sagten dagegen dem Volke: der Papst erkläre die französische Krone für ein Lehen, den König für seinen Vasallen. — Der päpstliche Anspruch reichte im Grunde viel weiter, und gestattete den Päpsten eine gebieterische Einmischung in alles, ganz nach ihrem Belieben und nach dem Vortheil der Curie, — bis in's Familienleben hinein. Aber für das Volk und sein Gefühl war der Gedanke, daß ihr Königreich ein fremdes Lehen sein solle, viel unfaßlicher und anstößiger.

Dagegen erhob sich die ganze Nation, denn das war der Stolz des Franzosen, daß sein König unabhängig und nicht ein Lehensträger des Papstes sei. Bonifaz behauptete nun nicht, daß er der Lehensherr des Königs sei, aber er behauptete — gegen den „französischen „Hochmuth", wie er sich ausdrückte —: der deutsche Kaiser, welchem der Papst, seit der durch die Päpste vollzogenen Translation des Reiches von den Griechen auf die Deutschen, durch die Krönung seine Gewalt ertheile, sei der Oberherr der Franzosen. Da standen Bischöfe und Adel, Priester und Laien, Legisten und Theologen, sogar die treuesten, unbedingtesten Diener des Papstthums, die geistlichen Orden, mit Ausnahme der Cistercienser, sonst aber alle, wie ein Mann auf der Seite des Königs wider den Papst.

Wie verschieden war dagegen die Lage Ludwig's, die Haltung der Deutschen! Allerdings that auch Philipp, was Ludwig nach ihm wagte: er erhob die Anklage auf Ketzerei gegen den

Papst. Aber viel vorsichtiger ging er dabei zu Werke und besser schonte er die herrschenden Vorstellungen. Er vermied es, eine bestimmte Irrlehre dem Papste zur Last zu legen; nur als geborener Vorkämpfer und Vertheidiger des Glaubens, sagte er und die Ständeversammlung mit ihm, verlange er, daß der Papst vor einer allgemeinen Kirchenversammlung, an die er hiemit appellire, sich über seinen Glauben und seine Lehre verantworte.

Während die Päpste zu Avignon für Ludwig's Macht unerreichbar waren, hatte Philipp Anhänger und Bundesgenossen gegen den allgemein verhaßten Bonifaz selbst in dessen nächster Nähe, unter den Cardinälen, in der mächtigen Familie der Colonna's und ihrer Clientel, an den Spiritualen und an allen, die mit diesen den Bonifaz schon darum für einen unrechtmäßigen Papst hielten, weil sein Vorgänger, Cölestin V., gar nicht habe resigniren können. Sie, die Colonna's und ihre Helfer, waren es, die das Attentat gegen den Papst zu Anagni vollbrachten. Nogaret's Rolle dabei war so unbedeutend, daß der jetzt kund gewordene Bericht eines Augenzeugen nicht einmal seinen Namen nennt; sie beschränkte sich darauf, dem Papste die Vorladung vor ein allgemeines Concil, im Namen seines Königs und Frankreichs, anzukündigen. Philipp und seine Räthe waren zu klug, eine That zu veranlassen, die ihnen nur Haß eintragen und keinen Nutzen bringen konnte.

Man darf wohl sagen, mit unserm Ludwig sei das alte, echte Kaiserthum, dem noch ein deutsches Königthum zu Grunde lag, abgestorben. Denn nach seinem Tode stritt keiner mehr für die Aufrechthaltung der kaiserlichen Macht; die goldene Bulle seines Nachfolgers, Karl's des IV., hat den Untergang des alten Kaiserthums besiegelt. Durch sie und durch die ganze Haltung Karl's des IV., der wohl König von Böhmen, aber fast nur dem Namen nach deutscher Kaiser war, wurde bewirkt, daß die Reichsregierung immer mehr in die Hände der Kurfürsten überging, und daß die Fürsten in dem Kaiser nicht mehr den Herrn, sondern

nur noch den, die Gewalt mit ihnen theilenden Präsidenten einer Versammlung sahen.

Die Wünsche und Ziele der zwei verbündeten Mächte, des französischen Königthums und des Papstthums, waren erreicht. Sofort machte denn auch die Erblichkeit der deutschen Krone sich wieder geltend, da die Päpste in Entkräftung des Kaiserthums und in Schwächung der deutschen Nation genug gethan zu haben glaubten, und die Fürsten doch nicht geradezu eine Beute der Franzosen werden mochten. Mit Ausnahme der zehnjährigen Regierung Ruprecht's von der Pfalz, herrschten die Luxemburger 90 Jahre lang, und als dieses Geschlecht mit Sigmund erlosch bestiegen die Habsburger wieder den Thron und behaupteten ihn bis zum Ende des Reiches.

Nicht das Reich, sondern die Hausmacht, ihre Vergrößerung und Befestigung, war seit Karl dem IV. die Sorge, das Ziel der Kaiser. Das Reich diente ihnen nur als Mittel und Werkzeug zu diesem Zweck.

Wohl ruhte das habsburgische Kaiserthum seit dem 17. Jahrhundert auf der gesicherten und breiten Unterlage eines großen, erblichen Länderbesitzes. Aber diese Erbstaaten waren zum größeren Theile undeutsch in Sprache, Nationalität und Interessen, und in jedem einzelnen Collisionsfalle wurden die Rechte und Besitzungen des Reiches dem dynastischen Interesse geopfert.

Jetzt sind wir in eine neue Phase getreten: eine Dynastie, die Beherrscherin eines großen, rein deutschen, einheitlich regierten und die Hälfte Deutschlands umfassenden Königreichs, ist die Trägerin des Kaiserthums geworden. Damit sind die meisten jener früheren Störungen und Hemmnisse beseitigt, welche Deutschland unter seinen Kaisern nicht zu gesammelter Kraft und Blüthe gelangen ließen. Ein Hemmniß freilich, und eines der schlimmsten, ist auch jetzt wieder thätig!

Dennoch dürfen wir wohl ohne allzu vermessene Zuversicht sagen: Novus ab integro saeclorum nascitur ordo.

VI.

Aventin und seine Zeit.*

Das Andenken des Mannes, für den ich die Aufmerksamkeit dieser hohen Versammlung (d. i. der Akademie und ihrer Festgäste) gewinnen möchte, ist erst in jüngster Zeit in seiner Vaterstadt Abensberg gefeiert worden. Unsere Akademie hat schon im Jahre 1807, gleich in der ersten öffentlichen Sitzung nach ihrer Erneuerung, das Verdienst des Mannes und seine Bedeutung als „Vater der vaterländischen Geschichte" durch Breyer's Mund geschildert. Aber Aventin ist eine so hervorragende Persönlichkeit, er nimmt in Bayern eine so ehrenvolle, fast einzige, von keinem anderen in Jahrhunderten mehr erreichte Stellung ein, und auch den Jetztlebenden sind seine Schriften noch immer so werthvoll, daß die Akademie nur eine Schuld abträgt, wenn sie nach Verlauf von 70 Jahren heute wieder einmal sich mit ihm beschäftigt. Nicht mit seinen Lebensumständen: was wir davon wissen, ist oft und zur Genüge berichtet. Lohnender dürfte es sein, ihn im Lichte seiner Zeit zu betrachten, darzustellen, wie die Zeit zu ihm und er zu ihr stand, in welchem durch sie bedingten Ideenkreise er lebte, welche Impulse er empfing, und in welchen Gegensätzen von Liebe und Haß er sich bewegte. Denn diese Zeit war groß und unübersehbar reich an den mannigfaltigsten sich

---

* Rede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Münchener Akademie am 25. August 1877, — auch für sich im Verlag der Akademie erschienen.

durchkreuzenden Strebungen; sie war berufen, gezwungen, an die Lösung von Aufgaben zu gehen, welche zu den höchsten und schwersten der Menschheit gehören, und man möchte sagen, damals habe fortwährend der geistige Boden unter den Füßen der Zeitgenossen vulcanisch gezittert. Der Mann aber, den wir betrachten, hat sich als einer solchen Zeit gewachsen bewährt, er hat an seinem Theile mitgerungen, mitgestritten und mitgelitten, muthig und mit zäher Ausdauer auch in jenem letzten Jahrzehnt seines Lebens, als es in Bayern schwer war, nicht in Kleinmuth und Verzagtheit zu versinken. Als denkender, bahnbrechender Forscher hat Aventin Stelle genommen, in einer Zeit, in welcher die Geschicke der Völker weniger auf Schlachtfeldern und in den Gemächern der Fürsten und Diplomaten, mehr in den Stuben der Gelehrten entschieden wurden; denn die hier geborenen Gedanken waren es, welche allmählich auch die Staatenlenker unterjochten und in neue Bahnen trieben, oder doch sie nöthigten, im eigenen Interesse die Vollstrecker dieser Gedanken zu werden.

Aventin's Werke sind nicht bloß Erzeugnisse gelehrten Fleißes und ruhiger, objectiver Forschung, sie sind zugleich Denkmale der Sinnesweise und Geistesrichtung, welche in den Jahren ihrer Entstehung in Deutschland vorherrschte. Der Eindruck der gewaltigen Begebenheiten, welche unmittelbar vorhergegangen waren oder während der Abfassung, mit dramatischer Raschheit, Schlag auf Schlag, auf der Weltbühne sich folgten, ist überall bei ihm sichtbar, und selbst da für den Kenner fühlbar, wo er nicht in bestimmten Worten sich ausdrückt. So nöthigt uns der Historiker, nicht nur die dargestellte Vergangenheit, sondern auch das Stück gleichzeitiger Geschichte mit ihm zu durchleben. Denn da Aventin weder bloßer Copist noch trockener Annalist sein wollte oder konnte, so war er eben auch da, wo er sich streng an das in seinen Quellen vorgefundene hielt, doch Bildner; in seinem Geiste hatten Erlebtes und aus der Vergangenheit Erforschtes zu der Einheit einer Theorie des Weltlaufs, einer Theodicee, sich verschmolzen; aus dieser Theorie heraus wählte, ordnete und erklärte er die vor-

zuführenden Begebenheiten, und warf er mit überquellendem Gefühle, wo sich nur eine Gelegenheit zur Anknüpfung bot, seine Urtheile über die Gegenwart zwischen das Erzählte hinein. Es ist also die Lage Europas und zunächst Deutschlands in der Zeit von 1477 bis 1534, die uns den Schlüssel bietet zum Verständniß und zur Würdigung von Aventin's Schriften, und wiederum dienen uns diese Schriften als eine lehrreiche Erkenntnißquelle für eine Zeit, welche, mit dem Reichthum der in ihrem Schooße gährenden Kräfte und treibenden Interessen, dem Suchenden, selbst nach langjährigem Forschen, immer noch neue und überraschende Gesichtspunkte enthüllt.

Nun zerfällt aber jene Periode von 57 Jahren, welche Aventin's Leben ausfüllt, in zwei sehr deutlich von einander abgegrenzte Zeitabschnitte: — die Jahre des absterbenden Mittelalters und die der beginnenden Neuzeit; im Geistesleben ist es die Zeit erst des Humanismus, dann die der Reformation, diese durch jene vorbereitet. Dem entspricht denn auch Aventin's Lebensgang und Gesinnung. Er verdankt den Humanisten seine classische Bildung, seine kritische, historische Befähigung; er hat einige von ihnen zu Lehrern, mehrere zu Freunden gehabt; in reiferem Alter aber lebt und webt er in den Gedanken und Hoffnungen der Reformation.

Die Humanisten besaßen an dem griechischen und römischen Alterthum ein Gebiet, in welchem sie, ohne von der sonst so argwöhnischen kirchlichen Autorität bedroht und gestört zu werden, frei walten, sich bilden und zur Kritik und geschichtlichen Forschung heranreifen konnten. So diente der Humanismus den Deutschen als Vorschule für den großen religiösen Kampf, welcher, längst vorbereitet und nur des entzündenden Funkens gewärtig, losbrach, als das Signal dazu gleichzeitig von Wittenberg und von Zürich aus gegeben wurde. Es wurde nun von entscheidender Bedeutung, daß der deutsche Humanismus, obgleich vom italienischen gezeugt und großgezogen, sich doch bald selbstständig gemacht und eigene Bahnen eingeschlagen hatte. Wenn die italienischen Philologen und Rhetoren nur durch die Furcht vor der Zwangsgewalt

der Kirche abgehalten wurden, ihrem Unglauben und der Verhöhnung des Christenthums offenen Ausdruck zu verleihen, oder doch das religiöse Gebiet sorgfältig vermieden und stillschweigend ablehnten, so zeigt sich dagegen bei den deutschen Humanisten eine ernstere, gläubigere Stimmung, vielfach auch schon ein Verlangen nach kirchlicher Besserung. War ihnen fast allen die Abneigung gegen den römischen Hof gemein, so wurden sie dabei mindestens ebenso sehr von deutsch-patriotischen als von religiösen Gefühlen geleitet; denn der deutsche Humanismus war durch und durch national, bereit, wie gegen die Curie, so auch gegen das schon damals nach der Rheingrenze lüsterne Frankreich sich zu wenden. Wohl bildeten die Humanisten eine über ganz Europa sich erstreckende große Verbrüderung, wohl war Erasmus das anerkannte Haupt dieses Bundes, dem allerwärts, wie einem König im Reiche der Geister, gehuldigt wurde. Aber gerade an ihm erkennen wir den erwähnten Unterschied; denn bei ihm war doch die religiöse selbst theologische Richtung und Thätigkeit die vorherrschende. Die Deutschen nahmen Leben und Wissenschaft ernster als ihre Fachgenossen jenseits der Alpen, waren daher auch frei von jener hoffärtigen Anmaßung und Selbstbespiegelung, sowie von dem Hange zu kleinlichen Zänkereien, welche die Italiener verunzierten. Aventin aber fühlte hierin, wie in allen anderen Beziehungen, als Deutscher. Wenn er einmal in seinem Geschichtswerk die sonst in sehr düsteren Farben geschilderte Zeit, in der er lebte, als eine höchst glückliche preist, so ist es, weil Erasmus das neue Testament im griechischen Urtext an's Licht gebracht und nun erst eine echte Übertragung geliefert habe.

Also aus der humanistischen Bildung und Thätigkeit — als Prinzenlehrer — heraus wurde Aventin Geschichtschreiber; er wurde es erst, nachdem er viele Jahre lang ein unstetes Wanderleben geführt, viele Länder und Städte gesehen hatte. Er war, wie er selbst angibt, auf 15 Universitäten gewesen, darunter Wien, Paris, Krakau, kannte die Schweiz, Polen, Italien, Frankreich aus eigener Anschauung. Diese Wanderlust hatte er mit vielen

deutschen Gelehrten seiner Zeit gemein; es war jener kosmopolitische, den Deutschen inwohnende Trieb, der auch heute noch sie aus der Heimath weg in ferne Länder und über's Meer führt, — damals verstärkt durch den Wissensdurst und durch die Unzulänglichkeit der heimischen Bildungsmittel. Denn auf keinem andern Wege konnte man in jener Zeit, da es noch keine Tagblätter oder Zeitschriften gab, zu einiger Welterfahrung und Kenntniß der Zeitlage und der Tagesgeschichte gelangen; nur so war es einem denkenden Manne möglich, die einheimischen Zustände mit fremden, zur Erlangung eines selbstständigen Urtheils, zu vergleichen.

Als Aventin von seinen fürstlichen Gönnern den Auftrag erhalten hatte, die bayerische Geschichte zu schreiben, durchzog er ganz Bayern und die Nachbargebiete und stellte seine Forschungen und Studien an 90 verschiedenen Orten, Städten, Schlössern, Klöstern, an. So erwarb er sich, abgesehen von seiner gelehrten Ausbeute, eine so gründliche Kenntniß seines engeren und weiteren Vaterlandes, der rechtlichen, ökonomischen, sittlichen Zustände Bayerns und Deutschlands, wie sie wohl kein anderer seiner Zeitgenossen besaß.

In seinen Werken tritt uns indeß nicht nur diese umfassende Einsicht, es tritt uns noch eine andere, sich durch das Ganze hindurchziehende Eigenthümlichkeit theils offen, theils mehr verborgen entgegen: es ist das Pathos des warmen Patrioten und des ängstlich für sein Volk und Land besorgten Propheten, der in der Vergangenheit die unabwendbare Zukunft liest, der seinen Zeitgenossen den Warnungsspiegel der Geschichte vorhält, sie an ihre bereits verlorenen Güter und Vorzüge mahnt und ihnen die Gefahr eines noch tieferen Verfalls, daneben aber auch die Mittel und Wege der Verjüngung und Wiedererhebung vor Augen stellt. Es ist ein in breitem Bette und in voller Fluth sich fortwälzender Strom geschichtlicher Belehrung und Warnung, mit welchem er die wissensdurstigen Gefilde seines Vaterlandes zu befruchten gedenkt. Aber er gibt auch häufig dem Drange nach, sich von dem Gesehenen und Erlebten und dessen lastender Schwere durch

trauernde Herzensergüsse zu befreien; sie sind der nicht zurückzudrängende Ausbruch einer tiefen, schmerzlichen Ueberzeugung, und seine zürnende Strafrede dringt dann auch wohl schneidig und zugespitzt wie ein Dolchstoß, oder derb wie ein Keulenschlag gerade auf ihr Ziel los.

Damit entstand denn freilich ein Werk, himmelweit verschieden von jener landläufigen, lobsingenden Historiographie, wie sie damals von italienischen Humanisten, die man sich an den Fürstenhöfen hiefür zu verschreiben pflegte, getrieben wurde. So hatte sich Heinrich VII. von England den Polidoro Vergilio, Ludwig XII. den Paolo Emilio, Matthias Corvinus in Ungarn den Bonfini, Casimir von Polen den Buonaccorsi oder Callimachus als Geschichtschreiber ihrer Länder kommen lassen. Diese lieferten glatte, lesbare, mit Fabeln gefüllte Bücher, bei denen der Stil die Hauptsache war, Kritik und Quellenforschung kaum in einzelnen Anwandlungen sich zeigte.

Fragen wir nun, welchen Eindruck die erforschten sowohl als die erlebten Begebenheiten auf Aventin machen, in welchem Lichte sie ihm erscheinen mußten, so ist vorerst zu erinnern, daß Aventin ein warm fühlender Patriot war, der, seinen Stammesfürsten treu ergeben, doch mit ganzer Seele am Reiche und am Kaiserthum hing. Die nationale Gesinnung war den deutschen Humanisten jenes Zeitalters gemeinsam — ich denke dabei an Wimpfeling, Celtes, Bebel, Peutinger, Rhenanus, Hutten und andere; bei Aventin ist sie zugleich Ergebniß der Studien, durchglüht den ganzen Mann und beseelt seine Werke. Dabei steht er, was seine Anschauung von der Bedeutung und Würde des Reiches betrifft, noch ganz im Mittelalter: Deutschland ist für ihn das römische Reich deutscher Nation, die vierte und letzte Monarchie der Danielischen Weissagung, an deren Fortbestand die Weltdauer geknüpft ist. Das ist, meint er, hohe Gnade und höchste irdische Ehre für die Deutschen, daß Gott sie gewürdigt hat, die Träger und Fortsetzer des römischen Namens zu sein; — mögen sie nur zusehen, daß sie dieses Namens nicht einmal beraubt werden.

Denn in der socialen und religiösen Anschauung der Zeit galt das Kaiserthum noch immer als eine nothwendige, gottgewollte Institution; ohne Kaiserthum würde die große christliche Republik, die sich doch, den mächtig vordringenden Türken gegenüber, recht sehr als eine Einheit fühlte, den Menschen als ein mißgestalter, unbehülflicher Rumpf erschienen sein. Den Fürsten freilich war der Kaiser vorzüglich noch darum unentbehrlich, weil er es war, der ihre Forderungen und Ansprüche durch urkundliche Fassung zu Rechten gestaltete; den Städten sollte er Schutz gewähren gegen die Fürsten; das Landvolk, als es sich in zahlreichen Verbrüderungen und Bauern-Empörungen erhob, hatte den Kaiser auf seine Fahnen geschrieben, wollte das Joch der drückenden Mittelgewalten abwerfen und nur dem Kaiser allein gehorchen, der allerdings die bequemste Obrigkeit zu sein schien. Die Kaiser selber endlich verwertheten die Würde und die dieser noch gebliebene Gewalt fast nur als Mittel, ihre Dynastie zu heben, ihre Hausmacht zu befestigen und zu erweitern.

Aventin, der sich in die Zeiten der sächsischen, salischen, staufischen Kaiser hineingelebt hatte, konnte in diesen Zuständen nur tiefen und verschuldeten Verfall, steigende Ohnmacht nach außen, fortschreitende Auflösung der alten Ordnungen im Innern erkennen. In seiner Jugend hatte er noch das Ende der langen ruhmlosen Regierung Friedrich des III. gesehen, hatte gesehen, daß das Reich seinem mißachteten, von den eigenen Unterthanen in den Erblanden verhöhnten Kaiser nicht einmal 4000 Mann gegen die Türken stellen mochte. Dann war, nach den für Deutschland so demüthigenden Niederlagen des Schweizer Krieges, die Abtrennung der Schweiz vom deutschen Reiche erfolgt; früher schon war das theuer erstrittene Preußen an Polen verloren gegangen; bald ward auch Mailand in Frankreichs Hände gegeben; schon stand der Verlust der burgundischen Lande, Belgiens und der Niederlande, drohend im Hintergrunde.

Hatte Friedrich III., der einmal 25 Jahre lang gar nicht in's Reich gekommen, das Mögliche gethan, um sich gerade die

bestgesinnten unter den Deutschen zu erbitterten Feinden zu machen, so war dagegen sein Sohn Maximilian persönlich beliebt, von den Humanisten hoch gefeiert als Gönner der Literatur und Wissenschaft, als ein mit Neigung und Verständniß für deutsche Nationalität und deutsches Alterthum begabter Fürst. Aber auf allen seinen Unternehmungen lastete ein Mißgeschick, wohlverdient durch seine unstete, oft kurzsichtige, immer Mißtrauen erregende, in Ränken und Zweideutigkeiten sich bewegende Politik. Von den Versuchen wohlmeinender Kurfürsten, Berthold's von Mainz und Friedrich's von Sachsen, das ganze deutsche Reich durch neue organische Institutionen zu kräftigen, war das meiste wieder zergangen. Nun aber, als nach Maxens Tode drei junge, mächtige Könige sich um die Nachfolge im Reich bewarben, trieben die Kurfürsten mit ihren Wahlstimmen einen schamlosen Handel; man darf beinahe sagen: sie versteigerten das Kaiserthum an den Meistbietenden.

Gerade damals schrieb Aventin an dem ersten Buch seiner Chronik und sagt hier: „warum diese kaiserliche Wahl also lange verzogen wird, weiß ich nicht, und ob ich's schon wüßte, dürft' ich's doch nicht sagen". — Solchen Wendungen des Abbrechens, des Hinweisens auf erzwungene Verschweigung und Einhüllung begegnet man bei ihm öfter. Seinem Fürsten und Auftraggeber, Herzog Wilhelm, gegenüber, hatte er in der That Ursache, sich über Zeitgeschichtliches nicht allzu offen zu äußern. — Und indem er nun weiter schrieb, bis zu seinem fünfzehn Jahre später erfolgten Tode, zeigte sich immer mehr, daß Karl, dem anfänglich die Hoffnungen der Deutschen vertrauensvoll entgegenkamen, der aber im Grunde das Kaiserthum doch nur begehrt hatte, um es als Mittel zu neuem Länder-Erwerb für sein Haus zu gebrauchen, — daß Karl auch nicht eine einzige Hoffnung zu erfüllen gedachte, daß er ganz andere Bahnen betrat, zwar strebte, dem Kaiserthum in seiner alten Macht und Herrlichkeit wieder vollen Inhalt zu geben, aber für Deutschlands Bedürfnisse, für seine geistige Bewegung, weder Verständniß noch Wohlwollen hatte.

Die anfängliche Hoffnung und die spätere Enttäuschung bezüglich des neuen Kaisers spricht sich in Aventin's Werken aus. In den Annalen berichtet er die Kaiserkrönung Karl's des Großen zu Rom, stellt den Hergang dar als eine durch den römischen Senat und das Volk in Gemeinschaft mit dem Papste erfolgte Wahl, fügt bei, dieses herrliche Reich sei durch die Kraftlosigkeit der Kaiser, die Feigheit der Fürsten und die Ränke der Päpste altersschwach geworden und verfallen, und schließt mit der Hoffnung, unter dem neuen großen Karl werde es sich wieder kräftig erheben. — So schrieb er im Jahre 1519. Aber in der elf Jahre später geschriebenen entsprechenden Stelle der Chronik ist diese Hoffnung, zusammt mit der Erwähnung des Verfalls und seiner Ursachen, verschwunden.

Unter solchen politischen Eindrücken und Erfahrungen componirte Aventin sein Geschichtswerk, das erste, welches die deutsche Nation richtiger und vollständiger als bisher über ihre große Vergangenheit, aber auch über die Ursachen ihres Verfalls belehren sollte — denn die bayerische Geschichte, die ihm aufgetragen, gestaltete sich unter seinen Händen alsbald zur deutschen; eine bloß bayerische Geschichte war damals noch nicht möglich; sie wäre zu einer Sammlung von unvermittelten und daher auch gehaltlosen Notizen geworden. Und nicht nur für die Deutschen, für alle christlichen Nationen hatte er sein Werk bestimmt, denn er sagt es geradezu: die Unwissenheit in der Geschichte sei es, welche das Kaiserreich und die ganze Christenheit in großen Schaden und Abnahme gebracht habe. Wer nun, wie Aventin, Geschichte zu Nutz und Frommen der Zeitgenossen schrieb, dessen Blick mußte damals mit gleicher Bangigkeit gen Westen, Süden und Osten gerichtet sein. Nach Westen — denn, so stark auch bereits in der Nation die Antipathie gegen Frankreich war, die Hingebung der Reichsfürsten an französische Politik war schon in vollem Zuge; nach Süden — denn die Geschicke der deutschen Nation hingen noch immer mehr ab von den Entschlüssen der Päpste, als von denen der Fürsten oder selbst des Kaisers; nach Osten — denn

schon pochte die immer mächtiger herandrängende Wucht der Türken an die Pforten des Reiches und im Jahre 1529 standen sie vor Wien.

Aventin hat darum auch gleich im Eingang, wo er seinen Landsleuten einen Spiegel ihrer Verirrungen vorhält, die Türken als das Werkzeug des göttlichen, an den Deutschen zu vollstreckenden Strafgerichtes bezeichnet, wie denn die Weissagungen, die derartiges verkündeten, damals allgemein geglaubt wurden.

Das Urtheil über die französische Nation, welches Aventin in seiner Geschichte einmal angebracht hat, führt mich auf eine Eigenthümlichkeit seiner Composition, welche jetzt anstößig erscheinen muß, damals aber nicht ohne Beispiel war, wenn auch Aventin weiter darin gegangen ist, als alle seine Zeitgenossen. Er hat sich gestattet, die eigenen Gefühle, Klagen und Rügen, Wünsche und Urtheile in ferne Zeiten und in den Mund hochgestellter Persönlichkeiten zu verlegen, um sie so, unter dem durchsichtigen Gewande einer gehaltenen Rede oder gegebenen Antwort, gefahrlos und doch eindringlich dem Leser vorzuführen.

So die Rede des Bischofs Konrad von Utrecht auf der Versammlung von Gerstungen; so die oft angeführte und abgedruckte Rede des Erzbischofs Eberhard von Salzburg; so die Strafpredigt, welche er den Papst Alexander IV. an den deutschen Klerus richten läßt, und endlich das Document, in welchem der Kaiser Heinrich V. — im Jahre 1107 — die Franzosen, „dieses leichtfertige und abergläubische Volk“, welches im Investiturstreit für Paschalis II. Partei genommen und sich in die deutschen Angelegenheiten mischen wollte, scharf zurückweist und die Schuld der eigenen Empörung gegen den Vater den Priestern aufbürdet, die ihn, den Jüngling, bethört und verführt hätten. Diese ganze ausführliche Tirade hat Aventin, so viel ich sehen kann, aus der kurzen Notiz bei Ekkehard herausgesponnen, daß der Kaiser erklärt habe, über sein Recht keine Entscheidung in einem fremden Reiche dulden zu wollen. Diese Fictionen, auf deren Ton und Inhalt, wie mir scheint, Ulrich's von Hutten zündende und sturm-

laufende Pamphlete nicht geringen Einfluß hatten, sind nun freilich, wenn auch stilistisch glänzend, keine Zierden seines Werkes; sie sind Anachronismen: er verlegt die Sprache der Reformationszeit in's elfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundert, aus Furcht vor den Folgen, welche diese Dinge, wenn als eigene Ansicht vorgetragen, für ihn haben würden.

Ein solcher Mißgriff darf uns indeß nicht abhalten, Aventin's gesunden historischen Blick und sein treffendes Urtheil noch heute zu bewundern. Fabeln und Irrthümer, die bis dahin allgemein angenommen waren, hat mitunter er zuerst durchschaut, z. B. den Wahn von der Päpstin Johanna. Die in Rom ersonnene Fabel von der Einsetzung des Kurfürsten-Collegiums durch Papst Gregor V., die selbst der gelehrte Bebel in Tübingen, sein Zeitgenosse, noch festhielt, hat er verworfen. Um so befremdender mag es erscheinen, daß er ein so phantastisch ausgemaltes Bild der deutschen Urgeschichte vorführt und eine erträumte Urzeit mit mächtigen Herrschern, blühenden, großartigen Gemeinwesen und gewaltigen Heldenthaten ausfüllt. Das deutsche Erzkönigthum hat schon 1000 Jahre vor Troja's Zerstörung bestanden; Aventin verwirft die bereits im 7. Jahrhundert aufgekommene Sage von der Abstammung der Franken von den Trojanern nur darum, weil die deutsche Macht und Größe damit viel zu jung gemacht werde. Von diesen deutschen Erzkönigen, König Schwab, König Bayer, König Gambrinus, weiß er näheres zu berichten, und meint, wenn nur besser nachgeforscht und manche noch verborgene Quellen und Denkmale an's Licht gebracht würden, dann werde sich zeigen, daß die Deutschen „in den alten Thaten und Geschichten nicht geringer als die Griechen und Römer gewesen". Dabei beruft er sich öfter auf die im Volksmund umgehenden Sagen, auf alte Lieder und Gedichte. Hier kommt ihm nun allerdings zu statten, daß, nach der Annahme von Forschern unserer Tage, die alten Heldensagen im bajuvarischen Volke entsprossen scheinen. Da er aber auch hier die Meisterlieder, also wohl Erzeugnisse des 15. Jahrhunderts, als seine Quelle nennt,

so mag wohl manches aus diesen jetzt meist unbekannten Reimereien von ihm aufgegriffen sein. Seine Hauptquelle in dieser Vorgeschichte ist indeß der falsche Berosus des Dominicaners Annius von Viterbo. Zwanzig Jahre vor ihm hatte der Würtemberger Nauclerus oder Vergenhans in seiner von Melanchthon nachher revidirten Chronik diesen Annius der deutschen Urgeschichte zu Grunde gelegt; daß aber Aventin, trotz seines sonst kritischen Blickes, die Unechtheit des Machwerkes nicht erkannte, läßt sich nur erklären aus einer patriotischen Verblendung und der Begierde, den Deutschen einen glanzvollen, bis in das Dunkel einer unbekannten Vorwelt hinaufreichenden Stammbaum vor Augen zu stellen. Hat er sich doch auch durch einen angeblichen Kanzler und Geheimschreiber des Herzogs Thassilo, Namens Kranz, täuschen lassen. Zudem war auch den bayerischen Chronisten kurz vor und neben Aventin die mythische Königsreihe schon geläufig. Um für das bayerische Volk, ohne Beeinträchtigung seiner echt deutschen Nationalität, ein möglichst hohes Alter zu gewinnen, macht Aventin die keltischen Bojer zu Deutschen und Stammvätern der späteren Bajuvarier, und nimmt folgerecht nun alle Kelten, die in der Vorzeit auf germanischem Boden und in den Grenzgebieten gewohnt, als echt deutsche Völkerschaften in Anspruch, die in Herkunft, Sprache, Sitte, Gesetz durchaus germanisch gewesen seien, — so zwar, daß sogar die keltischen Galater in Kleinasien in seinen Augen Deutsche und selbst Bayern sind, Paulus seine Epistel an Deutsche geschrieben hat, und die galatischen Bischöfe, die auf Concilien des 4. Jahrhunderts erschienen, sofort für deutsche Bischöfe von ihm erklärt werden. Selbst die Sarmaten, die Geten und Thracier sollen Deutsche gewesen sein. Dies erinnert an jene in umgekehrter Richtung erfolgte Verwechslung von Franken und Franzosen, die, jenseits des Rheines so beliebt und geläufig, unter den Deutschen wohl zuerst der Straßburger Chronist Fritzsche Closener begangen hat, indem er an seine Reihe der römischen und byzantinischen Kaiser die carolingischen mit der Bemerkung anschließt: das Reich kam an die Franzosen.

Dieß nun und alles was uns bei Aventin befremdet, hängt
zusammen mit seiner Grundanschauung von dem doppelten Verfall
der deutschen Nation, dem staatlichen und dem sittlichen. Er und
andere Humanisten konnten die erst seit kurzem so rasch gewachsene
Macht Frankreichs, welches sich monarchisch immer fester zusammen=
schloß, nur mit banger Sorge betrachten. Wie schwach und wehrlos
war die größtentheils von geistlichen Fürsten beherrschte Westgrenze
des Reiches! Und wenn nun gar, was in jenen Jahren wirklich sich
zu vollziehen schien, die beiden Erbfeinde, die französische und die
osmanische Macht, sich zum gleichzeitigen Vorgehen gegen Deutsch=
land die Hand reichten, wer sollte dann den Ruin des Reiches
noch aufhalten?

Aventin mahnt schon in der Vorrede, daß noch alle Kriege
der Christen mit den Türken unglücklich ausgegangen seien, woran
die Sünden und Frevel der zwei herrschenden Stände, der Fürsten
nebst ihren Beamten und des Klerus, die Schuld trügen.

War doch auch, im Jahre 1519, die Gefahr, daß die deutsche
Krone den Franzosen zufiel, so nahe gestanden. Aventin wußte
nur zwei Rettungswege zu finden. Der eine war, daß die Deut=
schen religiös und damit auch sittlich erneuert, die Kirche refor=
mirt, der Klerus, welcher seiner Ansicht nach die Nation moralisch
vergiftet hatte und die Hauptschuld an den herrschenden Lastern
trug, entweder gebessert oder doch irgendwie unschädlich gemacht
werde. Als zweiter Rettungsweg, der aber den ersten zur Vor=
aussetzung habe, erschien ihm ein politischer Aufschwung der
Deutschen, wenn sie, zum Bewußtsein der in ihnen liegenden
Kräfte und ihrer vormaligen Macht und nationalen Größe ge=
bracht, eine Reform der Reichsverfassung begönnen und durch=
führten. Wer Aventin verstehen will, muß öfter zwischen den
Zeilen lesen und neben ihm die gleichzeitigen Schriften, vorzüglich
Eberlin's und Ulrich's von Hutten, zu Rathe ziehen. An be=
geisterter, glühender Vaterlandsliebe stand Aventin dem fränkischen
Ritter wohl gleich, war aber kein rastloser Wühler wie dieser und
weniger zu übertreibender Rhetorik geneigt.

Mit Hutten und den übrigen Humanisten theilte Aventin jene eifersüchtige Sorge für Wahrung der Volksehre, welche damals durch die Beziehungen Deutschlands zu Frankreich, zu Italien und nun auch zu Spanien besonders reizbar gestimmt war. Denn das Mißverhältniß zwischen den hohen Ansprüchen des kaiserlichen Imperium mundi und den wirklichen Machtmitteln eines Reiches, das, wie Aventin sagt, weder Einkünfte, noch Ländereien, noch eine Kriegsmacht hatte und in vielen Gegenden nicht einmal dem zum Gewerbe gewordenen Straßenraub zu wehren vermochte, zog den Deutschen vielfach den Spott der Nachbarvölker zu, besonders seit die fast immer unglücklich verlaufenen Unternehmungen Maximilian's und der Schweizerkrieg die deutsche Blöße recht aufgedeckt hatten.

Um so eifriger trachtete man, den Deutschen die vormalige Hoheit und Herrlichkeit ihrer Nation, die Größe und Menge ihrer Kriegszüge und Siege, ihre Ueberlegenheit selbst über die berühmtesten und mächtigsten Völker des Alterthums eindringlich vorzustellen; und da das bekannte Zeitmaß dazu nicht auszureichen schien, so wurden fabelhafte Urzeiten herangezogen. Erdichtungen wurden dabei nicht verschmäht und galten für harmlos, wie denn kurz vor Aventin der Abt Trithemius den Hunibald und seine fabelhafte älteste Geschichte der Franken ersonnen hatte.

Das große, in seiner Art vortreffliche Werk des Dlugoß, der 40 Jahre vor Aventin die polnische Geschichte schrieb, theilt großentheils Aventin's Vorzüge und Gebrechen. Auch Dlugoß hat mit bewundernswürdigem Fleiße alles, was er weit und breit in Bibliotheken und Archiven an Chroniken und Urkunden auftreiben konnte, zusammengebracht. Auch ihn beherrscht, bei aller Gewissenhaftigkeit, das Streben, seinen Polen ein glanzvolles, mit heroischen Gestalten und Thaten erfülltes Bild ihrer Urgeschichte vorzuführen, auch er weiß Bruchstücke von Volkssagen in eine wohlgeordnete, ausgeschmückte, idealisirte Geschichte zu verwandeln, legt es aber zugleich darauf an, durch sein ganzes Werk den Beweis zu führen, daß die Länder, welche im Laufe

der Zeit der polnischen Krone und dem Stamme der Polen entfremdet worden seien, insbesondere ein beträchtliches Stück von Deutschland, mit denselben wieder vereinigt werden müßten.*

Es ist merkwürdig, daß im Jahre 1531, also drei Jahre vor Aventin's Tod, ein Werk über die deutschen Geschichts-Anfänge erschien, die drei Bücher deutscher Geschichte von dem Elsässer Beatus Rhenanus, in welchem gerade die schwachen und verfehlten Partieen der Aventin'schen Werke — der falsche Berosus, die Verwandlung der Kelten und Gallier in Deutsche — einer durchschlagenden Kritik unterzogen und gründlich beseitigt sind. Deutschland, meint Rhenanus, hat genug Kriegsruhm, wenn wir auch den Franzosen das ihrige lassen.

Es versteht sich, daß er dabei nicht Aventin vor Augen gehabt hat, dessen Schriften ihm nicht bekannt sein konnten, wohl aber dessen Vorgänger, — den leichtgläubigen Wimpfeling, der eben auch aus Fabeln und Willkürlichkeiten den Deutschen eine „Ruhmeshalle" aufbauen wollte und seinen patriotischen Eifer bis zu blindem Enthusiasmus hinaufschraubt, — den Augsburger Konrad Peutinger, Kaiser Maximilian's Freund, der, nur um zu beweisen, daß die Franzosen nie über Deutsche geherrscht, die Herrlichkeiten des Berosus nicht missen wollte, — den Schwaben Heinrich Bebel, dessen Patriotismus sich bis zu der Behauptung verstieg, die deutschen Kriegszüge seien alle für Gott, den Glauben, die Vermehrung des Christenthums geführt worden. Wir wissen leider nicht, ob Aventin das Werk des Rhenanus noch gesehen hat, und, wenn er es gesehen, ob Kränklichkeit oder die Unlust, einen beträchtlichen Theil der eigenen Arbeit aufzuopfern, ihn von dessen Benützung abgehalten hat.

Was durch Aventin's Werke als Grundton hindurchtönt, das ist der Satz: Freiheit oder Knechtschaft, Größe oder Erniedrigung, Glück oder Unglück der deutschen Nation sind bedingt durch ihren sittlichen Werth oder Unwerth; sie hat von diesen Gütern

* Zeißberg, die polnische Geschichtschreibung, S. 331.

immer so viel oder so wenig gehabt, als sie durch die Tugenden der Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Treue, oder durch ihr Gegentheil verdient hat. Er meint: früher, bei geringeren Schäden des deutschen Volkslebens, habe Gott die den Deutschen von Zeit zu Zeit nöthige Züchtigung durch auswärtige Feinde vollstrecken lassen; aber seit 400 Jahren überlasse er das Strafamt der inneren Zwietracht und der Selbstsucht der Fürsten. Das letztere — daß die Zwietracht der Fürsten und der Mangel einer starken Reichsgewalt die schlimmste Geißel auf dem Rücken des Volkes seien — war in jenen Tagen die stille oder laute Meinung wohl jedes Deutschen von durchschnittlicher Bildung. Aventin war so davon durchdrungen, daß er schon in der Vorrede zu seiner Chronik die Aufgabe der Geschichtschreibung vorzüglich darein setzt, die wahren Gründe der Einigkeit oder Zwietracht zwischen den verschiedenen Klassen und Ständen des Volkes nachzuweisen. Und da er sich überzeugt hatte, daß es immer die Päpste gewesen, welche die zwiespältigen Königswahlen, die Bürgerkriege, die Auflehnung der Fürsten gegen die Kaiser angestiftet oder genährt hätten, und welche noch immer Verwirrung und Uneinigkeit in Deutschland aussäeten, so begreift man, wie, auch abgesehen von dem Einfluß der religiösen Bewegung, seine Werke eine so antirömische Färbung erhielten.

Mit sichtlicher Sorgfalt und Vorliebe hat Aventin daher die Geschichte Heinrich's des IV. und des V., Friedrich's II. und Ludwig's des Bayern behandelt, also die Zeit der großen Kämpfe des Reiches und der Kaiser mit dem Papstthum. Hier steht er, wie Cato, auf Seite der Besiegten, der Deutschen und ihrer Kaiser. Und nicht nur dieß: bei all seiner Vorsicht und Zurückhaltung ist doch klar, daß er in den Päpsten die schlimmsten Schädiger, die gefährlichsten und unversöhnlichsten Feinde des Reiches und der deutschen Nation sieht. Seit dem Tode Friedrich's II., sagt Aventin, hat die deutsche Nation nichts wahrhaft Großes und Edles mehr vollbracht. Und wenn er überhaupt den Kampf der Päpste gegen den letzten staufischen Kaiser als einen Krieg bezeichnet, der im

Grunde dem allzu mächtig und blühend gewordenen deutschen Reich gegolten habe, so hat spätere Forschung dieses Urtheil vielfach bestätigt. Er wußte, wer vor allen die schreckliche kaiserlose Zeit verschuldet habe, und welche unersetzlichen Güter damals den Deutschen verloren gegangen seien. Es sind besonders die beiden schon erwähnten Reden, in denen er seine Ansicht über das Papstthum und dessen Verhalten gegen Deutschland ausgesprochen hat. Nebstdem kehren die Bemerkungen, wie verderblich und zerrüttend Roms Einwirkungen auf Deutschland gewesen seien, an vielen Stellen wieder. Weit entfernt, in dem Investiturstreit und dem ganzen Verfahren Gregor's VII. und seiner Anhänger eine echt reformatorische Bewegung zu sehen, fällt Aventin ein ungemildertes Verwerfungsurtheil darüber, und wir können nicht umhin, dieß in seiner Zeit und Lage vollkommen natürlich zu finden. Denn einmal wußte er, daß damals durch päpstlichen Einfluß die Regel der Erbfolge im Königthum gebrochen, die Willkürwahl zum Princip erhoben, und hiemit der Verfall des Reiches eingeleitet war, der nur noch verzögert, nicht aber mehr abgewendet werden konnte. Sodann empörte ihn, daß der Kampf begonnen und durchgeführt ward mit dem Feldgeschrei: nieder mit der Simonie der Laien! — das Endergebniß aber die zu seiner Zeit in voller Blüthe stehende Simonie des Klerus von oben bis unten war. Und endlich konnte er nicht verkennen, daß die durch Hildebrand und seine Nachfolger tumultuarisch erzwungene Ehelosigkeit eines so weit über alles Bedürfniß hinaus vervielfältigten, reich dotirten und größtentheils in üppigem Müßiggange dahin lebenden Standes nothwendig zu jenem Uebermaß kaum mehr verhüllter Sittenlosigkeit geführt hatte, wie sie damals Jedermann vor Augen sah. Hier ist nun der Wiederhall der damaligen öffentlichen Meinung und das specielle Ergebniß der Studien Aventin's zu unterscheiden. Thatsache ist, daß in den Jahren, in welche die Composition der Aventin'schen Schriften fällt, eine Rom feindliche Stimmung in allen Ständen, am meisten im Bürger- und im Gelehrtenstande, aber auch selbst im Klerus

weit verbreitet war. Erasmus bezeugt es schon im Jahre 1518, desgleichen König Ferdinand in einer für seinen Bruder, den Kaiser, bestimmten Denkschrift im Jahre 1524; und wenige Jahre nach Aventin's Tode schreibt der päpstliche Legat Cardinal Cervino (nachher Papst Marcellus II.): die allgemeine Abwendung des deutschen Volkes vom päpstlichen Stuhl erfülle ihn wahrhaft mit Schrecken.* Dann sind die persönlichen Eindrücke, welche Aventin in Italien empfing, hiefür in Anschlag zu bringen; als Begleiter eines zum geistlichen Stande bestimmten Prinzen waren ihm tiefere Blicke in die dortigen Zustände vergönnt. Das, was uns schon die Namen der Päpste von Paul dem II. bis Clemens dem VII. sagen, sah und vernahm er an Ort und Stelle. In Paris hatte er wiederum Gelegenheit, die Ansicht der Franzosen von dem päpstlichen Hofe kennen zu lernen, und wie diese lautete, mag man, um nur einen Zeugen zu nennen, aus den Aeußerungen des Bischofs Duchatel von Orleans entnehmen.**

Hie und da verleitet ihn seine dem Papstthum so abgeneigte Anschauung freilich auch zu Unbilligkeiten, z. B. wenn er die Ermordung des Herzogs Ludwig des Kelheimers im Jahre 1231, zwar nicht in den Annalen — wo er sie durch einen Wahnsinnigen geschehen läßt —, wohl aber in der späteren Chronik, der päpstlichen Partei zur Last legt, was nach der thatsächlichen Stellung des Herzogs zu Papst und Kaiser undenkbar ist.

Unser Urtheil darüber mildert sich jedoch durch die Erwägung, daß er, und zwar er allein, die Notizbücher Albrecht's

---

* Relatio legationis Cardinalis de Nicastro, in den Anecdota litteraria, Romae 1773, I, 143 ff. Früher, sagt Cervino, hätten die Päpste sich der Völker bedient, um die Fürsten zu bezwingen, jetzt aber sei es dahin gekommen, daß die Masse der Nation feindlich gegen Rom gesinnt sei, und, einige wenige Gutdenkende ausgenommen, jene Minderzahl, die noch äußerlich festhalte, nur durch die Furcht vor ihren Fürsten dazu bestimmt werde. So stand es im J. 1540.

** Petri Castellani Vita, auctore Petro Gallandio, ed. Baluzius, Paris 1674, p. 67, 88, 89.

von Possemünster gelesen und ausgezogen und aus denselben den Eindruck empfangen hatte, den er in einer Note seines Nachlasses äußert: „Es verdroß mich zu lesen, was sich jene Füchse und reißenden Thiere nicht scheuten zu vollbringen."

Manches hat indeß Aventin mehr dunkel geahnt als klar erkannt. Mehrere wesentliche Bestandtheile des Prozesses, aus welchem die ihm gegenwärtige Mißgestaltung der Kirche hervorgegangen war, konnte er nicht überblicken, da so viele dahin gehörige Thatsachen damals noch unbekannt, der größere Theil der Quellen, aus denen wir jetzt unser Wissen von diesen Dingen schöpfen, noch verschlossen war. Bezüglich der unter Hildebrand begonnenen kirchlichen Umwälzung äußert er, er schäme sich aus christlicher Bescheidenheit die Fälschungen näher anzugeben, auf die man sich dabei berufen habe. Damit hat er nicht etwa die isidorischen Decretalen gemeint, deren Unechtheit zu seiner Zeit noch nicht erkannt war, sondern gewisse in den Briefen Gregor's VII. und in den Schriften der Gregorianer enthaltene Behauptungen, von deren Falschheit seine Kenntniß älterer Denkmale und seine kritische Einsicht ihn überzeugt hatten. Daß die alte kirchliche Ordnung durch ein neues, arglistig und trügerisch geschaffenes kanonisches Recht verdrängt sei, daß das nun herrschende System auf einer durch nahezu tausend Jahre sich fortziehenden Kette von Erdichtungen und Fälschungen ruhe, davon hatte er, wie einzelne Aeußerungen andeuten, eine dunkle Ahnung, aber den rechten Zusammenhang der Dinge konnte er nicht erkennen. Von Gratian's Decret, einem Werke, das die volle Umgestaltung der Kirche zur absoluten Monarchie theils bewirkt, theils befestigt hat, sagt er wohl, dasselbe habe das kanonische Recht „zerfetzt und verwirrt" — was freilich nur ein blasser Wiederschein des wirklichen Sachverhalts ist. Wenn er endlich behauptet, Karl IV. habe das Kaiserthum erst für sich, dann für seinen Sohn Wenzel von den Wahlfürsten erkauft, und damit ein neues, bisher unerhörtes und sehr schlimmes Beispiel gegeben, so wußte er nicht — konnte es freilich auch noch nicht wissen —, daß schon seit der Mitte des dreizehnten

Jahrhunderts diese Käuflichkeit der Kurfürsten zur Regel geworden war.

Aventin ist wegen der Bitterkeit der Ausdrücke, mit denen er von dem Klerus redet, von einem seiner Biographen heftig getadelt worden. Man hat ihm Rachsucht und tolle Wuth vorgeworfen, sogar von Gift und Lüge geredet.* Es ist wahr, nicht selten spricht herber Grimm aus ihm und er wählt die stärksten Worte, welche die Sprache ihm darbietet. Von den Fürsten z. B. sagt er einmal, sie seien eigennützige Geldnarren und Finanzer, nur mit Jagd und Spiel beschäftigt. Seine Aeußerungen über den Klerus sind indeß nicht schärfer, als die seiner Zeitgenossen in und außer Deutschland, und jedes seiner Worte ließe sich leicht mit gleichlautenden Stimmen aus denselben Jahren hundertfach belegen. Bald in Spott und Hohn, bald in Zorn und Unwillen werden überall gegen den Klerus die gleichen Anklagen erhoben, denen Aventin Worte leiht, und die, wie er versichert, als Sprichwörter im Munde des Volkes umgingen. Vor allen sind es die Glieder dieses Standes selbst, gerade auch in Bayern, welche der Wahrheit der Aventin'schen Schilderungen reichlich Zeugniß geben. Auch ist hier noch zu beachten, daß gerade nach der Seite der Invective und der Satire hin die deutsche Sprache damals ungemein ausgebildet war, offenbar weil die Neigung dazu im Zeitalter lag. Die Schriften von Sebastian Brant, Geiler von Kaisersberg, Pauli, Hutten, Eberlin bezeugen es.

Mit seiner hie und da energisch geäußerten Ansicht, daß die schwerste Verantwortung für den elenden Zustand der Kirche und die Entartung des Klerus die päpstliche Curie treffe, stand Aventin keineswegs vereinzelt. Hatte doch, während er an den letzten Büchern seiner Annalen schrieb, Papst Hadrian VI. selber offen den Deutschen zugestanden, daß das allgemeine Verderben der Kirche hauptsächlich vom päpstlichen Stuhle ausgegangen sei.

* Wiedemann, S. 192.

Gleiches bezeugten in seiner nächsten Nähe der Bischof Berthold von Chiemsee, der Verfasser des Buches: „die Last der Kirche", und der Augsburger Priester Aytinger im Jahre 1496. Erhob sich doch auch in jenen Tagen selbst unter den eifrigsten Vertheidigern des bestehenden Kirchenwesens nicht eine einzige irgend gewichtige Stimme, welche die offenkundige Thatsache in Abrede gestellt hätte, daß der Sitz aller Mißbräuche und religiösen Entartungen in Rom sei. Das war es eben, was in jenen Jahren die allgemeine Erbitterung so stark erregte, die Begierde nach kirchlichen Neugestaltungen so heftig entzündete, daß einerseits die römische Kirche noch immer die allein nachahmungswürdige Musterkirche für alle anderen zu sein vorgab, daß sie aber zugleich, durch ihren Einfluß und ihre Unterjochung des ganzen kirchlichen Lebens, die Corruption überall hingetragen und unheilbar gemacht hatte. Hätte Aventin ein Jahr länger gelebt, er würde in der Denkschrift der von Paul III. beauftragten Cardinäle die officielle Bekräftigung seiner gegen Rom erhobenen Anklagen gelesen haben.

Wie stand es denn nun um Aventin's religiöse Ueberzeugung? War er innerlich Protestant oder hielt er fest an der alten Kirche? Darüber muß jeder, der seine Werke benützen will, sich ein Urtheil bilden.

Zur Klarheit einer innerlich zusammenhängenden und logisch haltbaren Anschauung über die Gegensätze der katholischen und der protestantischen Lehre hat es Aventin wohl nie gebracht. In seinen Werken stoßen wir auf viele vom Standpunkt der mittelalterlichen Kirche aus gedachte Stellen, bei welchen eine bloße Accommodation anzunehmen kaum zulässig ist. Befanden sich doch in jener Uebergangszeit Tausende in gleicher Lage, ungewiß, was und wem zu glauben sei, und wenn die einen diesen Zustand leichter ertrugen, sich mit dem Gedanken tröstend, daß doch die in den beiden ältesten Bekenntnissen enthaltenen christlichen Hauptlehren noch immer ein die Geister umschlingendes Glaubensband bildeten, so sehen wir dagegen andere in banger Sorge und in dem peinigenden Gefühl, alle Glaubensicherheit eingebüßt zu haben, sich ab-

quälen. Wir stoßen auf eine zahlreiche Klasse von sogenannten Exspectanten, welche, eingedenk der großen reformatorischen Concilien des vorigen Jahrhunderts, zuwarten und im Zweifel fortleben wollten, bis ein freies Concil, das freilich nie kam, alle Streitpunkte entschieden haben werde. Es befanden sich in jenen Jahren in Passau zwei Geistliche, der Domdechant Rupert von Mosham und Philonius Dugo, ein Gesellschafter des Bischofs von Passau, deren Schriften eine gewisse Verwandtschaft mit Aventin's Gedanken zeigen; beide wollten auch zwischen den Anhängern der alten und denen der neuen Lehre eine mittlere Stellung einnehmen.

In seiner Jugend fromm und gläubig der Kirche hingegeben, war Aventin in Paris ein Schüler des berühmten Lefevre von Etaples geworden; dieser hatte ihn in das Studium des Neuen Testaments eingeführt. Lefevre selbst blieb bis zu seinem Tode ein Glied der alten Kirche, aber aus seiner Schule gingen mehrere der Reformatoren hervor. In Deutschland gehörten einzelne Führer der Reformation, wie Urban Rhegius, Althamer, Spalatin, Osiander, zu Aventin's Freunden, und er selber neigte sich immer mehr der von Wittenberg verkündeten Lehre zu, wie denn in jenen Jahren die große Mehrzahl der Denkenden und Gebildeten in der Laienwelt auf derselben Seite stand. Allzusehr war die ganze Bewegung aus dem innersten Leben und Bewußtsein der deutschen Nation entsprungen. Und so geschah es auch, daß sie mit unwiderstehlicher Macht alsbald alle in Deutschland vorhandenen Kräfte sich dienstbar machte, alles Wissen und jede Geistesthätigkeit für die eine große Aufgabe der Kirchen-Erneuerung in Anspruch nahm — ein Zustand, der mit der Zeit freilich zu einer einseitigen und drückenden Herrschaft der Theologie, zu einem krankhaften Uebergewicht der dogmatischen Fragen führte. Welchen Einfluß Aventin's historische Studien auf seine religiöse Ueberzeugung hatten, deutet er selber an: in seiner begeisterten Schilderung der Vorzüge, welche die Geschichte gewähre, rechnet er es zu besonderem Gewinn, daß sie den „Ungläubigen den

Glauben wiederschaffe", insofern sie nämlich denen, welche durch das vor ihrer Augen stehende Zerrbild von Religion und Kirche am Christenthum irre geworden, die edlere, ursprüngliche Gestalt der Kirche in den ersten Jahrhunderten vorführe, und sie also das ihnen Anstößige als späte Entartung erkennen lasse. Er ist denn auch durchweg sichtlich beflissen, in seiner Chronik den Contrast zwischen den altkirchlichen Sitten und Einrichtungen und den Zuständen und Mißbräuchen der letzten Zeiten grell hervortreten zu lassen.

Dieß war nun nicht gefahrlos für ihn. Schon im Jahre 1523 hatte Herzog Wilhelm von Bayern dem Papste seinen Eifer in Ausrottung der neuen Lehre, selbst durch Todesstrafen, als hohes Verdienst anpreisen lassen, für welches mancherlei Privilegien ihm zu verleihen gezieme. Als bald nachher die Wiedertäuferlehre sich mit reißender Schnelligkeit über ganz Süddeutschland verbreitete und das Volk in Stadt und Land schaarenweise ihr zufiel, da erging von demselben Herzog der fürchterliche Befehl: „Wer widerruft, wird geköpft, wer nicht widerruft, wird verbrannt" — und so geschah es. Aventin selbst traf eine, übrigens durch seinen Beschützer, den Kanzler Eck, bald wieder aufgehobene Kerkerhaft* — „des Evangeliums wegen", wie er selber sagt. Da wandte er sich im Jahre 1529 an Melanchthon, um wo möglich eine Stellung in Wittenberg zu erlangen; dieser aber benahm ihm die Aussicht dazu. Wäre diese Uebersiedlung nach Sachsen zu Stande gekommen, dann würde freilich manches in Aventin's Werken stehen, was jetzt nicht darin steht, anderes, was er nur angedeutet hat oder errathen läßt, klar und unverhüllt herausgesagt sein. Er hat z. B. vermieden, sich über Huß und Hieronymus von Prag zu äußern, aber später berichtet er die Verbrennung zweier deutscher Priester wegen hussitischer Lehren, — Ratgeb und Grünsleder in Regensburg — und legt ihnen seine eigne Ansicht in den Mund, daß die beiden böhmischen Theologen

* Schreiben an Dr. Eck in Rom, s. Wiedemann's Joh. Eck, S. 666.

zu Konstanz, nicht wegen wirklicher Irrlehren, sondern um ihrer Rüge der Kirchen-Verderbniß willen den Tod erlitten hätten. So erörtert er auch in der Existenzfrage des Papstthums, — ob Petrus nach Rom gekommen sei? — das Für und Wider mit Sachkenntniß, lehnt aber dann die Kundgebung seiner eigenen Meinung mit den hypokritischen Worten ab: „Ich will mit keinem darum reifen (streiten), es gilt mir gleich.“ So verlebte er denn in vorsichtiger Zurückhaltung die letzten Jahre in Bayern. In seinen Schriften hat er Luther's, Melanchthon's und anderer Reformatoren Namen, auch Hutten, zu nennen vermieden, nur den Erasmus hat er hoch erhoben als einen der größten Wohlthäter der Christenheit. Mit diesem Manne hat er wohl auch in vielen, vielleicht in den meisten Fragen übereinstimmend gedacht. Mit dem Gedanken, daß die Reformation zu einer völligen und bleibenden Trennung, zu der feindlichen Gegenüberstellung zweier Kirchen führen würde, hat er sich ohne Zweifel nicht vertraut gemacht; zur Zeit seines Todes und noch einige Zeit nachher war dieser Gedanke selbst den Häuptern und Führern der Bewegung, wie man aus Aeußerungen des Melanchthon und des Camerarius sieht, fremd und kaum faßbar. Gleich den meisten seiner Zeitgenossen nahm er die Hoffnung mit in's Grab, daß die Reformation durchdringen und sein geliebtes Deutschland von dem Unheil einer dauernden Kirchenspaltung verschont werden möchte. Es ist anders gekommen. Am wenigsten wohl mochte er das Schicksal, welches seinem engeren Vaterlande, Bayern, bevorstand, vorausgesehen haben.

In Aventin's Zeit war Bayern in Geistesthätigkeit anderen deutschen Ländern ebenbürtig; nach seinem Tode trieb verstärkter Druck die Männer, die ihm in Bildung und Denkweise glichen, aus dem Lande, oder nöthigte sie zum Schweigen, und seit dem Jahre 1550 hörte Bayern für zwei Jahrhunderte auf, an dem geistigen Leben und Streben der deutschen Nation Antheil zu nehmen.

Die beiden Hauptwerke Aventin's liegen uns nur in sehr

mangelhaften, zum Theil unrichtigen Ausgaben vor. Selbst in der Gundling'schen Ausgabe der Annalen fehlen noch mehrere Stellen. Noch weit schlimmer steht es mit der doch als Sprachdenkmal so merkwürdigen Chronik. Erst wenn wir eine den Handschriften gemäße Ausgabe der Chronik besitzen werden, wird Aventin's Werth und hohe Bedeutung in unserer Literatur, sein Verdienst um Sprache und Geschichte der Deutschen, vollständig erkannt werden. Für Bayern ist die Herstellung einer guten Ausgabe Aventin's eine Ehrenschuld. Es gereicht mir zur Befriedigung, melden zu können, daß die kgl. Akademie Berathungen hierüber bereits gepflogen und ein vorbereitendes Comité sich dafür gebildet hat.*

* Seitdem ist die hier angekündigte neue Aventin-Ausgabe der kgl. Akademie bei Christian Kaiser in München, 1881—86, in 5 Bänden erschienen: Bd. I enthält die kleineren historischen und philologischen Schriften, hg. von K. v. Halm und Franz Munker, mit Aventin's Biographie von W. Vogt; Bd. II und III Annales ducum Boiariae, hg. von S. Riezler; Bd. IV und V „Bayerische Chronik“, hg. von Matth. v. Lexer, mit Glossar und Register von H. Stümper.

VII.

Einfluß der griechischen Literatur und Cultur auf die abendländische Welt im Mittelalter.*

Cultur und Literatur der Römer, welche neben dem Christenthum als Erziehungsmittel der modernen Völker gedient haben, entstammten der weit reicheren griechischen Civilisation. Man weiß, wie, seit dem sechsten Jahrhundert nach Erbauung der Stadt, Hellenen — Menschen und Bücher — in rasch wachsender Zahl in das zur Weltstadt sich erweiternde Rom einströmten. Zahlreiche griechische Sklaven und Freigelassene verbreiteten Kenntniß ihrer Sprache, auch ihrer Literatur, in den Häusern und Familien. Die Römer begannen Studienreisen nach den altberühmten Bildungsstätten von Hellas zu unternehmen. Der Einfluß des Handels, des diplomatischen Bedürfnisses im Verkehr mit den Ländern und Höfen des Ostens, trat hinzu.

So war es denn gerade im Augusteischen Zeitalter der römischen Geistesblüthe anerkannte Regel, daß in allen von den Römern adoptirten Gattungen der Literatur griechische Normen und Vorbilder zu studiren und nachzuahmen seien. Erst durch

* Festrede, gehalten am 28. März 1887, beim 128. Stiftungsfest der Münchener Akademie, — in deren neuen Festsaal. In den hier nicht wieder abgedruckten, einleitenden Worten der Rede war daher der Freude und dem Dank der Akademie über die Erlangung dieses ihrer würdigen Monumentes Ausdruck gegeben und auf die freundlich ermunternd von den Wänden herabschauenden Ahnenbilder, sowie auf die Denksprüche an der Decke des Saales hingewiesen. — Dieser und die nachfolgenden fünf Vorträge waren bisher nur in der „Allg. Ztg.", mehr oder minder vollständig, gedruckt.

den gestaltenden und bereichernden Einfluß der hellenischen Zunge erreichte die edle römische Sprache ihre Vollendung. Allgemeine Bewunderung, enthusiastische Aneignung, treue, oft allzu unfreie Nachahmung waren in der ersten Kaiserzeit an die Stelle des anfänglichen Hasses und Widerwillens gegen die fremde Sprache und Bücherwelt getreten. Die Sorge, daß das alte, echt römische Wesen in Sitte, Religion, Staatsleben dadurch zersetzt und einer unaufhaltsamen Auflösung zugeführt werde, war nicht verschwunden, aber sie vermochte dem immer mächtiger anschwellenden Strome nicht zu widerstehen. Die ganze Erziehung und Jugendbildung in Rom ward griechisch. Als gebildet galt nur, wer, wenn nicht mit hellenischer Literatur vertraut, doch davon gekostet hatte. Und in einem Reiche, wo die Mehrzahl der Bewohner griechisch redete, durfte man ohne diese Kenntniß auch nicht geschäftstüchtig und ämterfähig sich nennen.

Denn eine Weltsprache, oder vielmehr die damalige Weltsprache, war das Griechische seit Alexander's Eroberungen geworden. Die Weltgeschichte war seit drei Jahrhunderten in die Periode des Hellenismus eingetreten. Griechischer Geist war unter makedonischer Herrschaft die leitende Geistesmacht der Welt geworden. Die großen griechisch-redenden Städte des Orients waren zugleich die festen Burgen dieser Geistesmacht und die Schlachtfelder, auf denen für und gegen Meinungen und Systeme gestritten, die Laboratorien, in denen die wissenschaftliche Methode fortgepflanzt, Entdeckungen gemacht, literarische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte erheischten, gefördert wurden. So Antiochia am Orontes, wo syrischer und hellenischer Geist sich vermählten; so vor allen Alexandria. Unter der freigebigen Pflege der Könige aus dem Hause der Ptolemäer bildete sich hier der erste einer modernen Akademie ähnliche Gelehrten-Verein, das Museum, in freiem Genusse der größten Bibliothek der damaligen Welt. Hier zuerst erblühte kritisches Studium der Sprache, sorgte man für correcte Texte der Classiker, vor allen Homer's. Das Alterthum ward erforscht, eine universelle Bildung zum ersten

Male begründet. Grundlagen für die Wissenschaften wurden gelegt, welche uns noch heute geistige Nahrung gewähren, und auf denen wir immer noch fortbauen. Gelehrte oder Bildung Suchende der verschiedensten Nationen strömten in der prächtigen, genußreichen Stadt zusammen, alle sich beugend dem hellenischen Genius. Was Paris im 18. Jahrhundert, war damals Alexandria.

Während der Blüthezeit der ägyptischen Weltstadt — vom dritten Jahrhundert vor Christus bis zum Schlusse des zweiten nach Christus — schien der alte Ruhm und Glanz Athens fast erloschen. Doch erhob es sich wieder in der Kaiserzeit, eben durch die Gunst der römischen Herrscher und Großen, und blieb noch fünf Jahrhunderte lang die vornehmste Pflegestätte der Philosophie, welche kein gebildeter Römer unbesucht ließ. Doch der wahre Mittelpunkt der Welt, die nicht bloß politische, sondern auch geistige Metropolis war seit dem Zerfall der Republik und in der früheren Kaiserzeit immer Rom. Hier war das Herz des großen Reiches, welches alle Richtungen und Strebeziele des Menschengeistes anzog und wieder ausströmte. Hier wuchs denn auch die griechische Einwanderung immer mächtiger an. Fortwährend wurden die Bande, welche beide Nationalitäten an einander knüpften, enger und stärker, und ließ sich alles zu einer allmählichen Verschmelzung an. Es war ein Wettkampf, ein geistiges Ringen, aus welchem die Griechen als Sieger hervorgingen, doch so, daß die Ueberwundenen selber sich neidlos dieses Sieges freuten. Denn beide Theile gaben und empfingen: die Griechen konnten nicht umhin, das feste Gefüge dieses Weltstaates, im Vergleich mit der politischen Unbehülflichkeit und Anarchie ihrer ehemaligen kleinen Republiken, zu bewundern, wie schon Polybius es that; die Römer aber erkannten, daß eben dieses, nur durch Eroberung aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengekittete Reich einer Seele, eines gemeinsamen Geisteslebens, einer Ergänzung bedürfe, für welche weder ihre Sprache sich eignete, noch ihre Literatur ausreichte, welche nur die universal gewordene hellenische Cultur gewähren konnte.

In Rom selbst drangen die Griechen, weit entfernt sich, gleich den Juden, national abzuschließen oder überhaupt nur eine nähere Verbindung unter einander einzugehen, bald in alle Lebensstellungen ein. Sie waren so beweglich, so gewandt und erfinderisch, sie wußten sich so nützlich und unentbehrlich zu machen. Zahllose griechische Sklaven lebten in den Familien und wurden, wenn gebildet, mit erstaunlich hohen Preisen bezahlt. Mochten die Römer auch spotten über diese glatten, durch die Noth zu stetem Berufswechsel getriebenen Abenteurer, — im Großen und Ganzen war der griechische Einfluß in Rom ein wohlthätiger: er diente die römische Härte zu mildern, den römischen Uebermuth zu beschränken, dem Leben der Vornehmen und Reichen einen edleren Inhalt zu geben. Es war unvermeidlich, daß der Umgang mit den Griechen in Rom neue Begriffe erweckte, welche nur sie einzugliedern, neue Interessen, denen nur sie zu genügen vermochten. Man nimmt dieß an der Heilkunde wahr, die fünf Jahrhunderte lang in Rom unbekannt blieb. Man behalf sich mit Hausmitteln und Beschwörungsformeln, während Griechenland schon längst seine hippokratische Schule hatte. Wagte doch erst unter Tiberius ein Römer, Celsus, über Medicin, natürlich ganz nach griechischen Mustern, zu schreiben.

Erst die Griechen waren es, welche den Römern Neigung und Fähigkeit verliehen, ihr eigenes nationales Alterthum und die Natur und Geschichte ihrer eigenen Sprache zu erforschen. Und wenn der Vater der römischen Poesie, der ganz griechisch gebildete und durch Uebersetzungen aus dem Griechischen geschulte Ennius, in sein großes nationales Werk der Annalen die pythagoräischen und stoischen Lehren von der Weltseele und den Dämonen einwob, so kam dieß für die denkenden Römer einer Nöthigung gleich, sich nun auch mit diesen Systemen bekannt zu machen, obwohl philosophische Speculation für dieses praktische, phantasielose Volk sonst wenig Anziehungskraft besaß. Aber der begonnene und unaufhaltsam fortschreitende Zerfall der Staatsreligion, welcher freilich auch ohne jede Berührung mit der Philosophie eingetreten

wäre, ließ den Römern keine Wahl mehr. Wenn das stoische System als Ersatz, als moralische Lebensstütze ihnen zusagte, mußten sie auch mit der physikalischen Seite dieser Doctrin sich befreunden, mochten sie nachher immerhin diese skeptisch bei Seite schieben, wie es häufig geschah. Zudem hatten nachgerade alle philosophischen Schulen ihre Vertreter in der Stadt. Und bald wurden die Kaiser selbst zu griechisch denkenden Philosophen. Hadrian, der selbst äußerlich durch Tragen des Bartes als zünftiger Philosoph erschien, stellte praktisch in seinem Leben und Streben die Ansichten dar, welche sein Zeitgenosse Plutarch theoretisch entwickelte; platonischer Monotheismus sollte als höheres Wissen und reinigendes Princip neben den Volksreligionen stehen, welche erhalten, versöhnt und wenigstens theilweise, zur Ergänzung ihrer Einseitigkeiten und zur wechselseitigen Correctur, verschmolzen werden sollten.

Doch die rechte Erbin der in diesen religiösen Bestrebungen enthaltenen Wahrheit war bereits geboren, und, wie unscheinbar und niedrig sie auch bisher aufgetreten, mit allen zu ihrem Beruf als künftige Weltmacht erforderlichen Gaben war sie ausgerüstet.

Wir haben bisher nur der altclassischen Sprache und Literatur der Griechen gedacht. Aber seit dem zweiten Jahrhundert vor Christus trat ein neues Element hinzu, welches bald von unermeßlicher Bedeutung wurde und mit immer steigender Macht in den Gang der Weltgeschichte eingriff. Die Juden, theils durch politische Schicksalsschläge, theils durch Handelsgeist und Wanderlust aus ihren engen, auch der Volkszahl nicht mehr genügenden Landesgrenzen herausgeführt, verbreiteten sich über das ganze römische sowohl als über das parthische Reich. Sie fühlten sich bald heimisch in ihren neuen Wohnsitzen, und eigneten sich gern die gemeinsame Weltsprache an, welche eben erst ihren Siegeszug bis an den Indus und nach Baktrien hinein angetreten hatte. War doch die griechische Sprache im Vergleich mit dem dürftigen, unbehülflichen syro-chaldäischen Dialekt Palästinas ein so viel reicheres und feineres Idiom, ja das vollkommenste Gedanken-

werkzeug, welches der Menschengeist sich je geschaffen hat. Demnach bildete sich jetzt eine eigene griechisch-jüdische, zum Theil ihren Ursprung verhüllende Literatur. Ihr Hauptsitz war in Alexandria, ihre Erzeugnisse aber verbreiteten sich, soweit die griechische Zunge reichte. Alle sollten der Ehre der jüdischen Religion und der Fortpflanzung ihrer Lehre dienen, sollten jene in der heidnischen Welt erwachte und fortwährend anwachsende monotheistische Strömung fördern helfen. Die alexandrinische Uebersetzung des Alten Testaments, die Schriften des platonisirenden Juden Philo und die Schriften des Neuen Testaments — drei innig verwandte Sammlungen — bilden den Grundstock dieses hellenistischen Schriftthums. Ein Licht der Heiden zu sein, heidnischen, für ihn so abstoßenden Brauch und Sitte zu rügen, hielt jeder Jude für seinen Beruf. Dadurch entstand eine eigene pseudonyme Gattung von Schriften und Bruchstücken, die den berühmtesten griechischen Dichtern oder auch den römischen Prophetinnen, den Sibyllen, zugeschrieben wurden. Alle mußten die Einheit Gottes, die Nichtigkeit des Götzendienstes, auch drohende Strafgerichte verkündigen.

Derartiges Erdichten und Interpoliren erregte damals keine Gewissensbedenken, man beruhigte sich mit der guten, das Mittel heiligenden Absicht. Die Neu-Pythagoräer thaten dasselbe, wie unter anderm die orphischen Dichtungen beweisen.

Anderseits aber fühlten die Juden der Diaspora sich mächtig angezogen von der religiös-philosophischen Bewegung des Zeitalters; auch sie wollten Antheil nehmen an dem die nationalen Schranken überwindenden Weltbürgerthum, wie es die griechischen Denker lehrten. So behaupteten sie denn unbedenklich: der Mosaismus sei die Quelle aller religiösen und sittlichen in den griechischen Systemen enthaltenen Wahrheit; Pythagoras, Plato und andere Weise hätten gerade ihre besten Gedanken aus den jüdischen Religionsbüchern geschöpft. Wenn sie damals zahlreiche Proselyten aus der heidnischen Welt an sich zogen, so bestärkten solche Erfolge sie in dem Streben, den Mosaismus mit den Ergebnissen der griechischen Speculation zu schmücken und zu bereichern, und

so auch die gebildeten Kreise zu sich herüberzuziehen. Fühlten sie doch selber, daß die griechischen Denker auf dem moralischen Gebiete einen Reichthum von ewig geltenden Wahrheiten entwickelt hatten, welche man in ihren Religionsbüchern vergeblich gesucht hätte.

Aus dieser Atmosphäre erhob sich das Christenthum. Binnen wenigen Decennien hatte es in allen ansehnlichen Städten des Orients, Kleinasiens, Griechenlands, Aegyptens, bis nach Rom hin, seine Gemeinden gepflanzt. In allen herrschte die griechische Sprache. Liturgie, Predigt, die Anfänge einer eigenen Literatur — alles war griechisch. So war es selbst in Rom bis tief in's dritte Jahrhundert hinein. Was von dort an Schriftstücken ausging, war griechisch. Erst um das Jahr 250 erschien die erste in Rom lateinisch verfaßte Schrift von dem Presbyter Novatian. Aber noch im Anfang des vierten Jahrhunderts schrieb der römische Bischof Sylvester eine gegen die Juden gerichtete Streitschrift griechisch. Zeigt doch auch die römische Liturgie noch heute in bekannten Formeln, daß sie einst griechisch gewesen sei.

Erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts begann der Afrikaner Tertullian mit der lateinischen Sprache zu ringen, um sie zu einem für den Ausdruck christlicher Ideen geeigneten Organ zu machen. Es ist ein Kampf, wie der des Reiters mit einem ungeberdigen Rosse, dem wir beiwohnen, indem wir seine dogmatischen Schriften lesen. Aber auch bei ihm ist die Substanz der Doctrin noch ganz griechisch, und so ist es in der Kirche lateinischer Zunge geblieben bis zum Ende des vierten Jahrhunderts. Hilarius, Ambrosius, selbst noch Hieronymus sind für den lateinischen Westen im Wesentlichen Vermittler, Interpreten griechischer Philosophie und Theologie. Erst mit Augustinus beginnt eine theilweise originale und selbstständige lateinische Wissenschaft. Theilweise, sage ich, — denn auch seine Schriften sind noch reichlich von griechischen Bestandtheilen, griechischem Wissensstoff durchzogen. Nur in langsamer Entwicklung ist das specifisch lateinische Element in dem afrikanischen Kirchenvater zur Alleinherrschaft in der abendländischen Christenheit gelangt, welche dann, theils aus selbstgenügsamer Gleich-

gültigkeit, theils aus Unkenntniß, gegen spätere Einflüsse des Hellenismus sich dermaßen abschloß, daß die alte Einheit und Harmonie nie wieder hergestellt werden konnte.

Ist doch auch das ganze Bibelstudium der Lateiner nur Nachhall und Copie der griechischen Vorarbeiten. Origenes ist der Vater der Exegese auch für das Abendland. Die jüngere, nach langem Schweigen wiedererwachte Bibelauslegung des achten und neunten Jahrhunderts, wie sie in den Schriften des Beda, des Rhabanus, des Walafried Strabo und späterer vorliegt, ist wieder nur Compilation aus den Werken der Vorgänger, so daß das ganze Mittelalter in dem wichtigsten Gebiete seiner gelehrten Thätigkeit doch vorzugsweise von griechischer Geistesnahrung, trotz ihrer argen Mängel und dunklen Schattenseiten, gelebt hat.

Hier stehen wir vor einer welthistorischen Thatsache von unermeßlicher, auch heute noch wohl zu erwägender und klar zu stellender Bedeutung. Unsere ganze moderne Civilisation und Bildung ist aus griechischer Quelle geflossen. Aus der Vermählung des altclassischen Griechenthums mit dem hellenisirten Judenthum sind wir geistig entsprossen. Griechen und Israeliten — ein schärferer Gegensatz, ein schrofferes gegenseitiges Sichabstoßen konnte, so scheint es auf den ersten Blick, kaum gedacht werden. Und doch fehlte es nicht an verwandtschaftlichen Zügen. Beide waren, so zu sagen, Prätendenten der Weltherrschaft. Daß die Hellenen berufen seien, über alle Völker der Erde zu herrschen, hatte Aristoteles seinem Zögling Alexander eingeprägt. Daß der Mann bald erscheinen werde, der Israel zum Sieg über die Römer und zur Herrschaft über die Heidenwelt führen werde, war die messianische Hoffnung der Juden. Diese Ansprüche fanden nun im Christenthum ihre Correctur und versöhnende Verwirklichung. Und auch darin glichen sich beide Völker, daß ihr ganzes nationales Dasein von religiösen Ideen getragen, mit religiösen Interessen innig verknüpft war. Bei den Juden ist dieß ohnehin evident; daß es auch von den Griechen gelte, wird man zugestehen, wenn man die hohe nationale Bedeutung der Mysterien-Institute erwägt, und

beachtet, daß der Streit und die Auseinandersetzung zwischen Philosophie und Volksreligion, die fortschreitende Auflösung des Götterwesens, des Glaubens an sie sowie der ihnen gewidmeten Culte, den Hauptinhalt der griechischen Geschichte seit Alexander bildet.

Wenden wir uns nun dem Zeitalter der Religionsmischung und des auf- und abwogenden Kampfes zwischen heidnischem und christlichem Hellenismus zu, um die griechischen Einflüsse auf die abendländische Welt ermessen und unterscheiden zu können!

Bekannt ist, daß der Uebertritt zum Christenthum nur zum geringsten Theile durch freie Wahl, zum größeren durch Zwang und durch alle die Mittel der Furcht und Gunst erfolgte, durch welche schrankenlose Herrscher den Sieg eines Bekenntnisses durchzusetzen vermögen. Beim Regierungsantritt Constantin's betrug, nach der wahrscheinlichsten Rechnung, die Zahl der Christen im Orient ein Zwölftel, im Occident ein Fünfzehntel. Die Zwangs- und Strafgesetze der christlichen Kaiser folgten einander zwei Jahrhunderte lang in immer wuchtigeren Schlägen. Damit ergibt sich von selbst die Thatsache, daß eine Masse von heidnischen Vorstellungen und Bräuchen in die christliche Kirche hineingetragen wurde. Wenn die Gottheiten, deren viele bloße Abstractionen und personificirte Begriffe waren, sich auflösten oder zu bösen Dämonen wurden, so haftete in den Gemüthern um so zäher der Glaube an die Magie des Wortes, der Formeln, der Ceremonien.

Im Jahre 161 bestieg in der Person des besten unter den Imperatoren, des Marcus Aurelius, die hellenische Philosophie selbst den Kaiserthron. Marc Aurel war, seinem ganzen Wesen, Denken und Wollen nach, mehr Grieche als Römer, mehr Philosoph als Herrscher. Von Philosophen begleitet, zog er in den Krieg; im Feldlager schrieb er in griechischer Sprache eines der merkwürdigsten Bücher, seine Selbstbetrachtungen, die gereifte Geistesfrucht eines in strenger Selbstzucht groß, edel und opferwillig gewordenen Charakters. Das war die Zeit, in welcher das spätere Hellenenthum in vollstem Glanze strahlte, aber es war nur ein kurzer

Sonnenschein, denn unter den späteren Soldatenkaisern, in den Bürgerkriegen und gehäuften Unglücksschlägen, kannten Staat und Individuen nur noch das eine Interesse der Selbsterhaltung. Damit verschwand die griechische Ueberlegenheit, welche nur in längerem Friedensstande und unter einer persönliche Sicherheit gewährenden Staatsordnung sich hätte behaupten können. Die schönere, reichere Sprache ward zum entbehrlichen, selbst lästigen Luxusartikel, die lateinische dagegen, jetzt die Sprache des Nothstandes, der Verarmung und Beschränkung, ward wieder herrschend. Schon im Anfang des fünften Jahrhunderts konnte der römische Bischof einmal Niemanden mehr in Rom finden, der ein griechisches Schreiben hätte abfassen können.

Rom war binnen fünfzig Jahren dreimal geplündert und verwüstet worden. Von den 29 öffentlichen Bibliotheken, welche noch im vierten Jahrhundert in der Stadt bestanden, war seit dem Jahre 450 wohl keine einzige mehr übrig. Wenn später nach griechischen Werken in Rom Nachfrage gehalten wurde, hieß es fast immer, sie seien nicht aufzufinden. Damit war also die Brücke abgebrochen, über welche bisher griechische Literatur nach dem Westen und Nordwesten gelangt war. Das blieb nun so ein ganzes Jahrtausend hindurch. Auch die zeitweilige Herrschaft der griechischen Kaiser, Justinian's und seiner Nachfolger, änderte hierin nichts. Man wähnte in Rom, Kenntniß des Griechischen sei sehr wohl zu entbehren. Es wäre wohl zu jeder Zeit leicht gewesen, wenigstens einen gebildeten Griechen als Secretär zur Hand zu haben. Hie und da mag es auch vorgekommen sein. Aber man scheint es in Rom als Ehrenpunkt angesehen zu haben, nur lateinisch zu schreiben, denn in der großen Sammlung päpstlicher Schreiben vom 5. bis zum 15. Jahrhundert ist alles lateinisch.

Und hier mag denn auch bemerkt werden, daß nicht nur die griechische, sondern überhaupt alle wissenschaftliche Bildung und literarische Thätigkeit in dieser Metropole der christlichen Welt abgestorben war und sich vor dem Jahre 1500 nie wieder erhob. Es gab dort keine Gelehrtenschule, keine öffentliche Bibliothek. „Wir haben

eine Bibliothek aber keine Handschriften", schrieb Papst Martin I. im Jahre 649 dem Bischof Amandus. Noch gab es um das Jahr 787 einzelne Grammatiker und Arithmetiker in Rom, von denen Karl der Große einige mit nach dem Frankenreiche nahm. Denn zu dem dürftigen Begriffe Grammatik war in Italien das classische Studium entartet. Aber bald nahm wieder völlige Barbarei überhand, und die römische Gesellschaft stand an Bildung tief unter Frankreich und Deutschland. Zwar begegnen wir gegen Ende des neunten Jahrhunderts einem römischen Bibliothekar, Anastasius, der in Byzanz griechisch gelernt hatte; seine Uebersetzungen erlangten kirchliche Bedeutung, obgleich sie, wie dieß in jener Zeit der großen hierarchischen Fälschungen kaum anders zu erwarten, mit Absicht untreu waren. Dann, am Ende des zehnten Jahrhundert, trat in Rom der gelehrteste Mann seiner Zeit auf, Gerbert oder, als Papst, Sylvester II. Aber er hatte sein Wissen in Frankreich und Oberitalien erworben, hatte schon früher erklärt: in Rom sei Niemand, der literarische Bildung besitze (qui literas didicerit), und er stand denn auch in Rom allein. Fünfzig Jahre später vernehmen wir wieder aus dem Munde des streng päpstlich gesinnten Bischofs Bonizo: im ganzen römischen Klerus gebe es nicht e i n e n Menschen, der nicht entweder unwissend oder Simonist oder Concubinarius sei. Man schob die Schuld auf die Armuth, die den Geistlichen nicht gestatte, auswärtige Schulen zu besuchen. Die Armuth verschwand bald nachher für immer, aber mit dem Wohlstand, der bald zum Reichthum anwuchs, kamen keine Schulen. In neunhundert Jahren läßt sich kein wissenschaftliches Werk von einiger Bedeutung namhaft machen, das in Rom verfaßt wäre.

Im Laufe des fünften Jahrhunderts, in den Stürmen der Völkerwanderung, war auch in den südgallischen Städten, wie Marseille, Arles und Lyon, die griechische Gelehrsamkeit ausgestorben. In diesem Uebergange von dem Greisenalter des Römerreiches zum Knabenalter der neuen germanisch-romanischen Länder und Staaten schien dritthalb Jahrhunderte lang, bis um das Jahr

750, ein langsames Hinsterben aller Bildung sich unaufhaltsam zu vollziehen. Im Frankenreiche war das Latein als Volkssprache erloschen, es mußte wie eine todte Sprache erlernt werden. Daß es gleichwohl seine Herrschaft behauptete und demnach, da die neuen Mischsprachen noch im Werdeproceß begriffen waren, überhaupt Bücher geschrieben werden konnten, das verdankten die Völker einzig der Kirche, welche die römische Sprache als ihr gottesdienstliches und klerikales Idiom in Schutz und Pflege genommen hatte. Vom Griechischen konnte begreiflich nicht mehr oder noch nicht die Rede sein.

Hier stehen wir vor einer Thatsache, die uns, so viel sich auch zur Erklärung derselben anführen läßt, doch immer noch mit Verwunderung erfüllt. Nach den Zeiten des Hieronymus — also seit dem Jahre 420 — hat die abendländische Welt lateinischer Zunge dem Gebrauch und Studium des Neuen Testaments in seiner Grundsprache entsagt. Bis auf Roger Bacon (1260), also achthundert Jahre lang, fühlte Niemand den Drang, sich dieses Verständnißmittel, das uns jetzt unentbehrlich erscheint, zu verschaffen, die zahlreichen Dunkelheiten des lateinischen Textes durch den Originaltext aufzuhellen. In keiner Bibliothek eines Klosters oder Stiftes hat man jemals ein griechisches Neues Testament gesehen. Man wird sagen, dasselbe sei ja auch heute noch in den romanischen Ländern der Fall! Aber die Ursache dieses Phänomens kennen wir alle, — während im Mittelalter wirklich, wie massenhaft aufgehäufte Commentare bezeugen, ein glühender Eifer für das Bibelstudium herrschte.

Ich will an einigen Beispielen zeigen, wie unendlich folgenreich, sowohl durch Bejahen als durch Verneinen, die lange Entfremdung zwischen Griechenthum und Abendland geworden ist.

Man hat seit dem siebenten oder achten Jahrhundert, zuerst wohl in Italien, in dem lateinischen Text des ersten Johannes-Briefes (5, 7) eine dogmatische Stelle, welche, der griechischen Kirche stets völlig unbekannt, in allen Handschriften fehlt, auch in den älteren Handschriften lateinischer Uebersetzungen sich nicht

findet. Seit es eine biblische Kritik gibt, ist die Unechtheit der Stelle allgemein anerkannt; aber viele Jahrhunderte lang hat diese Fälschung den Text der lateinischen Bibel entstellt, und die abendländische Kirche vermag den Vorwurf nicht abzulehnen, daß, während die östliche Kirche ihre Bibel rein bewahrt hat, Sorglosigkeit und Unwissenheit der Abendländer eine derartige Interpolation des biblischen Textes haben geschehen lassen.

Ein anderes Beispiel bietet uns das kirchliche Verbot des Zinsennehmens. Verführt durch die unrichtige Uebersetzung der Stelle bei Lucas 6, 35 — nihil inde sperantes, statt nihil desperantes —, hat die abendländische Kirche in diesen Worten ein förmliches, von Christus erlassenes Verbot des Zinsnehmens zu finden gewähnt; ihre Häupter, vor allen Clemens V. mit der Kirchenversammlung von Vienne im Jahre 1311, haben ein göttlich geoffenbartes Dogma daraus gemacht. Daraus ist dann eine unübersehbare Verwirrung der Gewissen und des socialen wie des mercantilischen Verkehrs entstanden; der Laienwelt, vor allem dem Handelsstande, wurde ein Joch auferlegt, so drückend und quälerisch, wie das ganze Alterthum nichts ähnliches kennt.

Nur wenige Namen können als Träger dessen, was damals für Wissenschaft galt, genannt werden: Gregor von Tours im Frankenreiche, Isidor in Spanien, Aldhelm und Beda in England, Bonifatius in Deutschland. Isidor und Beda genossen das höchste Ansehen und ihre Schriften wurden am meisten gebraucht. Doch waren sie nur Compilatoren, ohne eigene Gedanken, Ausschreiber oder Abkürzer. Indeß das war es gerade, was sie so beliebt machte. Italien hatte nur seinen Papst Gregor I., der jedes andere Wissen als das biblisch-patristische grundsätzlich von sich wegwies. Keiner der Genannten verstand griechisch. Nur in England hatte Theodor aus Tarsus in Cilicien, den der Papst Vitalian zum Erzbischof von Canterbury gemacht (660—669), einige Kenntniß seiner Muttersprache verbreitet — aber es war ein Licht, das nach kurzer Zeit wieder erlosch.

Mit Karl dem Großen feierte alles, was damals für wissenswerth galt, seine Auferstehung. Die zwei gelehrtesten Männer seines Hofes, Paulus Diaconus und der bewundernswürdige Alcuin, ein Phänomen von Scharfsinn und feiner Bildung in jener Zeit, verstanden griechisch und verwertheten es im byzantinischen Bilderstreit. Damals waren die Theologen Karl's den Griechen, die sich nur mit erdichteten Zeugnissen und Verdrehung biblischer Texte zu helfen wußten, augenscheinlich überlegen. Die Meinung jedoch, daß in Osnabrück eine griechische Schule bestanden habe, beruht auf einer unechten Urkunde. Bald nach Karl's Tode trat unter langen, blutigen Kriegen und Bruderkämpfen die Zerstückelung der karolingischen Monarchie ein, die Nationen trennten sich, neue Reiche entstanden, und in dieser Verwirrung und Verwilderung erstarb größtentheils, was Karl an Schulen und Bildung gegründet hatte. Erst im 12. Jahrhundert trat ein neuer Aufschwung ein, mächtiger, umfassender und bleibender, als der früher unter Karl dem Großen erfolgte gewesen war.

Der sicherste Gradmesser für die wissenschaftlichen Zustände dieser viel bewegten und viel erstrebenden Zeit ist der Engländer Johann von Salisbury, gestorben im Jahre 1180, der beste von Abälard's Schülern, der an encyklopädischem Wissen und römisch-classischer Bildung alle Zeitgenossen übertraf. Die Pariser Schule, aus welcher allmählich die Königin und Mutter der europäischen Universitäten sich entwickelte, stand damals noch in bescheidenen Anfängen. Dafür blühte unter der Leitung des berühmten Bernhard von Chartres die Schule dieser Stadt. Hier wurden die Alten commentirt und nachgeahmt. Von Platon kannte und studirte man den Timäus in der unvollständigen Uebersetzung des Chalcidius — im ganzen Mittelalter von allen griechischen Schriften vielleicht die einflußreichste; alle andern Schriften Platon's blieben freilich unbekannt. Als Quelle für Kenntniß des Platonismus wurden, neben dem Timäus, vorzüglich die philosophischen Schriften des Apulejus benutzt. Von Aristoteles hatte man damals nur die logischen Schriften. Johann von Salisbury

kannte weder die Metaphysik, noch die Ethik. Ueberhaupt mußte vor allen Cicero, dann auch Macrobius und Seneca, ihm und den anderen Theologen jener Zeit den Stoff zur Kenntniß der griechischen Philosophie liefern. Mit einigen griechischen Phrasen schmückte man sich gern, es ist aber ersichtlich, daß keiner von ihnen, auch Abälard nicht, ein ganzes griechisches Werk gelesen hat.

Es war nicht bloß Stumpfsinn und Geistesträgheit, was die mittelalterliche Welt bewog, auf jede Einsicht in die griechische Literatur zu verzichten; — es war zugleich Furcht. Man besaß durch Cicero und Augustin einige Kenntniß der griechischen Systeme, man wußte durch Hieronymus, daß die gesammte griechische Kirchenliteratur unter dem Einflusse des Origenes stand, der ein gefährlicher Irrlehrer gewesen. Da erschrak der seiner Schwäche und Unzulänglichkeit sich bewußte Geist der Abendländer vor der gefahrvollen Aufgabe, das Gute und Wahre in der Masse der wirklichen oder vermeintlichen Irrthümer zu erkennen und auszuscheiden. Was sollte das Schwert des Skanderbeg ohne den Arm des Skanderbeg nützen! Galt ja sogar die Beschäftigung mit den Werken der heidnischen Römer für eine gefahrvolle, nur mit äußerster Vorsicht und stets wachsamem Mißtrauen zu unternehmende Sache. Hatten doch auch schon die Römer, mit seltenen Ausnahmen, die Vorschrift ihres Ennius befolgt, daß man von der Philosophie nur nippen, nicht aber in sie sich versenken dürfe. Die höchsten Autoritäten, Hieronymus, Augustinus, Gregor der Große und die meisten Väter des Mönchthums, hatten nachdrücklich gewarnt und zur Enthaltung von so bedenklicher Geistesnahrung gemahnt. Sogar ein Alcuin untersagte seinen Mönchen das Studium Virgil's, obwohl er diesen früher selbst studiert hatte. Abschreckende Beispiele lagen vor. In Italien hatten einige Sprachgelehrte — der angesehenste unter ihnen hieß Vilgard — im 10. Jahrhundert den römischen Classikern den Vorzug vor der Bibel gegeben. Sie wurden alle hingerichtet.

Im ganzen Mittelalter findet sich nur ein einziger Mann, der den hohen Werth und die Unentbehrlichkeit der griechischen

Literatur, auch für die Kirche, klar erkannte und auf die Ausfüllung dieser ungeheuren Lücke in dem damaligen Wissensgebiete drang. Dieß war, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, Roger Bacon. Man darf ihn den originellsten, selbstständigsten, weitestblickenden Geist jenes Zeitalters nennen. Aber er war ein Prediger in der Wüste. Sein eigener Orden trat ihm feindlich entgegen; er mußte Kerkerhaft und andere Quälereien erdulden. Bei ihm lernen wir die literarischen, durch die Kreuzzüge erzeugten Zustände des Abendlandes kennen. Griechische Handschriften gab es im Occident nirgends. In Konstantinopel hätten sie früher leicht erlangt werden können, jetzt aber waren Abneigung und Haß zwischen den Griechen und den Lateinern auf's höchste gestiegen. Die Eroberung und Plünderung der griechischen Hauptstadt, die Aufrichtung des lateinischen Kaiserthums und die despotische Mißhandlung und Unterdrückung der Bevölkerung ließen keine Möglichkeit einer Versöhnung und Annäherung übrig.

Bacon, welcher ebenfalls die Griechen als Abtrünnige und Glaubensfeinde behandelt, meldet, es sei sehr schwer, Handschriften von ihnen zu erwerben, auch darum, weil sie wüßten oder argwöhnten, daß dieselben zu schlechten Uebersetzungen dienen sollten. Er selber klagt bitter über das Unwesen der meist leichtfertig und mit ganz unzureichender Sprachkenntniß gemachten Uebersetzungen; sie seien durchweg falsch und irreführend. Nicht fünf Männer seien in der Christenheit, welche die griechische oder die hebräische oder arabische Grammatik inne hätten, obwohl viele theils griechisch, theils arabisch sprechen könnten. Das Uebersetzen galt denn auch für so schwierig, daß die meisten, die sich damit beschäftigten, im Ruf der Zauberei standen, um so mehr, als Juden und Saracenen sich unter ihnen befanden. Vor allem hatte sich die allgemeine Wißbegierde auf Aristoteles gerichtet; denn man hatte zwar aus dem Arabischen gemachte Uebersetzungen von einigen Schriften des Stagiriten, aber man wußte, wie fehlerhaft sie waren, und man meinte, bei ihm müßten, in den noch unbekannten Schriften, sich kostbare verborgene Schätze finden. Man dachte dabei an die

Trugwissenschaften der Zeit, welche eben auch zu den bedenklichen, vom griechischen Orient dem Abendlande gespendeten Gaben gehörten: Alchemie oder Metallverwandlung, Astrologie und das Stellen des Horoskops, Magie in den mannigfachsten Gestalten.

Was die abendländische Welt in kurzsichtiger Geistesträgheit nicht zu bedürfen wähnte, das eignete sich mit jugendlichem Forschungstrieb der Orient an. Die Araber, die bisher jenseits der Culturwelt in ferner Abgeschiedenheit gestanden hatten, waren, aufgerüttelt durch ihre neue Religion, Gebieter über die östlichen Culturstätten des Hellenismus geworden. Sie hatten die Trägerin griechischer Cultur, die byzantinische Monarchie, besiegt, die Griechen des Orients unterjocht. Gleich den Römern wurden nun auch sie die Schüler der Besiegten, doch freilich in ganz verschiedener, weit beschränkterer Weise. Die gesammte poetische, historische, rhetorische Literatur ließen sie unberührt; ihnen war es nur um die Philosophie und die Naturwissenschaften, Astronomie und Mathematik, vor allem aber um die Medicin zu thun. Wie in der christlichen Welt Philosophie und Theologie, so waren in der mohammedanischen Philosophie und Medicin unzertrennlich verbunden. Die arabischen Philosophen trieben stets auch Medicin und umgekehrt. Die Bewegung ging vorzugsweise von oben herab. Es war der Khalife Al Mamun (813—833 n. Chr.), aus dem Hause der Abbassiden, ein von der engen moslemischen Orthodoxie unbefriedigter, dem Kaiser Hadrian ähnlicher Erforscher fremder Religionen und Lehrsysteme, welcher aus allen Ländern des Ostens griechische Handschriften zusammenbringen und theils durch christliche Syrier, theils durch Araber übersetzen ließ. Die Lehre des Stagiriten und sein universales Wissen erfüllte auch die Mohammedaner mit ehrfurchtsvoller Bewunderung, und drei Jahrhunderte lang behauptete sich eine aristotelische Schule im Khalifenreiche.

Aus dem Orient wurde dann die griechisch-arabische Wissenschaft und Literatur, unter der Dynastie der Ommajaden, nach dem moslemischen Spanien getragen, wo seit dem 9. Jahrhundert Studien- und Lehranstalten in einer Blüthe standen, wie sie das

christliche Abendland erst viel später und auch dann nur theilweise erreichte. Vorerst mußte die lateinische Christenheit bei den spanischen Mohammedanern in die Schule gehen, mußte, um mit griechischen Werken bekannt zu werden, diese aus dem Arabischen in's Lateinische übersetzen, und das Verständniß des Aristoteles von arabischen Erklärern sich aufschließen lassen. Den gleichen Umweg durch das Arabische hindurch nahmen auch die classischen Werke der griechischen Arzneikunde, vorzüglich die hippokratischen, um zu den romanisch-germanischen Völkern in verständlicher Gestalt zu gelangen und in den ärztlichen Schulen von Salerno und Montpellier studirt zu werden.

Schon Guizot hat die Bemerkung gemacht, daß im ganzen Mittelalter Märtyrer-Legenden in Prosa wie in Poesie die willkommenste und gesuchteste Lectüre nicht nur des Klerus, sondern auch der Laien gebildet hätten. Die Texte kamen aber zum weitaus größten Theil aus der griechischen Welt.

Nun kann es nicht Wunder nehmen, daß die Legenden ein so willkommener und anziehender Stoff waren, so begierig gesammelt und gelesen, von den Dichtern so fleißig in Verse gebracht und ausgeschmückt wurden. Man bedurfte ihrer in einem Zeitalter der rohen Gewalt und des Faustrechts, wo des Menschen Freiheit und Leben so wenig gesichert, seine Existenz so furcht- und sorgenvoll war. Mit ihrer heroischen Standhaftigkeit und Ueberzeugungstreue sollten die Blutzeugen als ermuthigende Vorbilder, wohl auch als Fürbitter dienen. Dazu kam noch die Sehnsucht nach Vorbildern weiblichen Heldenthums. Das classische Alterthum kannte im Grunde nur eine poetische Figur großherziger weiblicher Selbstopferung — Antigone. Die christlichen Legenden schilderten dagegen ganze Schaaren willig sich hingebender und unüberwundener Frauen und Jungfrauen. Auch die herrschende gläubige Vorliebe für Wundergeschichten und die Neigung der auf niederer Bildungsstufe stehenden Menschen für Schilderung gräßlicher Martern wirkte mit.

Der Reiz der Legendendichtung wurde noch erhöht durch

den Contrast, welchen die damalige höfische und ritterliche Poesie bildete, wie sie von Deutschen und Italienern den Franzosen nachgedichtet wurde; die Poesie des tändelnden Frauendienstes, des Kampfes gegen Ungläubige, Heiden und Mohammedaner, mit ihren endlosen Schilderungen einer ziellosen Jagd auf Abenteuer und einer unersättlichen Fechtbegierde, nur um des Fechtens willen. Wir begreifen, daß der religiös gesinnte Theil der Dichter und Leser der Siegesgeschichte der Märtyrer, mit ihren einfachen, klaren und jedem an's Herz greifenden Thaten und Leiden, den Vorzug gab.

Es war ein byzantinischer Staatsmann, Simeon Metaphrastes in Konstantinopel, der ein großes Sammelwerk von ihm gefundener, aber überarbeiteter Märtyrer- und Heiligengeschichten anlegte; lateinische Uebersetzer, wahrscheinlich süditalienische Mönche, trafen dann eine Auswahl aus demselben. Fast möchte man sagen, es sei dieß die reichste Fabelnsammlung der Welt. Vieles ist rein ersonnen, in anderen Biographien schwimmt ein Körnchen Wahrheit in einem Meer von grotesken Erdichtungen und hyperbolischen Phrasen. Simeon ist dann durch einen Italiener des 13. Jahrhunderts, Jacobus de Voragine, in seiner „goldenen Legende" noch überboten worden; seine Biographien sind fast durchweg abgeschmackte und fratzenhafte Erdichtungen. Gleichwohl, oder gerade darum, ist diese Legende eines der beliebtesten Volksbücher geworden und hat den Stoff zu zahllosen Kanzelreden geliefert. Man fühlt, daß das nur geschehen konnte in einem Zeitalter, wo die Masse des Klerus und der Laien in einer dichten Atmosphäre des Wahnes und der Täuschungen lebte, und der Gabe, geschichtlich Mögliches und Denkbares von Unmöglichem zu unterscheiden, gänzlich ermangelte.

Unvermeidlich drangen nun auch die Legenden in die Geschichtswerke ein, verwirrten diese unheilbar und zogen ein zahlreiches Gefolge von anderen Fabeln nach sich. So hat die deutsche Kaiserchronik vorzugsweise aus Legenden geschöpft. Welche Geistesverwirrung bei den Männern, die sich mit Geschichtschreibung be-

faßten, durch die Mischung und Verwechslung von Erdichtungen und gut bezeugten Thatsachen sich einstellte, davon liefern ein Gottfried von Viterbo, Helinand, Gervasius von Tilbury, Vincenz von Beauvais und andere grelle Beweise. Die Bergeslast von Trug und Erfindung war für den Geist geradezu erdrückend, denn seit dem 9. Jahrhundert war im Abendland eine Reihe von hier entstandenen Fictionen und Fälschungen hinzugekommen, welche noch störender und noch mehr irreführend, als es die älteren griechischen Fabeln gethan, in das religöse und staatlich-kirchliche Gebiet eingriffen und von Niemand in ihrer Unechtheit erkannt wurden.

Der systematische Dämonenglaube der Neuplatoniker, verbunden mit den heidnischen Vorstellungen von Besessenheit und von Kraft der Exorcismen, der Wahn, daß die Seelen Verstorbener von Lebenden Besitz nähmen — das alles, in's christliche Volksbewußtsein übergegangen, ward von den griechischen Kirchenlehrern gebilligt oder vorausgesetzt, und hatte unter anderm die Wirkung, daß alle Geisteskrankheiten für Besessenheit angesehen und als solche behandelt wurden. Wenn Origenes lehrte, Wahnsinn sei nur eine Form des den Menschen beherrschenden Dämonismus, so wurde dieß im Occident bereitwillig angenommen, und die Folge war, daß über ein Jahrtausend lang Orient und Occident die meisten psychischen Krankheitszustände als dämonische Besessenheit betrachteten und die vermeintlichen Energumenen gemäß der kirchlichen Praxis behandelten oder vielmehr mißhandelten. Das ist ein dunkles Blatt in den Annalen Europas.

Ein furchtbarer, fast unerhörter Rückschritt lag in diesem Gang der Dinge. Denn schon vierhundert Jahre vor Christus hatte Hippokrates — später dann Galenus und in Rom Coelius Aurelianus — erkannt, daß Geisteskrankheiten mit Gehirnkrankheiten identisch seien.

Und hier ist noch ein anderes Danaer-Geschenk griechischen Wahnes zu erwähnen: die Erfindung solcher Legenden, wie die von Cyprian und Justina, von Anthemius und von Theophilus,

in denen der heidnische Dämonismus in christliches Gewand gekleidet wird. In der Anthemius- und Theophilus-Sage tritt zum ersten Male ein Wahngebilde an's Tageslicht, so finster, so tief unchristlich und so verderbenschwanger, daß man die Begierde, mit welcher es sofort im Occident aufgegriffen und systematisch ausgebildet wurde, fast selbstmörderisch zu nennen sich versucht fühlt. Theophilus ergibt sich aus Sehnsucht nach einem verlorenen Amte vertragsmäßig dem herbeigerufenenen Satan, verleugnet Christus und Maria, und stellt hierüber eine Urkunde aus. Sobald er sein Amt wieder erlangt hat, thut er Buße, ruft Maria an und erlangt durch sie, daß sein Schein ihm im Schlafe auf die Brust gelegt wird; hierauf wird dieser öffentlich verbrannt, er selbst aber stirbt gleich danach als begnadigter Sünder. Wir sehen hier die Quelle, aus der die Faust-Sage geflossen ist. In allen Gestalten, als Prosa-Erzählung, Epos und Drama, wurde diese Legende verbreitet, in alle Sprachen übersetzt; kaum ist eine andere so populär geworden. Die Frage, was sie denn so allgemein beliebt gemacht haben möge, weiß ich nicht zu beantworten. Man sieht aber, auf welchem Wege die der älteren Christenheit ganz unbekannte Vorstellung von einem Pact mit dem Satan zu solcher Herrschaft gelangt ist, und wie der Hexenwahn, von der Kirche förmlich adoptirt und von ihren Häuptern feierlich zum Dogma erhoben, so tiefe Wurzeln treiben konnte.

Wenden wir uns zu einem erquicklicheren Gebiete der Literatur! Das Abendland verdankte den Griechen den religiösen Roman Barlaam und Josaphat, eines der beliebtesten Volksbücher, welches in Prosa und Versen oft bearbeitet und in alle Sprachen übersetzt ward. Der berühmteste Theologe seiner Zeit, Johannes von Damaskus, sollte es verfaßt haben. Hier lag eine Verschmelzung von Buddhaismus und Christenthum vor, Buddha selbst war eigentlich der Held des Romans. Das konnte aber damals Niemand im Occident wahrnehmen.

Ein Lieblingsroman des Mittelalters, der vielgestaltige Apollonius von Tyrus, bald in Prosa, bald in Versen bearbeitet,

ist aus griechischer Quelle geflossen. Die äsopische Fabel half die satirische Thiersage erzeugen, jene kühne, geistreiche Dichtung, welcher die griechische sowohl als die römische Literatur nichts ähnliches an die Seite zu setzen haben. Da man im ganzen Mittelalter Homer nur vom Hörensagen kannte, so bildeten die in später Zeit erdichteten griechischen Erzähler des trojanischen Kriegs, Diktys und Dares, in lateinischer Uebertragung die Quelle, aus der die zahlreichen poetischen Bearbeiter der Troja-Sage schöpften, ein Heinrich von Veldeke und Herbort von Fritzlar in Deutschland, Benoit de Saint More in Frankreich. Hier wird die griechische Heroenwelt in's Ritterthum umgewandelt, Liebesabenteuer werden zur Hauptsache, und Homer, dessen schönste Scenen natürlich unbenützt bleiben, wird auch noch gescholten, weil er die Götter mit den Menschen Krieg führen lasse — wahrscheinlich eine Reminiscenz aus einem lateinischen Citat des Platon! Denn nicht einmal eine lateinische Uebersetzung des Homer hatte man im Mittelalter. Die Wirkungen dieser durch die Unkenntniß des größten alten Dichters in der Erziehung und Bildung entstandenen Lücke lassen sich in dem ganzen Verlauf der abendländischen Literatur und Bildung wahrnehmen. Unstreitig war sie eine Hauptursache, daß auch hochstrebende Geister bei allem Aufschwung doch immer auf einer niederen Culturstufe festgehalten wurden oder nach kurzer Erhebung wieder zu ihr herabsanken. Virgil, so allgemein und emsig er studirt und fast vergöttert wurde, konnte den Homer nicht ersetzen, wenngleich der ersten Hälfte seiner Aeneis die Odyssee, der zweiten die Ilias zu Grunde liegt. Aber er hat Griechisches und Italisches durcheinander geworfen, die verschiedenen Zeiten und Culturstufen unklar vermischt und auch allzu fremdartigen religiösen Stoff aus der damaligen Philosophie und den Mysterien aufgenommen. Wohl hat er Homer's Phraseologie nachgeahmt, aber von homerischem Geiste ist doch eigentlich nichts in der Aeneis.

Mächtiger noch als die Troja-Sage zog der Makedonier Alexander die Dichter des Mittelalters an. In der That konnte

für die dichtende Phantasie kein erwünschterer Stoff ersonnen werden, als dieser Asien und Afrika erobernd durchwandernde Held und Weltgebieter. Als Quelle diente der griechische Roman des angeblichen Kallisthenes, der am Ende des vierten Jahrhunderts verfaßt und sofort in's Lateinische übersetzt, in erstaunlichen Abenteuern und barocken Wundergeschichten das Mögliche leistete. Der französische Dichter de Berney stellt den König und seine makedonischen Feldherren als moderne Ritter dar, welche turniren und auf die Falkenjagd ausziehen; nüchterner ist der deutsche Lamprecht; doch sind alle diese Alexander-Dichter in Erfindung von mährchenhaften Ungeheuerlichkeiten unerschöpflich.

Ich eile zum Schlusse. Der Weg, den wir, wie im Vogelfluge rasch über mehr als ein Jahrtausend hingleitend, zurückgelegt haben, hat uns Blicke werfen lassen in düstere Regionen und arge Verirrungen. Man fragt sich unwillkürlich: war denn das nothwendig? Mußte die Menschheit auf so weiten Umwegen und Irrwegen, unter so vielen Leiden und Missethaten dem Maße von Civilisation, welches sie heute genießt, zugeführt werden? Warum konnte ein Fortschritt der Erkenntniß, wie er sich heute in einem Decennium vollzieht, früher nur in Jahrhunderten vollbracht werden?

Ich könnte mit Dante darauf antworten:

„Wer bist denn Du, der auf den Richterstuhl
Sich setzen will, um auf viel tausend Meilen
Zu richten, und Dein Blick reicht keine Spanne?"

(Parad. 19, 79).

Aber ich will doch noch ausdrücklich betonen, daß der Gewinn, den die Menschheit aus den hellenischen Einflüssen, den früheren wie den späteren, gezogen hat, meiner Ansicht nach weit größer ist, als das Unheil, welches diese gestiftet haben.

Es ist eben das allgemeine Gesetz der Weltgeschichte, dem jedes Zeitalter, jedes auch noch so begabte Volk sich unterwerfen muß, daß aller geistige und sittliche Fortschritt um hohen Preis und mit schweren Opfern erkauft werden müsse, daß keine Wahr-

heit ohne Martyrium errungen und befestigt werde. Das Schicksal Galilei's wiederholt sich in wechselnder Gestalt immer wieder.

Auch meine ich, daß die Wirkungen, welche das Studium der großen antiken Muster und Lehrmeister hervorbringt, in Zukunft sich noch wohlthätiger erweisen werden, als dieß in der Vergangenheit der Fall gewesen.

Wenn wir auf den früheren Zustand der durch Wahn und Zwang gebundenen Völker zurückblicken, fühlen wir lebhaft, daß wir dagegen im Besitze und Genusse geistiger Freiheit uns befinden. Was ist diese Freiheit? Sie ist, wie Goethe sagt, die Fähigkeit, zu jeder Zeit und an jedem Orte das zu thun, was die Vernunft als das beste empfiehlt. Unsere Akademie ist eine conservative Körperschaft. Es gehört zu ihren Obliegenheiten, dieses hohe Gut, indem sie dem Mißbrauch desselben entgegentritt, zu bewahren.

VIII.

Die orientalische Frage in ihren Anfängen.*

Unter den großen Problemen, welche unserm Zeitalter zugefallen sind, ist keines, welches mehr geeignet wäre, die Gedanken, nicht nur der berufenen Staatsmänner, sondern auch jedes vor- und rückwärts schauenden Mannes anhaltend zu beschäftigen, als die sogenannte orientalische Frage. Sie ist der Angelpunkt, um den die Weltpolitik des seinem Ende sich zuneigenden Jahrhunderts sich dreht — sie wird dieß auch noch für das nächste Jahrhundert sein. Sie vorzüglich wird der Maßstab sein, an welchem ein späteres Geschlecht die staatsmännische Einsicht und Begabung derjenigen messen wird, in deren Hände gegenwärtig die Lenkung der Weltgeschicke gelegt ist.

Sie beunruhigt und verwirrt Europa nicht erst seit gestern, sie ist auch nicht erst in diesem Jahrhundert hervorgetreten; seit mehr als einem halben Jahrtausend übt sie mächtigen Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte; sie hat proteus-artig mannigfache Gestalten angenommen, große Wandlungen erfahren und erzeugt. Man hat sich oft in Europa geberdet, als ob sie abgethan oder verschwunden sei; man hat sie mißachtet oder gröblich mißverstanden, oder vorsätzlich die Augen vor ihrer Größe, die Ohren und Herzen vor ihren Mahnungen verschlossen. Das hat sich dann immer schwer gerächt; das war, das ist das europäische Verhängniß.

---

* Rede, gehalten in der Festsitzung der Münchener Akademie am 25. Juli 1879. Dieselbe ist, aus der „Allg. Ztg." abgedruckt, auch als besondere Broschüre im Verlag der „Alma Mater", Wien 1879, erschienen.

Es dürfte lohnend sein, an der Hand der Geschichte die Anfänge, das erste Stadium der orientalischen Frage zu betrachten und darüber Klarheit zu gewinnen, wie es kam, daß damals — vor siebenhundert Jahren — unter ungleich günstigeren Verhältnissen eine den Bedürfnissen und den glühenden Wünschen der ganzen christlichen Welt Europas entsprechende Lösung nicht gelang; daß vielmehr, trotz unermeßlicher, willig dargebrachter Opfer, eine unheilschwere Erbschaft den folgenden Geschlechtern hinterlassen wurde.

Ich habe hiemit die Periode der Kreuzzüge — die zwei Jahrhunderte vom Ausgang des elften bis zum Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts — als dieses erste Stadium der orientalischen Frage bezeichnet.

In den letzten Jahren des elften Jahrhunderts trat sie zuerst, als ein sofortige Lösung erheischendes Problem, an die occidentalische Welt heran. Die vorderasiatischen, am Mittelmeere gelegenen Länder, die anatolische Halbinsel und Syrien, sind geographisch und geschichtlich, gebend und empfangend, Europa näher gerückt, enger mit ihm verknüpft als mit dem asiatischen Hinterlande. Syrien, schon seit dem siebenten Jahrhundert muslimischer Herrschaft verfallen, hatte noch immer eine sehr zahlreiche, in den Küstengegenden überwiegende, christliche Bevölkerung. In Kleinasien kämpften Byzantiner und türkische Seldschuken-Stämme noch um die Herrschaft. Nach dem Verfall des Khalifats in Damaskus hatte sich die Lage der Christen in Syrien und in Jerusalem sehr verschlimmert; sie waren den Bedrückungen und der Raubgier wilder türkischer Horden preisgegeben, mußten die Gefahren und Bedrängnisse des zwischen Aegyptern und Seldschuken entbrannten Krieges tragen; die stetig sich mehrenden Pilger wurden oft mißhandelt und beraubt. Ihr Hülferuf drang schon lange nach dem Occident, und vielen dünkte es schimpflich und unerträglich, daß die Kirche, die eben zur weltgebietenden Macht emporzusteigen im Begriff war, gerade an ihrer Geburtsstätte ohnmächtig und geknechtet sein solle. Die Päpste sannen auf Hülfe. Sie erkannten, daß kein stärkerer Zuwachs an Macht und Ansehen dem

römischen Stuhle zu Theil werden könne, als wenn auch Syrien und Palästina, mit der allgemeinen Mutterkirche Jerusalem, dessen Geboten gehorche.

Der Brief, welchen Gerbert um das Jahr 986 im Namen der Kirche von Jerusalem schrieb, sollte dieser wohl nur Geldhülfe schaffen. Ernster, kühner war der Aufruf, welchen Papst Sergius IV. im Jahre 1010, auf die Nachricht von der Zerstörung der Grabeskirche durch den Khalifen Hakem, erließ: mit Auferlegung allgemeinen Friedens verkündete er, daß eine große, von Venedig, Genua und ganz Italien auszurüstende Flotte ein von ihm selber befehligtes Heer nach Syrien überführen solle, um das Grab Christi wiederherzustellen. Von irgend einem Erfolg des Aufrufes, der noch kein Anerbieten von Sünden-Vergebung und Buß-Erlaß enthielt, wird indeß nichts berichtet. Gleich wirkungslos blieb die Ankündigung Gregor's VII.; auch er wollte selber an der Spitze eines Heeres nach dem Orient ziehen, aber nicht um Syrien und Palästina zu erobern, obwohl er beiläufig auch des heiligen Grabes gedenkt, sondern um Kleinasien von dem Joche der Seldschuken zu befreien, Konstantinopel gegen sie zu sichern und — das war ihm die Hauptsache — die byzantinische Kirche zur vollen Unterwerfung unter das Papstthum zu zwingen, das zu erreichen, wozu nachher Innocenz III. den Kreuzzug von 1204 benutzte.

Es ist richtig, daß der erste Kreuzzug mit seinen glänzenden Erfolgen vorzugsweise eine französische Bewegung und Unternehmung war; wenn daher früher oft und erst jüngst wieder in Paris behauptet wurde: Ruhm und Ehre der Kreuzzüge seien ein Vorrecht der französischen Nation, so ist dieß im wesentlichen zuzugeben — nur freilich mit der Bedingung, daß dieses Volk auch die Schuld des endlichen Mißlingens mit den Urhebern der Bewegung theile. Ein französischer Papst, Urban II., war es, der den Aufruf dazu ergehen ließ, eine französische Synode, die zu Clermont in der Auvergne, war es, die ihm zustimmte.

Von dort ging der Ruf aus, der damals und später das allgemeine Losungswort wurde: „Gott will es.“ Die französische

Ritterschaft, langer Waffenruhe überdrüssig, froh, ein großartiges, diesseits und jenseits Gewinn und Ruhm verheißendes Ziel gefunden zu haben, drängte sich begierig hinzu und bildete Kern und Hauptstärke des Heeres; ihr schlossen sich die Normannen aus Unteritalien an. Auch Lothringen, Burgund und die Rheinlande wurden von der Bewegung ergriffen. Aber im Ganzen blieb das durch dreißigjährigen Bürgerkrieg zerrüttete Deutschland, blieben die rein slavischen Länder, blieben England und Skandinavien noch theilnahmlos, wenn auch einzelne englische, dänische und norwegische Ritter sich anschlossen. In dem festen Glauben, nur Werkzeuge Gottes, die von ihm geleiteten Vollstrecker seines Willens zu sein, unter steten Zeichen, Visionen und Wundern, traten Hunderttausende den Zug an, — weitaus die meisten der Pilger kamen um, nur ein kleiner Bruchtheil sah die Heimath wieder; allein Jerusalem war erobert, die heiligen Stätten waren alle wieder in christlichen Händen, ein christliches Königreich, mit einem deutschen Fürsten als erstem König, wurde sofort gegründet. In lockerem Lehensverband mit ihm standen vier gleichzeitig gebildete Fürstenthümer: Antiochien, Tripoli, Edessa und Tiberias.

Dieses Reich war an sich nur durch die Zwietracht der muslimischen Fürsten möglich geworden; ihm mangelten die zu seiner Festigkeit nothwendigen Städte und Burgen, von denen gerade die wichtigsten im Besitze der Feinde blieben oder bald wieder in deren Hände geriethen. Unfähig auf eigenen Füßen zu stehen, umgeben von mächtigen muslimischen Fürsten und kriegerischen Völkern, konnte es nur durch steten Zuzug neuer Kreuzfahrer erhalten werden.

Doch schien es anfänglich den hohen Erwartungen, die das ganze, von dem ersten Erfolg entzückte und siegestrunkene Abendland von ihm hegte, zu entsprechen; rasch auf einander wurden neue Siege über die erschreckten und fortwährend unter sich hadernden Muslimen erfochten; bald war ganz Syrien, von El Arisch an der ägyptischen Grenze bis nach Mesopotamien hinein, christlicher Herrschaft unterworfen.

Allzubald aber trat der Umschlag ein. Schon im Jahre 1101 fanden drei Pilgerheere, ein französisches, ein deutsches und ein italienisches, an 300,000 Menschen, gesammelt durch die von Papst Paschalis II. gesandten Kreuzprediger, in Kleinasien den Untergang.

Die Warnung, die darin lag, wurde überhört, und als nach 45 Jahren (1146) die Kunde vom Verlust Edessa's den dritten großen Kreuzzug hervorrief, zogen die Pilgerheere dieselbe Straße des Verderbens. Es war auch dießmal das Oberhaupt der Kirche, von welchem die Mahnung dazu und die Sendung des Predigers ausging. Auf Eugen's III. Gebot entzündete der angesehenste, volksthümlichste Heilige des Zeitalters, Bernhard, unfehlbaren Triumph verheißend, bei Völkern und Fürsten eine Begeisterung, größer noch als die das erste Mal durch Urban II. gewirkte. Nicht nur Frankreich, auch ganz Deutschland, mit Konrad III. an der Spitze, ward ergriffen und mit fortgerissen; aber von den beiden gewaltigen Heeren kehrten, nach völlig erfolglosem Zuge, nur geringe Trümmer zurück; Deutschland allein, berechnete man, hatte über eine Million seiner Söhne dabei eingebüßt. Als dann Saladin's Siege, die Niederlage der Christen bei Hittin und als Folge davon der Verlust Jerusalems, mit dem größeren Theile Palästinas und Syriens, im Abendland kund wurden, griff wieder alles zu den Waffen, und die drei mächtigsten Fürsten, der deutsche Friedrich, Philipp August von Frankreich und Richard von England, zogen aus. Aber der Tod des Kaisers und bald darauf der seines Sohnes Friedrich lähmten und zerstreuten das schon auf dem Zuge durch Kleinasien sehr zusammengeschmolzene deutsche Heer; Philipp August kehrte, nach kurzem Verweilen vor Akkon, nach Frankreich zurück, und Richard vermochte trotz seiner Siege Jerusalem nicht zu erobern; nur Akkon ward eingenommen und blieb von nun an Burg und Stützpunkt der Christen im Orient, aber ein Seuchen-Herd und ein Jahrhundert hindurch das Grab unzähliger Pilger.

In den nächsten Jahren fehlte es zwar nicht an neuen Auf-

geboten und Heereszügen; aber vereinzelt, wie sie waren, zergingen sie erfolglos; die größte, hoffnungsvollste Unternehmung, der Zug von 1204, führte nicht nach Syrien, sondern nach Konstantinopel, zur Gründung des lateinischen Kaiserthums, wodurch die Lage der syrischen Christen verschlimmert, der endliche Untergang beider Reiche, des byzantinischen wie des syrischen, unvermeidlich gemacht wurde.

Ein kühner Seezug nach Aegypten im Jahre 1217, unter dem Oberbefehl des päpstlichen Legaten Pelagius, begann vielversprechend mit der Eroberung des bisher für unbezwinglich gehaltenen Schlüssels von Aegypten, Damiette, aber Zwietracht und Unwissenheit führten wieder zu einem kläglichen und schmachvollen Ausgang.

Einundzwanzig Jahre später schien wirklich ein Moment der Rettung und des friedlichen Besitzes der so heiß begehrten Stadt für die Christen gekommen. Kaiser Friedrich II. erlangte ohne Schwertstreich, bloß durch Unterhandlungen und Vertrag mit dem Sultan Kamel, die Ueberlassung von Jerusalem und Nazareth, nebst anderen Städten, mit dem dazwischen liegenden Land und zehnjährige Waffenruhe — Dinge, für welche seit fünfzig Jahren alle Monarchen mit mächtigen Heeren vergeblich gestritten hatten. Allein Gregor IX., der Friedrich vorher gebannt hatte, weil er den Zug nicht früh genug angetreten, verfolgte den Kaiser und nunmehrigen König von Jerusalem mit seinem Bann auch dorthin; das Interdict wurde auf die heiligen Stätten gelegt; ein päpstliches Heer drang in Friedrich's Erblande ein, und in Palästina wurden alle, die vom Papst abhingen, zur Vereitelung des Vertrags aufgefordert. „Was mag ein Kaiser schaffen — seit Christen, Heiden und Pfaffen — streiten genug wider ihn — da verdürbe Salomonis Sinn" — sang damals der Augenzeuge Freidank.

Von da an vermochte Friedrich, in seinem langen Kampf mit den Päpsten und den Guelfen, nichts großes mehr für das immer mehr zum Titular-Königreich herabsinkende heilige Land zu thun. Jerusalem, wiederholt von den Muslimen eingenommen

und verwüstet, war nur noch ein Trümmerhaufe. Mit allzu schwachen Kräften betrat den syrischen Boden, im Jahre 1251, nach seinem ägyptischen Unglückszug und seiner dortigen Gefangenschaft, der gefeiertste Fürst seiner Zeit, der Liebling der Kirche, Ludwig IX.; aber auch er vermochte, hülflos gelassen, in fast dreijährigem Aufenthalt nichts von bleibender Bedeutung zu vollbringen.

Nach ihm ist die Geschichte des heiligen Landes nur noch eine Kette von Niederlagen und Verlusten; eine Stadt oder Burg nach der andern fiel in die Hände der Muslimen, und im Jahre 1291 nahm mit der Erstürmung von Akkon die Franken-Herrschaft in Syrien ein blutiges, schreckenvolles Ende.

Man hat berechnet, daß durch die Kreuzzüge in diesen 200 Jahren das christliche Europa eine Einbuße von etwa sechs Millionen Menschen erlitten habe.

Dreißig Jahre vorher war das Schooß- und Schmerzenskind der Päpste, das lateinische Kaiserthum mit Konstantinopel, verloren gegangen; der letzte Kaiser, Balduin, irrte, vergeblich Hülfe suchend, im Abendland umher. Den Zeitgenossen schien es, als ob ein besonderer Unsegen auf den päpstlichen Händen liege. Die Ereignisse, welche in die Zeit zwischen 1261 und 1291 fallen, konnten kaum einen anderen Eindruck machen.

Ein so kläglicher, unheilschwangerer Ausgang, eine so vollständige Vereitelung der von der gesammten Christenwelt erstrebten Ziele und gehegten Erwartungen drängt uns zu den Fragen: Wie ist das gekommen? An wem lag die Schuld? Wie wurde das Unternehmen geleitet? Wie waren die Werkzeuge desselben, die Pilger und Colonisten, beschaffen?

Das Mittel, welches die Päpste anwendeten, um die Kreuzfahrten in Gang zu bringen, erwies sich, und zwar nicht nur im Beginn, sondern Jahrhunderte lang, als ungemein wirksam. Man darf sagen: die ganze Weltgeschichte hat nur noch ein ähnliches Phänomen aufzuweisen. Eine der größten und am tiefsten greifenden Veränderungen in dem Leben und den Anschauungen der christlichen Welt wurde damit eingeleitet. Schon seit längerer Zeit

hatte der Klerus das altkirchliche Buß-Institut durch die Erfindungen der Vertauschung und des Loskaufs seinem ursprünglichen Zwecke stark entfremdet. War dasselbe früher eine religiös-sittliche Gymnastik zur Kräftigung des Willens und zur Schwächung der Sinnenlust gewesen, so artete es seit dem neunten Jahrhundert in einen Sündenhandel aus und diente dazu, die Kirche mit Geld und Gut zu bereichern. Darauf hatte Gregor VII. angefangen, den Anhängern des Gegenkönigs Rudolf ganz allgemein Vergebung aller Sünden zuzusagen. Auf dieser Bahn durfte man doch nicht bleiben. Nun aber gewährte Urban II. um den Preis der Kreuzfahrt Nachlassung aller Buße und gewisse Seligkeit. (Die Sünden sollten durch Bekenntniß und Absolution getilgt werden.) — Damit erhielt das alte Buß-Institut, nicht sofort, aber in der natürlichen Entwicklung der Dinge, den Todesstoß. Was dann mit dem Erlöschen der Kreuzfahrten an die Stelle trat, war so beschaffen, daß vom kirchlichen Standpunkt aus das Jahr 1096 als ein verhängnißvoller Wendepunkt, und die That Urban's als eine unheilbare der Religion geschlagene Wunde bezeichnet werden muß. Das Dogma hat sich dann später dem herrschend gewordenen Brauch anbequemt.

Männer wie Bernhard und Innocenz III. faßten den Ruf zum Kreuzzug als eine Mahnung zur Bekehrung und Lebensbesserung auf; es ward wohl oft gesagt: wer als Glaubenskämpfer und gottgeweihter Streiter ausziehe, müsse ein der hohen Sache würdiges Leben führen. In einzelnen Fällen kam dieß wohl auch vor; aber in der Regel überließen sich die zusammengelaufenen, undisciplinirten Schaaren allen Ausschweifungen und verschuldeten dadurch häufig ihren Untergang. Sie waren so lockend, diese heiligen Heereszüge, die jeden Theilnehmer, auch den geringsten, in der Vorstellung der Zeit heiligten. Das Kreuz, das er sich angeheftet, war ihm ein mächtig schirmender Talisman. Solange er es trug, auch bei jahrelang ungelöstem Gelübde, war er gefeit, den weltlichen Gerichten entzogen; kein Gläubiger konnte ihn zur Zahlung seiner Schulden nöthigen, keiner auch nur Zinsen von ihm fordern.

In dem zerrütteten Zustand, in welchem damals Deutschland Italien, Frankreich sich befanden, gab es Schaaren von Verbrechern, Mördern und Räubern, Strauchrittern und Wegelagerern, Geächteten und Flüchtlingen; allen diesen wurde nun das Asyl eröffnet, in welchem sie nicht nur Straflosigkeit und Sicherheit, sondern auch, heimkehrend, Ehre und Ruhm fanden. Hatte doch schon Bernhard gerufen: gerade die Missethäter, die Auswürflinge der Gesellschaft, seien von Gott zu Mitstreitern erkoren, und alle Kreuzzug-Prediger wiederholten fortan die neue frohe Botschaft. Otto von Freising sah in den Schaaren von Räubern, die das Kreuz zu nehmen eilten, ein augenscheinliches Wunder der göttlichen Gnade. Jacob de Vitry meinte: obgleich in dem Christenheere, das von Akkon nach Aegypten zog, gar viele Diebe und Räuber gewesen, habe doch Gott ihnen Sieg verliehen; — dem Siege folgte freilich eine Niederlage auf dem Fuße, und bald nachher hatte er wieder zu berichten, wie Gottes Rache die Christen für ihre Verbrechen und Räubereien geschlagen habe. Menco verschweigt nicht, daß im Niederland die Bekreuzung vielen Mördern Verzeihung gebracht habe, und die Zeitgenossen mußten gestehen, daß an den heimgekehrten Kriegern von Besserung nichts zu spüren gewesen.

Dieses Verbrecher-Gesindel siedelte sich häufig in den neueroberten Landschaften Syriens an, und aus solchem Samen erwuchs das verruchte Zwittergeschlecht der Pullanen, welche, die Laster des Orients mit denen des Occidents in sich vereinigend, der Fluch des Landes und der christlichen Sache geworden sind. Sie allein reichten schon hin, ein Gedeihen und Erstarken des Christenreiches am Jordan unmöglich zu machen.

Es kamen aber noch die Gebrechen der den christlichen Fürstenthümern gegebenen Verfassung hinzu. Diese war der reine, aus der fränkischen Heimath hierher verpflanzte Lehensstaat, an sich wohl geeignet in einem auf drei Seiten von lauernden Feinden umgebenen Lande, das nur bei steter Kampfesbereitschaft und straffer Kriegszucht behauptet werden konnte und dem Lehensherrn

eine gut gerüstete und treue Vasallenschaft zur Verfügung stellte; aber selbst auf diesem vulcanisch drohenden Boden trug die Feudalität ihre gewöhnlichen bitteren Früchte: selbstsüchtige Zersplitterung der Kräfte, Versagung der Mitwirkung bei Unternehmungen, die nur durch die Anstrengung Aller gelingen konnten, selbst wechselseitige Anfeindung waren viel häufiger als opferwillige Eintracht. In seiner kurzen Existenz erlitt das Reich eine Minderjährigkeit dreier Könige, Balduin des III., des IV. und des V., und alle Uebel einer viel umstrittenen Verweserschaft. Und da Krone und Lehen auch in der weiblichen Linie sich vererbten, so hing ein Mal das Geschick des Landes von den Launen eines Mädchens ab.

In einem Reich aber, welches, wie dieses, den Päpsten seinen Ursprung verdankte, stand natürlich die Kirche mit allen hierarchischen Ansprüchen neben dem Lehensstaat — die neu eingesetzten lateinischen Patriarchen sahen in den Königen ihre Vasallen und führten den damals selbstverständlichen Krieg der hierarchischen Gewalt gegen die weltliche in herkömmlicher Weise mit Bann und Interdict.

Die in übergroßer Zahl eingesetzten, mit Baronialrechten in den ihnen zugetheilten Lehen ausgestatteten lateinischen Bischöfe stellten, wenn sie wollten, ihre meist unzuverlässigen Söldner zur Heeresfolge. Diese Söldner zerstreuten sich sofort mit dem Ablauf ihrer bedungenen Dienstzeit. Ueberhaupt war das Reich ein Reich des Klerus. Die Päpste hatten sich Mühe gegeben, einen zahlreichen Klerus durch wirksame Privilegien zur Theilnahme an den Heerfahrten und zur Ansiedelung in Syrien zu bewegen. So entwickelten sich dort alsbald im engen Raum alle jene Conflicte zwischen Hierarchie und Laienthum, welche damals fast in allen Ländern Europas entbrannt waren. Die Kirche, von Anbeginn an auf's ergiebigste ausgestattet, wurde bald die reichste Grundeigenthümerin des Landes, da Bischöfe und geistliche Orden mit den ihnen aus Europa zugeschickten Geldern immer neue Grundstücke hinzukauften. Dieser reiche Klerus mit den zahlreichen

Klöstern, von den alten Einwohnern, den syrischen Christen, durch Abstammung, Sprache und auch, seit der offen gewordenen Kirchenspaltung, durch die Religion getrennt, wurde wegen seiner Sittenlosigkeit verachtet, aber als Macht gefürchtet und gehaßt, und die Kluft zwischen den occidentalischen Ansiedlern und den alteingesessenen Surianern erweiterte sich mit jedem Jahre.

Hier war nun die Haltung, welche die Päpste zu der morgenländischen Kirche und dem Reiche der Romäer einnahmen, von entscheidender, verhängnißvoller Wirkung.

Wohl oder Wehe der christlichen Herrschaft in Syrien war auf's engste verknüpft mit dem byzantinischen Kaiserreiche; man darf sagen: Sein oder Nichtsein des kleinen Königreichs war in letzter Instanz auch von der Art und Weise abhängig, wie man sich in Konstantinopel zu ihm stellte. Hier war vor allem die religiöse Frage von entscheidendem Gewichte. Die zahlreichen syrischen Christen, Abkömmlinge der alten Unterthanen des Kaiserreichs, waren kirchlich mit den europäischen Byzantinern verbunden. Ob in Syrien die neuen Ankömmlinge und Gebieter aus dem Westen als Glaubensgenossen oder als Getrennte und Irrende betrachtet und behandelt werden sollten, hing von der Stellung ab, welche in Konstantinopel Griechen und Lateiner zu einander einnahmen. Die Zahl lateinischer Kleriker, Mönche und Laien am Bosporus war groß: kam es dort zur offenen Trennung und kirchlichen Feindschaft, dann untergrub dieses Verhältniß den Bestand der neu begründeten fränkischen Fürstenthümer.

Beim Beginn der Kreuzzüge war das Verhältniß der beiden Kirchen zu einander noch schwebend und unklar. Damals und noch im Laufe des zwölften Jahrhunderts nahmen die Lateiner noch unbedenklich am griechischen Gottesdienste Theil, bei Eheschließungen zwischen Lateinern und Griechen dachte man noch an kein religiöses Hinderniß. Nebem dem Rufe nach Befreiung des heiligen Grabes und Schutz der Pilger ward auch der andere vernommen: Bringen wir unseren Brüdern, den Christen im Orient, Hülfe. Die Völker des Occidents wußten noch nichts von Ketze-

reien der anatolischen Kirche. Noch hatte kein größeres Concil durch seine Anatheme eine Scheidewand aufgerichtet. Die Theologen selbst konnten nicht umhin zu gestehen, daß die Griechen ihrer alten Ueberlieferuug treuer geblieben seien, als die Lateiner der ihrigen. Die dogmatische Differenz in der Doppelfrage von dem Ausgang des heiligen Geistes und dem Zusatz zur Bekenntnißformel konnte, bei gutem Willen auf beiden Seiten, unschwer erledigt werden; aber hinter ihr stand die römische Forderung der Unterwerfung unter die päpstliche Autorität, wie diese sich erst seit Nikolaus I. und Gregor VII. ausgebildet hatte. Jene Kette von Fälschungen und Erdichtungen, welche den jetzigen Ansprüchen der Päpste auf schrankenlose Universalherrschaft im Geistlichen und Weltlichen zu Grunde lag — die Bausteine, mit denen das System der Gregore und Innocenze errichtet war —, sie war den Byzantinern ganz unbekannt geblieben; ihre Ueberlieferungen und kirchlichen Rechtsbücher legten nur Zeugniß ab für das altkirchliche System, welches in dem römischen Bischof lediglich den ersten der fünf Patriarchen, mit einem Vorrang ohne Herrschaft, erkannte.

Da ereignete sich die Eroberung von Konstantinopel, die Errichtung eines lateinischen Kaiserthums, und Innocenz III., so scharf er die Ablenkung des Kreuzzugs von seiner ersten Bestimmung rügte, war doch sofort entschlossen, die Usurpation aufrecht zu erhalten, die so eilig und gewaltsam errichtete Frankenherrschaft als Werkzeug für die eigene Machtstellung zu benutzen, die anatolische Kirche in dasselbe Dienstverhältniß zu Rom zu versetzen, in welches die Kirchen des Westens sich seit 150 Jahren, im Ganzen widerstandslos, gefügt hatten. Stellensuchende, beutegierige Kleriker wanderten nun schaarenweise aus den westlichen Reichen nach dem Bosporus, in die Länder der Balkan-Halbinsel und nach Griechenland; sie traten den Griechen mit dem doppelten Hochmuth des gebietenden Eroberers uud der verdammenden Rechtgläubigkeit entgegen; jede griechische Eigenthümlichkeit im Ritus war ihnen verdächtig, anstößig und verhaßt; an Verfolgungen, Einkerkerungen, selbst an Hinrichtungen des widerstrebenden griechischen Klerus ließ

man es nicht fehlen. Bald gesellte sich zum Haß der Griechen auch noch deren Verachtung. Die Lateiner waren, wie selbst der Dominicaner-General Humbert in einer für den Papst bestimmten Denkschrift gesteht, in sittlicher Beziehung durchweg schlimmer als die Griechen. Jetzt erst wurde das kirchliche Verhältniß ein schlechthin feindliches; jetzt erst zeigte sich der gesammte griechische Klerus und die von ihm gelenkte Laienschaft entschlossen, in den Abendländern nur Häretiker, in ihren Päpsten und Bischöfen Tyrannen und Verfolger der Kirche zu sehen.

Dem „Unterwerft euch" der Lateiner antwortete das „Bekehrt euch" der Griechen. Die schwer bedrohte griechische Nationalität wurde dadurch gerettet, Klerus und Volk blieben eng verbunden zu gemeinsamem Widerstande und schüttelten nach fünfzig Jahren das lateinische Joch wieder ab. Papst Innocenz aber steht unter denen, die den Untergang der christlichen Colonie und ihres Königreiches im heiligen Lande verschuldet haben, in erster Reihe. Denn die syrischen, zur byzantinischen Kirche gehörigen Christen bildeten die große Mehrzahl der Bevölkerung; nach Burkard gab es noch um das Jahr 1280 dreißig Christen auf einen Mohammedaner im Lande, obgleich damals die Franken großentheils schon aufgerieben oder abgezogen waren. Sie erlagen denn auch alsbald der muslimischen Herrschaft, die den meisten von ihnen immer noch erträglicher schien als die fränkische, mit ihrem doppelten Joch und Druck: dem feudalen und dem geistlichen.

Was nun die oberste Leitung der Kreuzzüge und ihrer Schöpfung betrifft, so mußte es damals selbstverständlich erscheinen, daß nur der päpstliche Stuhl sie übernehmen und behaupten könne. Der Urheber allein konnte sein Werk erhalten nnd zum Ziele führen. Die deutschen Kaiser, im eigenen Lande immer schwächer werdend, so oft gebannt und mit der Kirche verfeindet, durch die italienische Politik umstrickt, konnten nicht daran denken. Wohl wies ihnen die Kaiserwürde, wie sie früher und im Grunde noch fortdauernd gefaßt ward, diese Bestimmung zu: denn auch nach päpstlicher Deutung sollte der Kaiser, wie der Schirmvogt

der Kirche, so der oberste Feldherr der Christenheit gegen die ungläubigen Völker sein. Aber ein ernster Versuch, die hiezu erforderlichen Gewalten wirklich auszuüben, würde sofort von allen Seiten Widerspruch und Zurückweisung erfahren haben — vor allem von den Päpsten selbst, die darin eine Anmaßung der ihnen gebührenden Befugnisse gesehen hätten. Denn sie eben waren es, welche das Kaiserthum gleichsam aufgesogen, seiner höheren Attribute entkleidet oder deren Ausübung mittelbar unmöglich gemacht hatten.

Noch im Jahre 1274 sagte Humbert de Romans ganz richtig: „Wer könnte denn die Leitung der Orient-Angelegenheit übernehmen? Niemand als der Papst." Und doch hatten damals 180 Jahre voll Mißgeschick, voll vergeblicher Anstrengungen und unnütz vergeudeter Opfer gezeigt, daß diese, theils thatsächliche, theils vermeintliche Leitung die Christen des heiligen Landes bis dicht an den Abgrund geführt hatte, in welchem sie nach einigen Jahren für immer zu versinken bestimmt waren.

Vor allem fehlte in Rom eine stehende und sich fortwährend ergänzende Behörde, welche nach festen Principien die Geschäfte des Orients besorgt hätte. Kein Papst that dafür etwas, nicht einmal eine Congregation von Cardinälen hatte man eigens für dieselben gebildet. Seinerseits besaß der Papst keine ständige, regelmäßige Berichte erstattende Vertretung im Orient, wie das Königreich keinen Residenten an der Curie hatte. Schon die Armuth der Könige und die allgemeine Erfahrung und Ueberzeugung, daß an der Curie ohne große Geldopfer nichts zu erlangen sei, machte einen geordneten Geschäftsverkehr unmöglich. Zudem war gerade während der wichtigsten Krisen des Orients die Curie auf der Wanderung begriffen und zog von Stadt zu Stadt. Alles was die Päpste für dieses so kostbare und so theuer erkaufte Gemeingut der Christenheit thaten, geschah nur stoßweise und planlos, meist nur auf zufällige, persönliche Anlässe. Die päpstlichen Decrete sind reich an allgemeinen, oder auch an einzelne Fürsten und Große gerichteten Mahnungen zur Theilnahme, zur Förderung

der Sache, zu Geldbeiträgen, und enthalten daneben eine Menge von Entscheidungen über kleine nnd kleinliche Dinge, Sacristei-Fragen, Klostersachen, klericale Zwistigkeiten, Rangstreitigkeiten und ähnliches; in allen schwierigeren Lagen des Orients aber, und wo rasche Hülfe Noth that, schwieg oder versagte sich die Curie.

So berichtet der Mönch von Saint Denis, Odo von Deuil, wie die Deutschen auf ihrem Rückzug nach Konstantinopel 30,000 Mann bloß durch Hunger verloren, da sie eine ganz unnütze Menge mit sich geschleppt hätten; der Papst habe zwar verboten, Hunde und Falken mitzunehmen, habe auch den Rittern die Gestalt ihrer Kleider und Waffen vorgeschrieben, — aber, ruft Odo aus, wollte Gott, der heilige Pontifex hätte auch Vorschriften für das Volk verkündigt, hätte die Schwachen zurückgewiesen und allen starken Männern ein Schwert statt eines Zwerchsacks, einen Bogen statt eines Stockes gegeben. Und der beredte Kreuzzugsprediger und glühende Anwalt der Christen am Jordan, Cardinal Jacob de Vitry, schrieb: als er (unter Honorius III.) zur Curie gekommen, habe er gar viel seinem Geiste Widerwärtiges dort gefunden; man sei dort so ausschließend mit politischen Dingen, mit Processen und Streithändeln beschäftigt, daß man von geistlichen — und zu diesen wurden die Kreuzzugs-Angelegenheiten gerechnet — nichts hören wolle.

Daß für die Behauptung des heiligen Landes eine eigene, wenn auch kleine Flotte unentbehrlich sei, das sahen alle, die sich mit den Angelegenheiten jenes Landes beschäftigten. Nur am päpstlichen Hofe wollte man es nicht sehen, und die päpstliche Politik, welche das Königreich Sicilien erst in Anarchie stürzte, dann durch die von ihr verschuldete Zerreißung zur Unmacht herabdrückte, vereitelte jeden auf die Herstellung einer Orient-Flotte gerichteten Plan.

Für die Beamten der Curie war die christliche Orient-Colonie schon lange eine lästige Angelegenheit geworden: sie trug wenig ein und begehrte stets Geldhülfe, welche Rom, vorzüglich seit dem Kampfe mit den Staufern, zu leisten nicht im Stande war.

Innocenz III. hatte doch noch auf eigene Kosten ein Schiff für den Orientkrieg ausgerüstet; aber nicht lange nach ihm verwendeten die Päpste die für den Kreuzzug gesammelten Gelder für ihre eigenen Bedürfnisse oder für jene von ihnen durch Ablässe und durch Hoffnung auf Beute zusammengetriebenen Kreuzheere, die das deutsche Kaiserhaus theils in Deutschland, theils in Unteritalien stürzen sollten. Sie verwandelten die Gelübde derer die nach Syrien pilgern und dort noch einen Rettungsversuch machen wollten, in Theilnahme an einem Kreuzzuge gegen die Staufer oder in Zahlung einer hiefür zu verwendenden Geldsumme. Es ist vorgekommen, daß sie denen, welche Syrien Hülfe bringen wollten, dieß förmlich untersagten, damit der päpstlichen Sache in Italien nichts entzogen werde. Und schon hatte man begonnen Tausende zu entkreuzen (décroiser), das heißt sie für Geld von ihrem Palästina-Gelübde zu entbinden. Da konnte denn zuletzt nur allgemeine Entmuthigung und Verzweiflung eintreten, und die Denkmäler jener Zeit enthalten zahlreiche Proben dieser Stimmung, in denen grimmige Klagen mit den schwersten Anklagen und Vorwürfen über die Habgier und treulos selbstsüchtige Politik des römischen Stuhles abwechseln.

Die Entdeckung, welche Urban und seine Nachfolger gemacht, daß ihr Ruf und ihre Zusage geistlicher Vortheile und Gnaden genüge, ein kampflustiges Heer zu versammeln, einen Krieg zu entzünden und Eroberungen zu machen, trug bald reichliche Frucht in neuen Kreuzfahrten, deren Ziel nicht Syrien, nicht das heilige Grab war. Niemand widersprach, als die Curie behauptete: jeder im Dienste der Kirche oder der Päpste geführte Krieg sei für den Theilnehmer eben so verdienstlich als der Kampf für das heilige Land. Bald waren Theorie und Praxis des permanenten, von den Päpsten geleiteten und ausgenützten Religionskrieges vollständig entwickelt. Sobald eine Angelegenheit als Glaubenssache (negotium fidei), ein Fürst oder ein Land als ketzerisch oder kirchenfeindlich erklärt waren, pflegte das Oberhaupt der Christenheit gegen sie einen Kreuzzug aufzubieten, dessen Theilnehmer gleiche

Rechte und Seligkeitsmittel, wie die Kämpfer für das heilige Land, genießen sollten. Als Innocenz III. gegen das Languedoc mit den angrenzenden Gebieten einen Kreuzzug aufbot, weil dort viele Anhänger der katharischen und valdesischen Lehren lebten, erregte dieß nirgends Befremden oder Widerspruch. Die Gräuel dieses Krieges übertrafen alles was man bisher im Abendlande gesehen hatte; aber man weiß nur von einem einzigen Mann, dem Franzosen Guillaume, Clerc de Normandie, der zu gestehen wagte: der Albigenserkrieg sei das schmachvollste Ereigniß jener Zeit.

So wurde im J. 1232 der friesische Stamm der Stedinger, weil er dem Erzbischof von Bremen den Zehnten weigerte, unter dem Vorwand der Ketzerei, durch ein von Gregor IX. aufgerufenes Kreuzheer besiegt und vertilgt. Wenige Jahre darauf, 1239, ließ derselbe Papst das Kreuz gegen Kaiser Friedrich II. predigen. Von 1250 bis 1265 übertrafen die Päpste noch ihre Vorgänger in Aufrufen zu Religionskriegen: da gab es Irrgläubige in der Lombardei, die ausgerottet werden sollten; da sollten die letzten Staufer, der deutsche König Konrad IV. und sein Bruder König Manfred, durch Kreuzheere gestürzt werden; gleichzeitig rief Rom zum Krieg gegen Herzog Boleslav von Liegnitz, weil er einen Bischof verhaftet hatte; Clemens IV. befahl einen Kreuzzug gegen die englischen Barone, weil sie ihre Magna Charta gegen seinen Gönner und Schützling Heinrich III. vertheidigten, und daneben sollten auch die Heiden im Norden, die noch unbekehrten lettischen und finnischen Volksstämme, mit dem Schwerte zur Taufe gezwungen werden.

Jahrhunderte lang waren die heidnischen Völker mit den sanften Mitteln des gepredigten Wortes und der zwanglosen Ueberredung oft leicht und rasch der Kirche gewonnen worden: so war es bei Germanen und Slaven, so hatte auch die byzantinisch griechische Kirche noch ganz Rußland christlich gemacht. Die Glaubensboten hatten mitunter keinen, oft nur geringen und bald überwundenen Widerstand gefunden. Nur dann wenn die Missonäre zugleich die Werkzeuge eines fremden Eroberers zu sein schienen,

wenn Ausbreitung des Christenthums und politische Unterwerfung Hand in Hand gingen, pflegten die Völker beharrlich zu widerstreben. Dadurch wurde die Bekehrung der Sachsen zu einem Wendepunkt in der Missionsgeschichte, und begann die von Karl dem Großen eingeführte und von den Päpsten erst gebilligte, später vorgeschriebene Bekehrung mit dem Schwert und der Brandfackel.

Die Theologen haben indeß die alte Lehre fortwährend, auch das Mittelalter hindurch, festgehalten: daß kein Ungetaufter, sei er Heide, Jude oder Muhammedaner, zum Glauben nnd zur Taufe gezwungen werden dürfe. Aber Päpste und Bischöfe kümmerten sich darum nicht; freiwillige Glaubensboten, wie sie früher so zahlreich gewesen, fanden sich seit dem elften Jahrhundert nur selten mehr; es war zu mühsam, erst die Sprache dieser Völker zu erlernen, zu gefährlich, schutzlos unter ihnen zu weilen. Und wenn das Orakel seiner Zeit, Sanct Bernhard, erklärte: die norddeutschen Christen sollten, statt nach dem heiligen Lande zu ziehen, gegen die wendischen Völker sich aufmachen, um sie zu vertilgen oder doch zu bekehren — aut delendas penitus aut certe convertendas nationes illas —, so war das ein verhängnißvolles, lange nachwirkendes Wort; aber er war eben ein Kind seiner Zeit, erzogen im Hildebrand'schen System, welches folgerichtig solche Früchte trug. In demselben Geiste sagte Innocenz III. den 400 vor seinem Throne zum lateranischen Concil versammelten Bischöfen: die päpstliche Autorität sei in ihre Hand gelegt, als das Todesinstrument, dessen sie zur Vertilgung der Gottlosen sich zu bedienen hätten. Die Mahnung wurde willig vernommen. So wurde der Religionskrieg mit seinen Verwüstungen, seiner Grausamkeit, seiner Verachtung und Vergeudung von Menschenleben, die Signatur eines vier bis fünf Jahrhunderte umfassenden Zeitraums. Ubi solitudinem faciunt, fidem appellant, konnte man bald nachher sagen, denn manche Volksstämme wurden durch die fortgesetzten Kreuzzüge mehr ausgerottet als bekehrt, und unter den durch Zwang und Terrorismus Getauften und zu lebenslänglicher

Heuchelei Genöthigten erhielt sich heimliches Heidenthum bis ins 16. Jahrhundert.

Wenn damals im Norden die Deutschen im Grunde doch mehr für ihren eigenen Vortheil, für die Erweiterung ihrer Herrschaft und die Ausbreitung ihrer Nationalität, unter der Fahne des Kreuzes fochten, so traten die Franzosen, alle anderen Völker hierin überbietend, fast immer als die Vorkämpfer des Papstthums auf und schlugen Roms Schlachten, — doch so, daß das französische Königshaus dabei fortwährend an Macht, das Königthum an Festigkeit gewann, die Nation freilich ungeheure Opfer an Menschenleben und Wohlstand für die Ziele der eng verbundenen päpstlichen und königlichen Politik zu bringen hatte.

Ein deutscher Priester schildert im Jahre 1288 nicht ohne Verwunderung, wie das gallische Volk sich doch so bereitwillig von den Päpsten zur Führung ihrer Kriege gebrauchen lasse und auf den Schlachtfeldern Europas und Asiens Ströme seines besten Blutes für die Sache der römischen Curie vergieße. Zahllos, sagt er, und nach Hunderttausenden zu berechnen sind die Franzosen, welche in dieser jüngsten Zeit im Orient, in Griechenland, in Sicilien, Calabrien, Apulien, in der Romagna, in Catalonien, Aragon und Ungarn durch Pest und Hunger und Schwert, zur See wie zu Lande, um's Leben gekommen sind. Und gerade französische Päpste sind es, die mit dem Leben ihrer Landsleute so verschwenderisch umgehen, vor allen der jüngst verstorbene Martin IV., der durch die Liebe zu seinem Volke die ganze Kirche verwirrt hat, indem er die ganze Welt nach gallischer Weise — d. h. nach den Wünschen und Interessen der Franzosen — regieren wollte, den Franzosen aber, der Nation wie der Dynastie, größeren Schaden zugefügt hat, als er vielleicht durch Verfolgung hätte thun können.*

Nun leuchtet aber ein, daß diese zahlreichen Kreuzzüge und

* S. die Notitia saeculi bei Karajan, Zur Geschichte des Concils von Lyon.

Religionskriege im Nordosten, im Süden und im Herzen von Europa, dem Christenstaat in Asien, welcher aus sich selbst sich nicht zu behaupten, nicht zu schützen vermochte, die Lebenskräfte entziehen mußten. Da der Dienst diesseits wie jenseits des Meeres gleich große Gewißheit des Ablasses und der Seligkeit gewährte, so zogen die meisten den näheren, minder gefahrvollen und minder mühseligen Dienst vor, um so mehr, als er obendrein fast immer reichere Beute versprach. Daran daß Jerusalem nach Saladin's Tode und trotz der Zwietracht und Schwäche der Muslimen nicht wieder gewonnen wurde, waren zumeist die Albigenserkriege Schuld, welche dem französischen Adel angenehmere und lohnendere Beschäftigung gewährten. Die gleiche Ursache päpstlicher Kriegführung entzog später dem König Ludwig IX. in Palästina die nöthige Hülfe und zwang ihn ohne jeden Erfolg heimzukehren. So zerstörten die späteren Päpste, bewußt und unbewußt, das Werk, welches ehedem Urban II. gegründet hatte.

Man konnte sich es am Schlusse des 13. Jahrhunderts nicht verbergen: es war eine vollständige Niederlage des Christenthums, womit die Kreuzzüge endeten. Die europäischen Fürsten und Völker, Klerus und Laien, alle waren besiegt von ihrem alten Todfeinde, dem Islam. Man hat bemerkt, daß bei den Franken in Syrien nur ein Mal ein Gottesgerichts-Kampf stattgefunden habe. Aber die ganze zweihundertjährige Kette der Kreuzzüge war für den einen wie für den anderen Theil ein einziges großes Gottesgericht gewesen. Die Christen waren die Herausforderer, die Angreifer, und sie unterlagen. Mehr noch: sie legten zugleich den Grund zu künftigen neuen Verlusten und bahnten einem schlimmeren Feinde die Wege bis in's Herz von Europa.

Das Endurtheil über die Kreuzzüge kann nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein. Das Ziel, welches die abendländische Welt so beharrlich und einstimmig verfolgte, war nicht, wie man im vorigen Jahrhundert meinte, ein Phantom, dem man in schwärmerischer Verblendung nachjagte. Es war wirklich die dem christlichen Europa durch die Natur der Dinge gesetzte, wenn auch

damals nur von wenigen erkannte Aufgabe, die vorderasiatischen Länder am Mittelmeere wieder zu gewinnen und einen nie zu versöhnenden, unablässig vordringenden Feind abzuwehren. Aber die Leitung des großen Unternehmens war von Anbeginn durchaus verkehrt; die Beweggründe, die man geltend machte, die Mittel und Anstalten — alles trug einen Keim der Auflösung, ein Gift der Selbstzerstörung in sich. Die verkehrte Buß- und Ablaßtheorie der damaligen Kirche lastete wie ein erdrückender Alp auf den Heereszügen der Franken und ihren syrischen Gründungen.

Die zwei weltbewegenden Dogmen der damaligen Kirche — die Buß- und Ablaßtheorie und die Lehre von der gottgewollten Weltleitung durch den Papst — vermochten wohl gewaltige Menschenmassen nach Asien zu treiben und sie dort Schlachten gewinnen zu lassen; aber sie waren unmächtig, Fürsten und Völkern jene Tugenden einzuflößen, welche allein den dauernden Besitz des im Sturmlauf Gewonnenen sichern konnten: Zucht und Disciplin, entsagende Selbstbeherrschung, einträchtiges, ausharrendes Streben nach einem gemeinsamen, klar erkannten Ziele.

Der Untergang des asiatischen Christenreiches war eine wohlverdiente Strafe für die Laster und Verbrechen der Christen — so sagten die Zeitgenossen, und der Historiker wird ergänzen: er war die unausbleibliche Folge der von den leitenden Häuptern begangenen Mißgriffe und der durch den Kampf der Hierarchie mit den Staaten herbeigeführten europäischen Zerrüttung und Zwietracht. Gerade in jenen Jahren christlicher Agonie in Syrien, am Ende des 13. Jahrhunderts, erhob sich im inneren Kleinasien der noch kleine und ungenannte Türkenstamm der Osmanen, bestimmt, zunächst der Erbe des zerfallenden Seldschukenreiches, und dann der Zerstörer und Nachfolger des byzantinischen Kaiserthums zu werden. Es währte noch lange, bis die christlichen Mächte des Westens erkannten, welch ein furchtbarer Gegner ihnen in diesem neuen Träger des Islam erwachsen sei. Sie hatten ihm wirksam vorgearbeitet und die Bahn ihm geebnet, indem sie, wie durch militärische Eroberung und Verwüstung, so durch kirchliche

Befehdung die Vormauer des Christenthums, das byzantinische Reich, herabgebracht, seine Kraft gebrochen hatten. Das christliche Europa ließ es ruhig geschehen, daß die Stadt, welche, wie keine andere, ihrem Besitzer Stellung und Mittel zur Aufrichtung einer Weltmonarchie gewährt, an dieses Osmanenvolk verloren ging. Mit dem Jahre 1453 schloß der zweite Act des großen welthistorischen Dramas, dessen erster mit dem Jahre 1291 zu Ende gegangen war, und dieser Schluß war für die Christenheit noch unehrenhafter als der des ersten. Jetzt sind wir dem Ende des dritten Actes nahe, sehr nahe gerückt; wird der Ausgang dießmal für die Ehre, die Sicherheit und den Frieden des christlichen Europa besser sorgen? Wird er der Einsicht und Willensreinheit der Fürsten und Staatsmänner, welche unsere Geschicke lenken, ein günstigeres Zeugniß ausstellen? — Es ist wohl keiner unter uns, der auf diese Fragen mit einem zuversichtlichen Ja oder Nein sich zu antworten getraute. Wir alle schwanken zwischen Befürchtungen und Hoffnungen.

IX.

Die Juden in Europa.*

Die Akademie begeht heute, vorausgreifend, das Geburtsfest ihres königlichen Herrn und huldreichen Beschützers. Ein solcher Festtag ist zunächst den einfachsten, reinsten, erhebendsten Gefühlen geweiht: Liebe, Verehrung, Dankbarkeit. Dann aber ist er auch ein Zeitpunkt, in welchem wir uns gerne den Monarchen vergegenwärtigen, wie er, prüfend und sinnend, die Angelegenheiten seines Volkes, den Zustand Deutschlands erwägt, die bedeutungsvollen Ereignisse des Tages, ihre Tragweite sorglich bedenkend, vor seinem Geistesauge vorüberziehen läßt. Und so lenken sich unwillkürlich unsere Gedanken auf die jüngsten Begebenheiten, auf die ernsten Probleme, welche so laut und gebieterisch sich vordrängen.

Nicht der geringsten Fragen eine ist die semitische, die seit einigen Jahren schon Deutschland bewegt. Schroff stehen die Parteien sich gegenüber, und wie es im 13. Jahrhundert hieß: „Hie Welf, hie Waibling," so tönt es heute durch Deutschlands Gauen: Hie Semit und Semitenfreund, hie Antisemit. Mit nicht geringer Verwunderung haben wir wahrgenommen, daß gerade in der Hauptstadt des Reiches der Streit so heftig entbrannt ist, selbst unter denen, die zur Aristokratie des Geistes gehören. Ist nun auch der Süden Deutschlands bis jetzt weit weniger als der Norden in die Bewegung hineingezogen, so sind doch die dort sich regenden Trieb-

* Rede, gehalten in der Festsitzung der Münchener Akademie am 25. Juli 1881.

federn auch in unserer Nähe nicht ohne Kraft. In unseren Tagen darf die Wissenschaft nicht mehr, wie dieß früher geschah, sich selbstgenügsam vom großen Markte des Lebens entfernt halten; vielmehr hat sie die stärksten Gründe, sich mit ihren besten Früchten an der Lösung der unserer Zeit und Nation gestellten Aufgaben zu betheiligen, um mit allen social erhellenden und belebenden Kräften, empfangend und gebend, sich zu verbinden.

So sei denn eine der Spenden, welche die Akademie heute, am Festtag ihres königlichen Beschützers, darbringt, ein Versuch zu zeigen, wie diese Dinge so geworden, wie der Knoten, dessen Lösung heute Niemand anzugeben vermag, allmählich sich verschlungen hat, und wie die Lebenslehrerin Geschichte drohenden neuen Verirrungen den warnenden Spiegel vormals begangener Mißgriffe entgegenhält.

Das Schicksal des jüdischen Volkes ist vielleicht das erschütterndste Drama der Weltgeschichte.

Wenn die griechischen Tragiker vorzugsweise die „Hybris", den übermüthigen Mißbrauch der Gewalt, als das dunkle, die Menschen in's Verderben ziehende Verhängniß darzustellen pflegen, so tritt uns in den Schicksalen dieses Volkes eine, ich möchte sagen, mittelalterliche Hybris, als der schwer auf ihm lastende Fluch entgegen — eine Hybris, gemischt aus religiösem Fanatismus, gemeiner Habgier und instinctartiger Racenabneigung. Sie war das Ergebniß jenes sittlichen und intellectuellen Gebrechens, welches viele Jahrhunderte lang auf den Höhen der Menschheit, wie unten in der Menge, gleichmäßig geherrscht hat, zum Theil noch in weiten Kreisen vorhanden ist, wenn auch jetzt durch Sitte, Furcht und öffentliche Meinung gebändigt. Dieses Gebrechen war und ist, kurz ausgedrückt, der Mangel des Gerechtigkeitssinnes.

Wir kennen sie, jene Mächte und ihre Werkzeuge, welche auch heute noch in allen ersinnlichen Wendungen und Verhüllungen stets den einen Gedanken wiederholen: wir allein sind im Besitz der vollen, Rettung bringenden Wahrheit, und darum muß uns

auch Alles gewährt werden und Alles uns erlaubt sein, was zur Verbreitung und Geltendmachung dieser Wahrheit nothwendig oder dienlich ist. Wo dieses Princip herrscht, wie es denn in dem ganzen Jahrtausend von 500 bis 1500 herrschte und heute noch von denen vertreten wird, welche die mittelalterliche Weltanschauung festhalten, da muß selbst der Begriff der Gerechtigkeit als verdammlicher Wahn erscheinen — jener Gerechtigkeit nämlich, welche den Menschen nach seiner Erziehung, seinen Neigungen und Vorurtheilen zu verstehen, sich in seinen Gedanken- und Sympathienkreis zu versetzen und ihn demgemäß zu behandeln, zu entschuldigen, sein Abweichen von unseren Bahnen des Denkens, Glaubens und Handelns zu ertragen, sein Recht der Selbstbestimmung zu achten vermag. Die christliche Religion hat diese Gerechtigkeit zusammengefaßt in dem Gebote der Nächstenliebe nach dem Maße der Selbstliebe; aber in fast unabsehbarem Umfang ist von den Herrschenden wie von der Masse, von den Lehrern wie von den Zöglingen, von Wissenden und Unwissenden, dieses höchste Gebot nicht verstanden, ignorirt, übertreten worden.

Wie es jetzt in der Gegenwart damit stehe, das zu sagen ist nicht meine Aufgabe.

Das aber ist leicht zu erkennen, daß eine Nation um so viel höher steht als Trägerin der Cultur, je größer in ihr die Zahl der von dieser höheren Gerechtigkeit durchdrungenen Personen ist und je besser ihre Institutionen dieselbe zu schirmen und zu bethätigen geeignet sind. Wo die Wechselbeziehungen der Menschen zu einander das religiöse Gebiet berühren, da pflegt man den Mangel der hier erörterten Tugend Fanatismus zu nennen, und es hat Zeiten gegeben, in denen auch die besten Männer und die edelsten Charaktere fanatisch dachten und handelten, so daß nunmehr für uns die Nothwendigkeit sich ergibt, in dem Weltgericht der Geschichte, die Wohlthat jener Gerechtigkeit gerade auch ihnen angedeihen zu lassen, ihnen, welche sie selber im Leben verläugnet und ihren Mitmenschen versagt haben!

Schon vor der Zerstörung ihrer Hauptstadt und ihres Na-

tionalheiligthums waren die Juden das wohl am weitesten verbreitete aller Völker, und wenn Strabo sagte, man könne nicht einen Ort in der Welt finden, der nicht Juden beherberge und nicht in ihrer Gewalt sei, so reichte diese Welt über die Länder um das Mittelmeer herum, und in Asien bis ins persisch-parthische Reich hinein. Durch massenhafte Wegführungen, durch halb freie, halb erzwungene Colonisation, durch Kriege und Sklavenhandel, allmählich auch durch ihren immer mehr auf Handelsgeschäfte sich richtenden Unternehmungsgeist, waren sie eine Diaspora geworden, welche, zahlreich besonders in den Seestädten, meist griechisch redend und vielfach von griechischer Bildung durchdrungen, doch überall fest zusammenhielt und ihr eigenes Gemeindeleben sich bewahrte. Gleich den anderen Bewohnern des Reiches genossen sie die Wohlthat des römischen Rechtsschutzes. Von den Kaisern wurden sie im Ganzen mehr geschützt, selbst bevorzugt, als mißhandelt; ihre Vorsteher erfreuten sich selbst einzelner Vorrechte. Enge sich an einander schließend und einander helfend und fördernd, waren sie auf allen Erwerbsgebieten überlegene Mitbewerber, daher gehaßt. Wenn ihre Beschneidung, ihre Sabbathfeier, ihre Speisegesetze und ihre scheue Absonderung vielfach Spott und Verachtung erregten, so lag doch auch in ihrem Cultus des einen, bildlosen, rein geistigen Gottes für den polytheistisch übersättigten Heiden eine mächtige Anziehungskraft. Feinde sind sie der Götter wie der Menschen! — so lautete häufig das Urtheil der heidnischen Volksmassen über das ihnen unbegreifliche Wesen dieser Nation. Um die Zeit des römisch-jüdischen Krieges fielen sie nicht selten zu Tausenden als Opfer heidnischer Volkswuth.

Sie hatten schon wieder einen Mittelpunkt und ein Oberhaupt; in dem Städtchen Jamnia in Palästina hatte ein Synedrium sich gebildet, dessen Vorsitzer als Patriarch der ganzen Nation geehrt und anerkannt ward. So hatte man zugleich einen obersten Gerichtshof und eine Hochschule.

Aber gerade damals und in Folge des gewaltigen, durch die letzten Kriege gesteigerten Zelotenthums zog sich der Judaismus

krampfhaft in sich zusammen; die pharisäische Denk- und Anschauungsweise wurde ausschließlich herrschend, stieß alles Fremdartige, wie Hellenismus und Essäismus, aus; der Talmud, der sich, alle Glieder fest verbunden haltend, wie ein eiserner Reif um die Nation legte, vollendete die Abschließung um so sicherer, als römische Gesetze Personen, die nicht jüdischer Geburt waren, zu beschneiden untersagten.

Indessen die Lebensfrage war: wie jene, welche die Zukunft in ihrem Schooße trugen, — die Christen — sich zu den Juden stellen würden? Die älteste Kirche blieb hierin dem Beispiel und Wort ihres Meisters und der Lehre der Apostel getreu. Sie glaubte also und lehrte: Erstens, der Tod Christi, den die Häupter der Juden und ein Theil des Volkes zu Jerusalem verschuldet, ist keineswegs eine auf der ganzen Nation fort und fort lastende Schuld; vielmehr hat Christus selbst für seine Kreuziger um Verzeihung gebetet und dieses Gebet ist erhört worden, wie denn auch Petrus, gleich seinem Meister, ihr Vergehen mit ihrer Unwissenheit entschuldigt. Zweitens das Volk ist keineswegs von Gott verstoßen, wenn auch seine Zerstreuung, der Untergang seines Staatswesens, seines Tempels und seiner Hauptstadt, als Strafe anzusehen ist. Israel bleibt das auserwählte Volk, da Gott seine Wahl und Verheißung nicht zurücknimmt. Einst, wenn die Fülle der Heiden eingegangen, wird auch Israels Fülle gläubig, und mit den Gläubigen aus dem Heidenthum e i n e einträchtige Gemeinschaft werden. Von dieser aus dem Neuen Testament geschöpften Anschauung ausgehend, mahnten die weisesten und angesehensten unter den Kirchenlehrern: das jüdische Volk sei ein zeitweilig verirrter Bruder, der früher oder später in's Vaterhaus zurückkehren werde, immer aber der Träger unwiderruflicher Verheißungen sei und bleibe. Damit sei den Christen gegen das Volk, welchem Christus und die Apostel angehört, ohne sich von demselben trennen zu wollen, die Pflicht der duldsamen, geduldig harrenden Liebe vorgezeichnet. Der gelehrteste und geistvollste der älteren Väter, Origenes, erklärte: Sie sind und bleiben unsere

Brüder, die nur später mit uns sich vereinigen werden, dann nämlich, wenn wir durch unseren Glauben und unser Leben sie zum Wettstreit mit uns werden erweckt haben. Selbst noch Augustin sprach es öfters aus: In den Herzen der Christen lebt die Zuversicht und äußert sich fortwährend, daß die Söhne der heutigen Juden einmal mit den Christen in einen Glauben verschmelzen werden. Diese Sinnesweise der ältesten Kirche schwand jedoch, als das Christenthum römische Staatsreligion geworden war, und das römische Heidenthum in Masse, mit seinem Haß und seiner Verachtung der Juden, theils willig, theils gedrängt und gezwungen, sich zum Christenthum bekannt hatte. Schon verboten die Synoden mit einem Juden zu essen, und der, noch ungetauft zum Bischof von Mailand erhobene Ambrosius nannte die Verbrennung einer Synagoge in Rom durch den Pöbel ein gottgefälliges Werk und schalt den Wiederaufbau heischenden Kaiser Maximus einen Juden. Der Ton in den Schriften der Christen wird nun, mit seltenen Ausnahmen, feindseliger, der Brudername verschwindet; nicht mehr mit Unkenntniß, sondern mit böswilliger Verhärtung wird ihr Fernbleiben von der Kirche erklärt. Die Hoffnung einer künftigen Vereinigung wird zwar festgehalten, aber man verlegt sie gleichsam in den entlegensten Winkel der Zukunft, in die letzten Tage vor der Endkatastrophe und dem Weltgericht. Es nahm sich aus, als ob man das Zusammenleben mit Israel in einer einzigen Gemeinschaft, in welcher dann freilich Israel, nach der biblischen Lehre, wieder in seinen angestammten Primat eintreten würde, als eine lästige und verdrießliche Sache gern auf wenige Tage oder Monate beschränkt hätte.

Die christlichen Kaiser hatten in ihren Gesetzen an den Rechten und Freiheiten der Juden nichts wesentliches geändert, bis Theodosius II. sie im Jahre 439 von allen Aemtern, auch den städtischen, ausschloß, was dann für ihre Stellung wie im oströmischen Reiche so auch in Europa maßgebend wurde, da das Gesetz in Justinian's Codex überging.

Im Abendlande begegnen wir den ersten Zwangsbekehrungen

Ende des sechsten Jahrhunderts im fränkischen Reiche: Avitus in Clermont und die Könige Chilperich und Dagobert gaben das Beispiel. Es ward bald im spanischen Westgothenreiche im großen Stil nachgeahmt. Hier, wo die Bischöfe den Staat beherrschten, ließ König Sisebut im Jahre 612 den Juden nur die Wahl auszuwandern oder sich taufen zu lassen. Viele wählten das letztere, kehrten aber später zum Judenthum zurück, und nun begann eine Reihe von Gewaltmaßregeln, um die getauften wider ihren Willen in der Kirche festzuhalten und ihren Rückfall zu rächen — so verordnete es ein Decret der Nationalsynode von Toledo —, ein verhängnißvoller Beschluß, der mehr Blut und Thränen gekostet hat, als irgend ein Gesetz des heidnischen Alterthums, denn er diente als Regel für unzählige Thaten der Folgezeit.

Im Frankenreiche bewegten sich längere Zeit hindurch die Verordnungen der bischöflichen Concilien wesentlich innerhalb des von den Kaisern gezogenen Kreises. Man verbot den Juden die Ehe mit Christen, den Besitz und Verkauf christlicher Sklaven, das Richteramt über Christen; auch das Zusammenspeisen von Juden und Christen und der Gebrauch eines israelitischen Arztes wurden untersagt. Bittere Feindseligkeit gegen das Volk athmen im fränkischen Reiche zuerst die Schriften der Erzbischöfe Agobert und Amolo von Lyon um das Jahr 848; der letztere empfahl Sisebut's Handlung als eine gottgefällige und nachahmungswerthe — ein böses Zeichen kommender Dinge. Indessen zeigen diese Schriften auch: einestheils, daß damals von einer wucherischen Aussaugung der Christen durch die Juden noch nicht die Rede war, und dann, daß der Kaiser, die Staatsbeamten und selbst das Landvolk den Juden noch wohlwollten und die Staatsgewalt sie schützte.

Aber mit dem Ausgang des elften Jahrhunderts trat eine für Christen wie für Juden und Heiden verhängnißvolle Wendung ein. Die höchste Autorität in der abendländischen Welt hatte das Princip der Religionskriege verkündet, und das Mittel gefunden, diese zu nähren und stets wieder hervorzurufen. Es war ein sündetilgendes und heilbringendes Werk geworden, nichtchristliche

Völker zu bekriegen, Heiden und Ungläubige zum Glauben zu zwingen, die Widerstrebenden zu berauben und zu vertilgen. Da mußte unvermeidlich auch die Lage des israelitischen Volkes weit schlimmer als früher sich gestalten, und wenn Europa auch im Großen und Ganzen stetige Fortschritte in der Bildung geordneter Staatswesen machte, dem Judenvolke kamen diese Fortschritte nicht zu Statten, vielmehr brachte jedes Jahrhundert vor der Reformation eine Steigerung seines Elends. Denn der Israelit war in den Augen der damaligen Christen schlimmer als ein Ungläubiger; er hieß in der officiellen Kirchensprache perfidus, das heißt ein Mensch, der weder Treue noch Glauben verdient. Oremus et pro perfidis Judaeis, heißt es in der Charfreitags-Liturgie, und alle Theologen und Kanonisten jener Zeit bedienen sich dieses Ausdrucks. Der Jude sollte gemieden werden wie ein Pestkranker, dessen Hauch schon ansteckt, wie ein gefährlicher Verführer, dessen Rede das Gift des Zweifels und Unglaubens birgt. Den Laien war verboten, von Religion auch nur ein Wort mit ihm zu sprechen.

Als daher die Schaaren der Kreuzfahrer zum Kriege gegen die Muhammedaner in Asien auszogen, erschlugen sie zuerst die Juden in der Heimath und plünderten ihre Häuser. Und das Königreich Jerusalem begann sein Dasein damit, daß die dort lebenden Israeliten zusammt ihren Synagogen verbrannt wurden.

Das waren Thaten fanatischer, zuchtloser Banden. Aber auch für Fürsten und Völker, für Priester und Laien, waren natürlich die Aussprüche der Päpste und der Concilien über Rechte und Pflichten der Christen gegen die Juden maßgebend.

Früher hatten sich die römischen Bischöfe mit den Juden nicht befaßt; ihre Briefe und Verfügungen in den ersten sechs Jahrhunderten enthalten nichts über sie, die Kaiser-Gesetze scheinen ihnen genügt zu haben. Gregor der Große schützte die Juden unermüdlich gegen die in Unteritalien häufigen Gewaltthätigkeiten, verbot sie zum Christenthum zu zwingen; aber indem er ihren Uebertritt durch gewährte Vortheile erkaufte, stellte er den bedenklichen und bei späteren Zwangsbekehrungen oft angerufenen Satz

auf: die Kirche gewinne damit, wenn auch nicht die erkauften selbst, doch gewiß ihre Kinder.

Von da an schweigen die Päpste fast drei Jahrhunderte lang über das Judenvolk. Seit der Mitte des neunten Jahrhunderts vollzog sich die erste mächtige Erhebung des Papstthums durch Pseudo-Isidor, Nikolaus I. und seine nächsten Nachfolger. Als nun Stephan VI. (885—891) das lange Schweigen brach, war bereits in Rom eine höchst feindselige Stimmung an die Stelle der früheren Milde getreten. In tödtliche Angst, schrieb der Papst dem Erzbischof von Narbonne, habe ihn die Kunde versetzt, daß dort die Juden, diese Gottesfeinde, durch königliche Verleihung Grundeigenthum (Allod) besäßen, und daß Christen mit diesen Hunden zusammenwohnten und ihnen noch Dienste leisteten, da ihnen doch zur Strafe für den Tod Christi alle von Gott selbst beschworenen Gewährungen und Verheißungen genommen worden.

Damit war die Losung gegeben, die neue Bahn betreten, auf der man nun weiter schritt. Wohl gelang es den Juden nicht selten päpstliche Schutzbriefe zu erwirken. Das Verbot, sie zur Taufe zu zwingen, zu berauben und todtzuschlagen, ward öfters erneuert; aber während sonst, auch in geringfügigen Dingen, Bann, Interdict, Vervehmung und andere drastische Mittel angedroht und verhängt wurden, blieb es in diesen Bullen bei der allgemeinen Mahnung; die Pönalsanction fehlte.* Die Könige und der hohe Adel gaben überall das Beispiel gesetzloser Unterdrückung, Mißhandlung, Ausplünderung der Juden, und es findet sich nicht, daß die Päpste dieß ihnen etwa verwiesen oder der gequälten sich gegen sie angenommen hätten. Im Gegentheil, als Philipp August die französischen Juden beraubte und verbannte, erklärte Cölestin III.: von göttlichem Eifer entbrannt habe dieß der König gethan.** Und wenn ein geistlicher Fürst, um völlig sicher zu sein, zur Vertreibung der Juden sich die

* Eine Ausnahme macht die Bulle Innocenz' IV. von 1247.

** Revue des études Juives. Paris 1880. I, 118.

päpstliche Ermächtigung erbat, so ward sie ihm bereitwillig ertheilt. Die Erklärung Innocenz' III., daß das ganze Volk seiner Schuld wegen zu immerwährender Sklaverei von Gott bestimmt sei, wurde die stets angerufene Magna Charta für alle, denen nach dem Besitz der Juden und ihres Erwerbs gelüstete; nach ihr handelten Fürsten und Völker. Ihr Eindruck wurde auch nicht dadurch gemildert, daß die Päpste ihre gelegentlichen Schutzbriefe lediglich auf das Prophetenwort von dem überbleibenden Reste stützten, der in der letzten Weltperiode bekehrt werden sollte; — ein solches Bruchstück des Judenthums werde, meinte man, wo nicht in Europa, doch jedenfalls in Asien immerhin sich erhalten.

Die folgenden Päpste hielten an den Grundsätzen und Forderungen Innocenz' III. fest. Bauten die Juden sich eine neue Synagoge, so mußte sie niedergerissen werden; nur die alten durften sie ausbessern. Kein Jude darf gegen einen Christen Zeuge sein, das Tragen des Abzeichens, des Hutes oder des gelben Tuches, sollten die Bischöfe mit allen Zwangsmitteln durchsetzen. Dieses Gesetz des Abzeichens war besonders hart und grausam; denn bei den häufigen Meutereien und Tumulten in den Städten fielen die Juden um so leichter in die Hände der Wüthenden, die sie auf den ersten Blick erkannten, und auf Wanderungen wurden sie unentrinnbar die Beute der zahlreichen Strauchritter und Strolche, die natürlich jeden Juden für vogelfrei hielten. In Spanien war daher den Juden erlaubt worden, auf Reisen beliebige Kleider zu tragen, was jedoch bald wieder zurückgenommen wurde.*

Vorzüglich Eugen IV., der die von Martin V. gemachten humanen Zugeständnisse wieder umstieß, verschärfte die ohnehin schon erbarmungslose kirchliche Gesetzgebung, so daß man fragen mußte, wie denn, wenn das alles genau eingehalten ward, diese Menschen ihr elendes Dasein noch fristen konnten.

Was die Päpste etwa unerwähnt ließen, das ergänzten die

---

* Amador de los Rios, Historia de los Judíos de España. III, 412.

Concilien der einzelnen Länder; sie verboten z. B., daß ein Christ einem Juden ein Haus vermiethe oder verkaufe, daß er Wein von ihm kaufe. Zu all dem kamen noch die oft erneuerten Befehle, alle Exemplare des Talmud und die Erläuterungsschriften über ihn, also den weitaus größten Theil der jüdischen Literatur, zu verbrennen — wegen der dem Christenthum feindlichen Stellen, die sich darin finden sollten —, woraus dann wieder Quälereien, Verfolgungen, Einkerkerungen in Fülle sich ergaben. Es schien, als ob die Mächtigen der Erde für das gepeinigte Volk nur Steine statt des Brodes und auf ihre Bitten und Fragen keine Antwort hätten, als die, welche die Ahnen dieses Volkes einmal ihrem Tyrannen Herodes gegeben: als er sie fragte, was er denn für sie thun solle, hatten sie ihm zugerufen, er solle sich aufhängen!

Die neue Theorie von dem Sklavenstande der Juden ward nun auch von den Theologen und Kanonisten adoptirt und ausgebildet. Thomas von Aquin, dessen Lehren in der ganzen römischen Kirche als unantastbar gelten, entschied: die Fürsten könnten über das Vermögen dieser zu ewiger Knechtschaft verurtheilten Menschen ebenso verfügen, wie über ihre eigenen Güter.* Eine lange Reihe von Kanonisten baute auf denselben Grund die Behauptung, die Fürsten und Herren könnten den Juden ihre Söhne und Töchter mit Gewalt wegnehmen und sie taufen lassen.** Daß ein getauftes Judenkind dem Vater nicht gelassen werden sollte, wurde allgemein gelehrt und besteht noch immer als kirchliche Forderung. Die Fürsten hatten inzwischen die päpstliche Lehre von der gottgewollten ewigen Sklaverei der Juden begierig ergriffen und Kaiser Friedrich II. baute darauf den Anspruch,

---

* De regimine Judaeorum ad Ducissam Brabantiae. Opp. XVII. 192.

** Die Glosse zu c. Judaeorum, c. 289, 1, ed. Lugdun. 1594, p. 1545 mißbilligt zwar dieses gewaltsame Taufen der Judenkinder, aber nur wenn es indistincte geschieht, und insofern als, wenn es ganz allgemein geschähe, es bald keine Juden mehr geben würde, während doch ein Rest zur Erfüllung der Weissagungen fortbestehen müsse

daß ihm als Kaiser alle Juden zugehörig seien, nach der damaligen Logik, daß das Herrenrecht über sie von den alten römischen Kaisern auf ihn, als deren Nachfolger, übergegangen sei. Sein Sohn Konrad IV. gebrauchte bereits den Ausdruck: „Knechte unserer Kammer“, und der Schwabenspiegel wußte, daß „König Titus sie zu eigen gegeben habe in des Reiches Kammer“. König Albrecht verlangte sogar von König Philipp von Frankreich die Auslieferung der französischen Juden, und später sagten die Juden selber in einer Denkschrift an den Rath von Regensburg: sie gehörten dem Kaiser, damit er sie vor gänzlicher Ausrottung durch die Christen bewahre, und sie zum Andenken an das Leiden Christi erhalte.* Seit dem 14. Jahrhundert wird diese Kammerknechtschaft als vollständige Sklaverei gedeutet und gehandhabt: „Ihr gehört“, sagt Kaiser Karl IV. in einer Urkunde den Juden, „uns und dem Reiche mit Leib und Gut an, wir mögen damit schaffen, thun und handeln, was wir wollen und was uns gutdünkt.“** In der That gingen die Juden, wie ein Waare, häufig aus einer Hand in die andere; der Kaiser erklärte bald da, bald dort ihre Schuldforderungen für getilgt und ließ sich dafür eine hohe Geldsumme, gewöhnlich dreißig vom Hundert, für seine Kammer zahlen.

Der Schutz, den Kaiser und Reich den Kammerknechten gewähren sollten, war häufig illusorisch, selbst dann, wenn man ihnen Privilegien verlieh; thatsächlich blieben sie rechtlos. Nur wo der Eigennutz gebot, die doch vielfach brauchbaren und einträglichen Menschen nicht völlig zu Grunde richten zu lassen, griffen die Regierungen ein. Sonst war, vom Kaiser herab durch alle Stände bis zum Pöbel, Jedermanns Hand wider sie. Häufig war ihnen auch der Schutz nur auf eine bestimmte Zeit zugesichert, nach deren Ablauf sie so gut wie vogelfrei waren, wenn sie nicht sogleich eine Erneuerung des Schutzbriefes mit viel Geld

---

* Gemeiner, Regensburger Chronik, zum J. 1477. III, 602.

** Bei Hegel, Chroniken der deutschen Städte, 1, 26.

erkauften. Sie wurden benützt wie Schwämme, die man sich vollsaugen ließ, um sie dann auszudrücken. Was im Jahre 1390 vorging, verdient zu steter Warnung im Gedächtnisse der Deutschen aufbewahrt zu werden. König, Fürsten, Adel und Städte waren durch langen Bürgerkrieg gleichmäßig verschuldet; da befolgte man das von Frankreich bereits gegebene Beispiel. Auf dem Reichstag zu Nürnberg wurden alle Judenschulden im Reiche niedergeschlagen, wofür die Schuldner fünfzehn Procent an die königliche Kasse zahlten. Dabei gewannen z. B. der Herzog von Bayern, der Graf von Oettingen, die Stadt Regensburg je 100,000 Goldgulden.

Hatte einmal ein Fürst den Juden seines Landes oder auch dem einen oder anderen sich günstig gezeigt, etwa durch Verleihung eines Grundstückes oder eines Amtes, so erschien sofort ein päpstlicher Mahn- und Strafbrief mit der Erinnerung, daß nie ein Sohn der Magd einem Sohne der Freien vorgezogen werden dürfe. Päpstliche Cardinal-Legaten ließen auf Concilien — wie zu Wien im J. 1267 — verfügen, daß kein Jude in einem Badehause, einem Wirthshaus, einer Herberge zuzulassen sei, daß kein Christ Fleisch von einem Juden kaufen dürfe, weil er sonst leicht von diesem tückisch vergiftet werden könne. Die Synode von Salamanca im Jahre 1335 erklärte, Aerzte mosaischen Glaubens böten nur darum ihre Dienste an, weil sie das christliche Volk — also die Bevölkerung von ganz Europa — nach Kräften ausrotten wollten.

So wurden Haß und Abscheu gesäet und Massenmord geerntet. Gewöhnt an die Vorstellung, daß jeder Jude der geborene Feind und Schuldiger der Christen sei, hielten die Völker in einer Zeit, die ohnehin mit Vorliebe, ja mit Begier, das Gräßliche und Unnatürliche gläubig ergriff, die Juden jedes Verbrechens, auch des unwahrscheinlichsten oder unmöglichen, für fähig. Seit dem 12. Jahrhundert ging die Sage, die Juden bedürften Christenblut, die einen meinten: zu ihrer Osterfeier, die anderen: als Heilmittel gegen ein geheimes Erbübel; deshalb ermordeten sie

jährlich einen Knaben. Daneben wollte man auch wissen, daß sie jährlich einen Christen, dem Erlöser zum Hohne, kreuzigten.

Ward irgendwo ein Leichnam, an dem sich Gewaltspuren zeigten, ein todtes Kind gefunden, so mußte ein Jude der Mörder sein; meist nahm man dabei ein von mehreren gemeinschaftlich begangenes Verbrechen an, und die Folter wurde so lange fortgesetzt, bis sie Geständnisse lieferte. Dann folgten grauenhafte Hinrichtungen und in vielen Fällen ein massenhaftes Erwürgen der ganzen jüdischen Bevölkerung in Stadt und Land. An ein geordnetes, unbefangenes Justizverfahren war nicht zu denken. Die Richter oder Behörden zitterten selber vor der Wuth des zum voraus überzeugten Volkes; denn die Präsumtion stand fest, daß von jedem Glied dieses Mördervolkes die verruchtesten Thaten zu erwarten seien. Zuweilen war es auch ein Christusbild, welches ein Jude mit einem Messer gestochen oder verstümmelt haben sollte, was das Signal zu einem Blutbad wurde. Seit dem Jahre 1290 kamen die Gerüchte von mißhandelten und wunderbar blutenden Hostien hinzu. Von Paris, wo der erste Fall sich zugetragen, verbreitete sich die neue Mähre über die benachbarten Länder; bald wollte man auch anderwärts ein derartiges Heiligthum besitzen, und nun schien es, als ob die Juden, von einem dämonischen Wahnsinn ergriffen, ein kirchliches Dogma zugleich glaubten und nicht glaubten und ein unbezwingliches Verlangen nach einem qualvollen Tode trügen — so häufig wurden diese angeblichen Frevel an ihnen gerächt.

In London wurden die Juden ermordet, weil sie die große Stadt mit griechischem Feuer hätten verbrennen wollen.

Die große Pest, welche 1348 ganz Europa durchzog und entvölkerte, konnte, das wußte man gleich, nur von den Juden herrühren. Die Thatsache, daß das nüchtern und mäßig lebende Volk weit weniger davon betroffen wurde als die Christen, erhob die Vermuthung zur Gewißheit. Sie hatten allenthalben, in Folge einer großen Verschwörung, an der auch die Leprosenhäuser Theil genommen, die Brunnen und Quellen, selbst die Flüsse vergiftet.

In Zofingen wollte man wirklich Gift in einem Brunnen gefunden haben. Auf der Tortur bekannten einige Juden und Aussätzige sich zur That. Nun brach ein Sturm des Fanatismus, der bestialischen Rachsucht und der gemeinen Habgier los, wie ihn Europa nie vorher und nie nachher gesehen hat. Die Opfer zählten in einzelnen Städten nach Tausenden. Viele kamen durch Selbstmord der Pöbelwuth zuvor. Vergeblich erklärte Papst Clemens VI. in zwei Bullen die Juden für unschuldig. Ein Asyl fanden die durch schnelle Flucht geretteten nur in dem fernen Lithauen.

Doch nicht bloß um der Religion und des angedichteten Verbrechens willen richtete sich der Volkshaß gegen die Juden; es kam noch ein drittes, ebenso stark oder stärker wirkendes Motiv hinzu. Die Juden liehen Geld auf Zinsen, sie waren Wucherer; sie trieben ein zwar unentbehrliches, aber gleichwohl sündhaftes Gewerbe, und saugten, so hieß es, die Christen aus. Die Beschuldigung war nicht unwahr und doch ungerecht.

Päpste und Concilien haben einstimmig, auf unrichtige Auslegung der Stelle bei Lukas 6, 35 gestützt, seit dem Ende des achten Jahrhunderts, in fortwährend sich steigernder Strenge, alles Zinsnehmen von geliehenem Capital, in welcher Form es auch geschehe, verdammt und mit Kirchenstrafen belegt. In der alten Kirche hatte man nur den Geistlichen das Zinsnehmen verboten. Aber bei dem wachsenden Einfluß des päpstlichen Stuhles ward das Verbot auch auf die Laien ausgedehnt.

Man unterschied nicht etwa zwischen Zins und Wucher, sondern jedes Bedingen oder Nehmen auch des geringsten über das dargeliehene Capital hinausgehenden Betrages war durch die Päpste und Concilien verboten — ein Verbot, von welchem, wie Alexander III. im Jahre 1179 erklärte, nie dispensirt werden konnte. Dazu fügte Clemens V. auf dem Concil zu Vienne, 1311, die Entscheidung, es sei Ketzerei, zu behaupten, daß das Zinsennehmen nicht Sünde sei.

Damit waren nun allem Verkehr und Handel unerträgliche

Fesseln angelegt; hatte doch Papst Gregor IX. selbst die Geldvorschüsse mit Zinsenbedingung, deren der Seehandel bedurfte, für verdammlichen Wucher erklärt.

Die Kirche hatte sich damit in Widerspruch mit der Natur der Dinge, mit den unabweisbaren Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens, des allgemeinen Verkehrs gesetzt; sie konnte wohl den ihrigen verbieten, Zinsen zu nehmen, aber sie konnte ihnen nicht befehlen oder sie zwingen, ihr Geld ohne Zinsen auszuleihen. Bei dem allgemeinen Mangel an baarem Geld in einer Zeit, in welcher der Vorrath an Gold und Silber in beständiger Abnahme begriffen war,* ein Ersatzmittel noch nicht existirte, kamen Alle, von den Höchsten bis herab zu den Niedrigsten, sehr häufig in die Lage, Geld entleihen zu müssen, und da den Christen der Geldhandel so strenge verboten war und nur geheim, unter mancherlei Geschäftsformen verhüllt oder auf Umwegen, von ihnen betrieben werden konnte, so traten die Juden hier ein, denen andere Erwerbszweige und Lebensstellungen verschlossen waren.

Ein arbeitsames Volk waren die Juden immer. So lange sie einen eigenen Staat bildeten, waren Feldbau, Gartenbau und Handwerk ihre vorherrschende Beschäftigung. Unter ihren Händen war Palästina eines der am besten bebauten und fruchtbarsten Länder der Erde geworden. War doch auch das mosaische Gesetz auf die Bodencultur, auf die Förderung von Getreide-, Wein- und Oelbau gerichtet. Auch in den ersten Jahrhunderten nach Christus und nach der Zerstreuung des Volkes blieb dieses seinen alten Sitten getreu. Josephus rühmt noch im Anfang des zweiten Jahrhunderts den Fleiß seiner Volksgenossen in Handwerk und Feldbau.

In der römischen Literatur und in den Gesetzen der Kaiser findet sich keine Spur, daß die Juden dem Schacher und Kleinhandel sich ergeben hätten oder überhaupt ein Kaufmannsvolk geworden wären. Die zahlreichen in Rom lebenden Juden scheinen arm gewesen zu

---

* Wie Peschel gezeigt hat.

sein. Auch die gewaltigen und äußerst blutigen Empörungen der Juden in Aegypten, Cyrene und auf den Inseln zeigen, daß sie keine Handel oder Trödel treibende Bevölkerung bildeten, denn diese pflegt nicht zu den Waffen zu greifen. Noch bis in's 10. Jahrhundert hinein hatten sie in Spanien und Süd-Frankreich, auch in Deutschland eine seßhafte Bevölkerung gebildet; diese Lage war aber durch die Feindschaft der Kirche und des Volkes unhaltbar geworden. Seit dem Aufblühen der italienischen See- und Handelsstädte, mit ihren Flotten, waren sie auch von dem Zwischenhandel zwischen dem Westen und dem Orient weggedrängt worden. Das Zunftwesen und die Untersagung des Verkehrs gestatteten ihnen nicht, ein Handwerk zu treiben. Ebenso wenig konnten sie vom Feldbau leben, da ihnen Bodenbesitz fast allenthalben verwehrt war.

Der Cardinal Jacob von Vitry, welcher den Orient gut kannte, bemerkt um das Jahr 1244: unter den Muhammedanern trieben die Juden Handarbeit, freilich seien es nur die niedrigeren und mißachteten Gewerbe, die sie trieben, unter den Christen aber lebten sie vom Zinsgeschäft. — Da drängt sich der Gedanke auf, welch eine Wohlthat es für die Welt, die christliche und die jüdische, hätte werden können, wenn damals ein Cardinal oder ein Papst über diesen Contrast zwischen den Juden unter dem Koran und den Juden unter dem Kreuz nachgedacht, und die so nahe liegenden praktischen Schlüsse daraus gezogen hätte!

So war denn auch der ärztliche Beruf den Juden in der Regel verschlossen, obgleich sie in muhammedanischen Ländern gerade in der Medicin sich hohen Ruf erwarben; denn die Concilien verboten den Kranken, bei Strafe des Bannes, von einem jüdischen Arzt Arznei zu nehmen, da es, wie sie sagten, besser sei zu sterben als von einem Ungläubigen sich heilen zu lassen. Von allen Schulen, höheren und niederen, waren sie ohnehin ausgeschlossen. Wer Wissensbetrieb empfand, mußte Rabbiner werden, und wenn einmal, als seltenste Ausnahme, ein Fürst, wie Alfons X. von Castilien, sich jüdischer Mathematiker und Astronomen bediente, so

war die Bildung dieser Männer dort, wo der Koran herrschte, erworben.

Von Fremden Zins zu nehmen hatte den Juden ihr Gesetz gestattet, und das angebliche Verbot Christi, meinte man anfänglich auf beiden Seiten, könne doch für die Juden nicht verbindlich sein. Das änderte sich aber seit Innocenz III. Denn jetzt, Ende des 12. Jahrhunderts, lehrten Theologen und Kanonisten, sowohl nach dem natürlichen als nach dem göttlichen Recht Alten und Neuen Testaments sei das Zinsnehmen verboten und Sünde. Innocenz III. verordnete daher, die Juden sollten zur Rückgabe erhobener Zinsen gezwungen werden, und er führte deshalb ein früher nicht angewandtes Mittel ein: die Christen sollten nämlich, durch den Kirchenbann genöthigt, jeden Verkehr mit den die Rückzahlung weigernden Juden abbrechen. Das hieß, wenn es beharrlich durchgeführt ward, sie dem Hungertod überliefern. Daraus entstanden nun arge Verwirrungen und Conflicte mannigfacher Art. Die Bischöfe, denen die Verhängung des Bannes oblag, wollten vielfach Ernst damit machen, und Synoden, z. B. die von Avignon im Jahre 1209, forderten sie dazu auf. Die Fürsten dagegen, in deren Interesse und als deren Knechte die Juden das Zinsgeschäft betrieben, schützten diese oder nahmen nicht selten kurzweg das ganze Vermögen des Juden, als durch Zinsen erworben, für sich weg, oder zwangen auch die christlichen Schuldner, rückständige Zinsen an ihre Casse zu entrichten.

Ueberhaupt war die Verwirrung, in welche die Hierarchie mit ihrem Zinsverbot sich, den Klerus und die Laien gestürzt hatte, bodenlos; die Kanonisten quälten sich, Distinctionen zu erfinden und Auswege aus dem Labyrinth zu suchen. In unzähligen Fällen war man den thatsächlichen Zuständen gegenüber rathlos oder opferte das Princip auf, welches gleichwohl in der Theorie Niemand, bei Todesstrafe, antasten durfte. Den Christen hätte folgerichtig auch das Entlehnen auf Zinsen verboten werden müssen, da sie hiemit die Juden zur Sünde verlockten. Allein Päpste, Bischöfe, Klerus waren selbst häufig in der Lage, zu An-

leihen greifen und Zinsen zahlen zu müssen; war doch die ganze Organisation der Curie, die Verwaltung des Beneficienwesens, die Besteuerung des Klerus durch die Päpste, dazu angethan, Bischöfe, Geistliche, Klöster und Stifte den jüdischen Capitalisten zinsbar zu machen. So lehrten denn die Kanonisten: die Juden seien doch einmal verloren, so daß es auf eine Anzahl Sünden mehr oder weniger nicht ankomme; die entlehnenden Christen aber entschuldige der Nothstand.

Allerdings waren die von den Juden geforderten Zinsen überaus hoch und oft unerschwinglich; dieß lag aber an dem damaligen Geldwerth, dem Münzmangel, und vor allem an den erdrückenden Abgaben, welche die Juden den Fürsten und den städtischen Behörden entrichten mußten. Die Caorsiner und die italienischen Bankherren stellten ihre Zinsforderungen ebenso hoch als die Juden, und wo sie den Geldhandel in die Hände bekamen, da wünschte man sich, wie z. B. in Paris im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, die Juden zurück; denn deren Wirksamkeit als Vermittler des Geldverkehrs war im Ganzen genommen vielfach eine wohlthätige und damals unersetzliche; sie leisteten in den nördlichen Ländern und in Spanien, was in Italien die von den Päpsten und Bischöfen theils begünstigten, theils schweigend geduldeten und häufig gebrauchten Bankiersgesellschaften der sogenannten Lombarden,* der Geldhändler von Asti, Siena, Florenz und anderen Städten, besorgten, — wie denn auch Lombarden und Juden in Frankreich und England einander zeitweise Concurrenz machten. Kaiser Ludwig's Sohn, Ludwig der Brandenburger, erließ im Jahre 1352 eine öffentliche Einladung an die Juden, sich steuerfrei im Lande niederzulassen, weil, „seit der Zeit als die Juden verderbt sind," — er meint seit dem großen Mord von 1348 — „überall in unserm Land unter Reichen und Armen Geldmangel herrscht."**

* Vgl. Neumann, Geschichte des Wuchers in Deutschland. S. 202.

** Handschriften des Münchener Reichsarchivs, Privilegorium Tom. XXV, fol. 22, 195.

Ein Blick auf das wechselvolle Schicksal der Juden in England, Frankreich, Spanien zeigt uns ihre Lage, wie sie durch die Hierarchie geworden war, in hellerem Lichte.

In England waren, wie in Deutschland, die Juden das specielle Eigenthum des Königs und wurden als ein werthvolles und einträgliches Besitzthum theils gepflegt und mit Privilegien versehen, theils, besonders unter den Königen Johann und Heinrich III., bis auf's Blut ausgepreßt. Sie genossen wohl auch des königlichen Schutzes, der aber bei den plötzlichen Pöbelüberfällen fast immer zu spät kam und den Volkshaß, dessen Opfer sie wurden, nur schärfte. Heinrich III. nahm ihnen im Jahre 1230, nach mehreren von ihm erpreßten Schatzungen, auf einmal ein Drittheil ihres Besitzes; später verpfändete er die ganze brittische Judenschaft dem Grafen Richard für ein Anlehen. Die Juden baten, da ihre Lage unerträglich geworden, um Erlaubniß auszuwandern, was ihnen, da der König sie allzu lieb habe, verweigert ward. Bischöfe, wie Grossetête von Lincoln, forderten ihre Verbannung. Eduard I. verfügte diese im Jahre 1290; damit beraubte er sich des vornehmsten Werkzeuges, mittelst dessen die Könige bisher ihre Unterthanen indirect besteuert hatten. Bei dem allgemeinen Mangel an geordneten und ausreichenden Kron-Einkünften, unter welchem damals alle Staaten litten, mußte alsbald ein Ersatz für die Vertriebenen gefunden werden. Er bot sich dar in den Gesellschaften der Caorsiner und der italienischen Geldmäkler, welchen die römische Curie, als Collectoren sie verwendend, den Weg nach England gebahnt hatte, deren bedeutendste aber im Jahre 1345 plötzlich bankbrüchig wurde und mit unbezahlten Schulden abzog. Als Wucherer und Finanzmänner der Krone waren sie nicht minder verhaßt als die Juden.

In Frankreich war die Behandlung und Ausbeutung der Juden noch methodischer und listiger. Philipp August begann als Fünfzehnjähriger (1182) seine Regierung mit Ausplünderung und Verbannung aller Israeliten. Das Gerücht, daß sie jährlich am Osterfest einen Christen schlachteten, soll ihn dazu bestimmt haben;

aber die von seinem Vater auf ihn übergegangenen Schulden waren die nächste Veranlassung. Im Jahre 1198 wurden sie zurückgerufen. Ludwig VIII. erklärte alle Zinsforderungen der Juden für ungültig und befahl, die ihnen geschuldeten Gelder an ihre Herren, den König und die Barone, zu zahlen. Ludwig IX., zugleich überzeugt, daß alles Zinsnehmen schwere Sünde sei und daß alle Juden des Landes seine Knechte seien, zwang sie mehrmals, sich loszukaufen, und als er sie genug ausgepreßt zu haben glaubte, verbannte er sie aus dem Königreiche, mit Confiscation dessen was sie noch besaßen. Als die Juden damals vor dem Gouverneur von Narbonne um Wiedergewährung der von dem König ihnen entzogenen Rechte flehten, klagten sie: „Man beraubt die Juden ihres Geldes und nöthigt sie, ihre Schulden zu zahlen, während man dagegen ihre Schuldner von der Pflicht, den jüdischen Gläubiger zu bezahlen, entbindet. Man verbietet ihnen, Geld auf Zinsen zu leihen, und untersagt ihnen jeden anderen Lebenserwerb.“ Des Königs Befehl ward nicht vollständig ausgeführt. Viele blieben, andere kehrten später nach und nach zurück.

Ludwig's Bruder, Graf Alfons von Poitiers, wandte in seinem Staat ein vorzüglich klug berechnetes und daher auch in Deutschland später nachgeahmtes Verfahren an. Er ließ sich zuerst, unter dem Vorwande der Verwendung für seinen Kreuzzug, vom Papst ermächtigen, alle von den Juden erhobenen Zinsen für sich einzuziehen, und dann wurden sämmtliche Juden mit Weib und Kind eingekerkert, die ärmeren nach einiger Zeit freigelassen, die reichen aber mit ihren Frauen in Haft behalten, bis sie die Habgier des Grafen und seiner Beamten vollständig befriedigt hatten. Philipp der Schöne verfehlte nicht, das Beispiel seines Großvaters, in einer noch mehr durchgreifenden und Gewinn abwerfenden Weise, zu befolgen. Er verbannte plötzlich, im Jahre 1306, alle Juden, bemächtigte sich ihrer ganzen Habe, ließ ihre Häuser, Synagogen, Schulen, selbst ihre Leichenäcker an den Meistbietenden verkaufen und zwang alle ihre Schuldner, an seine Kasse zu zahlen.

Mit den Baronen, die ihren Antheil an der Beute begehrten, traf er ein Abkommen.

Das Drama schloß endlich im Jahre 1394, als Karl VI., auf die Vorstellungen seines Beichtvaters und die Bitten seiner von diesem geleiteten Gemahlin, die letzte Austreibung der Juden aus seinem Reich anordnete, weil man bemerkt haben wollte, daß viele, die mit ihnen verkehrten, im Glauben lau (tepidi) geworden seien.

In Spanien war unter arabischer Herrschaft die Lage des gehetzten und gepeinigten Volkes günstiger als in irgend einem christlichen Lande. Obwohl unfrei, wählte die Synagoge doch ihre nationalen Richter oder Könige, die sie bei den Machthabern vertraten; ihre Schulen blühten dort, sie betrieben besonders die Medicin mit mehr Erfolg als die Christen. Auch unter den christlichen Königen, im 12. und 13. Jahrhundert, waren sie noch einflußreich, dienten denselben als Finanzmänner und Schatzmeister, als Astronomen und Aerzte; in Toledo allein gab es ihrer 12000; ihr Reichthum gestattete ihnen, sich wenigstens die unentbehrlichsten Menschenrechte mit Geldopfern zu erkaufen. Im Ganzen war ihr Zustand in Spanien, seit der arabischen Herrschaft bis zum Ende des 13. Jahrhunderts, günstiger, als in irgend einem andern europäischen Land. Innerhalb der Mauern ihrer Judenquartiere (aljamas) lebten sie nach ihrem eigenen Recht und Gesetz. Das 14. Jahrhundert brachte auch auf der Halbinsel den Juden Unheil. Den Königen werth und nützlich als Steuerpächter und Schatzmeister, waren sie dem Volke verhaßt; bald in dieser, bald in jener Stadt wurden sie überfallen, erschlagen, ihre Synagogen verbrannt; der gewaltigste Sturm brach über sie los im Jahr 1391 und durchtobte ganz Spanien; Priester, wie der Archidiakon von Ecija, hatten durch ihre Predigten den Brand geschürt. Viele Tausende wurden erschlagen, 200000 aber retteten sich durch die Taufe; jedoch schon nach einigen Jahren fand man, daß 17000 rückfällig geworden. Hundert Jahre später, 1492, erschien das königliche Edict, welches sämmtlichen Juden die Auswanderung,

mit Zurücklassung ihres Vermögens, gebot.* Da die Inquisition zugleich verbot den Juden Lebensmittel zu verkaufen, so konnten die meisten, wenn sie auch gewollt hätten, nicht abreisen, mußten also sich taufen lassen. Von den abziehenden — die Zahlangaben schwanken zwischen 170000 und 400 000 — gingen die meisten durch Pest, Hunger, Schiffbruch zu Grunde. Die Abkömmlinge der überlebenden, die Sephardim, fanden in Italien und unter türkischer Herrschaft im Orient, auf kurze Zeit auch in Portugal, Aufnahme. Spanien aber wurde mit Mischgeschlechtern erfüllt, und der Gegensatz von reinem und unreinem Blut, alten und neuen Christen, vergiftete das ganze sociale Leben.

Schlimmer noch als in Spanien erging es den Juden in Portugal. Ihre Lage war hier lange Zeit besser gewesen, als auf der übrigen Halbinsel; der Mordsturm von 1391 hatte sie nicht erreicht; sie genossen einige Vorrechte, besaßen Grundbesitz, trieben Ackerbau und Großhandel. Da traf sie unter dem sonst als mild und menschenfreundlich gepriesenen König Manuel, 1495, ein vernichtender Schlag; ihre Kinder unter 14 Jahren wurden ihnen entrissen und getauft; sie selber durften nur im Lande bleiben, wenn sie übertraten. So ward auch dieses Reich mit Scheinbekehrten und gezwungen Getauften angefüllt. Die Folgen waren furchtbar. Schon im Jahre 1506 wurden in Lissabon, weil ein Neuchrist einen Zweifel an einem angeblichen Wunder geäußert hatte, in drei Tagen zweitausend Neubekehrte erschlagen. Bald nachher wurde die Inquisition eingeführt, als erprobtes Mittel,

* In Spanien wurde das Recht, die Ausgestoßenen auch noch ihres Vermögens zu berauben, bewiesen 1) aus der Lehre Innocenz' III. von der auf göttlicher Anordnung beruhenden Sklaverei aller Juden; 2) aus der Decretale Papst Alexander's III., welche die bekehrten Juden zu berauben verbot, denn daraus folge, daß die unbekehrten von den Christen ausgeplündert werden könnten; 3) aus der Decretale Clemens' III., daß man ihnen ihr Vermögen nicht ohne Urtheil der Staatsgewalt wegnehmen solle, was also auf deren Befehl rechtlich geschehe. Paramo, De orig. off. s. Inquisitionis. Matriti 1598, 164.

das Vermögen des wohlhabenden Neuchristen dem Fiscus zu überliefern.

Vergleichsweise erträglich war die Existenz der Juden in den größeren italienischen Handelsstädten, wo sie, da das Bank- und Wechselgeschäft schon in den Händen der christlichen Bankiers war, mehr mit Waarenhandel sich befaßten. Dort kamen keine gegen sie gerichteten Pöbelaufstände oder Ermordungen vor.

Alle diese Dinge werden begreiflicher, wenn wir beachten, daß bei den Geschichtschreibern der Zeit, welche die begangenen Gräuel berichten, kein Zeichen des Mitleids, kein Wort des Unwillens sich findet. Vielfach äußern die geistlichen Chronisten selbst ihr Wohlgefallen; in triumphirendem Ton erzählt z. B. der Mönch von Waverley das Blutbad in London bei Richard's I. Krönung, welches ohne jede durch die Juden gegebene Veranlassung erfolgt war, und schließt mit dem Ausruf: „Gelobt sei der Herr, der die Gottlosen preisgegeben hat." (Annales Monast. p. 246.) Dennoch verfehlen diese Chronisten nicht, zu bemerken, das die Habgier eine Hauptursache solcher Missethaten gewesen, daß verschuldete Edelleute und Bürger gehetzt hätten, um ihrer jüdischen Gläubiger mit einem Schlage los zu werden. Denn in der That war Geld damals der Schutz- wie der Würgengel der Juden; die Unglücklichen mußten ihre Schuldner drängen, immer gewärtig, daß im nächsten Moment sie die bedrängten sein würden.

Da der Klerus die bloße Existenz der Juden unter den Christen für eine unermeßliche Gefahr erklärte, welche die sorgfältigste Ueberwachung und Absperrung erforderte, so sollte man erwarten, daß er mit Aufbietung aller Kräfte an der Bekehrung der Juden durch Ueberzeugung würde gearbeitet haben. Dieß geschah jedoch nicht. Die hiezu fähigen Männer fehlten bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts vollständig, und auch nach Entstehung der Bettelorden, zu deren Beruf das Missionswerk unter den Juden gehört hätte, fand sich nur sehr selten ein Theolog, der sich die dazu unentbehrliche Bildung hätte zutrauen dürfen. Eine Auslegung der prophetischen Bücher, welche auf gebildete

Juden einen Eindruck hätte machen können, überstieg die Kräfte jener Zeit. Jener breite Strom allegorischer Deutungen, der die biblische Literatur der Christen beherrschte, erschien den israelitischen Bibelkennern als das gehaltlose Spiel einer willkürlichen und zuchtlosen Imagination.

Ueberhaupt war die alte Kirche dem alttestamentlichen Volk und Glauben viel näher gestanden; die großen Aenderungen und Neugestaltungen des Mittelalters hatten die Kluft unermeßlich erweitert. Die Bilderverehrung, welche, nach israelitischer Vorstellung, schon dem Dekalog widersprach, das ganze Hildebrandische Herrschafts- und Zwangssystem, die Religionskriege mit dem Ablaßwesen — all das waren Dinge, welche den Uebertritt eines Juden aus inneren Motiven ungemein erschwerten; die bildliche Darstellung der Trinität, wie sie im späteren Mittelalter aufgekommen, mußte ihm als Bestätigung des den Christen vorgeworfenen Tritheismus erscheinen. An manchen Orten wurden die Juden wohl gezwungen, Bekehrungspredigten von Mönchen anzuhören, die dann unvermeidlich das Gegentheil von dem erreichten, was erstrebt wurde. Von dem Predigermönche Vincenz Ferrer wird berichtet, daß seine Beredsamkeit 30000 Bekehrungen in Spanien bewirkt habe. Aber diese angeblichen Uebertritte fanden statt unter dem Schrecken der Mordscenen von 1391 und der darauffolgenden Ereignisse, und was sie werth waren, zeigte der bald eingetretene Abfall von 17000 Neuchristen.

Wollte ein Jude freiwillig Christ werden, so verlor er alles, was ihm die Gemeinschaft mit einem so fest und treu zusammenhaltenden Volk bis dahin geboten hatte, und gewann keineswegs die Gunst der Christen, vielmehr verschlimmerte sich in den meisten Fällen seine Lage. Denn die Kirche kam ihm mit Argwohn entgegen. In Rom galt es sogar als Regel: es komme kaum vor, daß ein getaufter Jude nicht rückfällig werde.* Besaß er Vermögen, so ward ihm die Restitution aller bezogenen Zinsen zur

* Petra, Comment. in constitutiones apost. Venet. 1729. III, 261.

Pflicht gemacht, was häufig sein ganzes Vermögen überstieg, und in Frankreich war es sogar Brauch, dem bekehrten Israeliten sein ganzes Vermögen zu confisciren und daraus den König oder Baron für den Verlust seines Leibeigenen und der von ihm bezogenen Rente zu entschädigen. Zwei Gesetze Karl's VII. hoben zwar diesen Brauch auf; gleichwohl nahm eben dieser König von den Juden, die durch ihren Uebertritt sich dem Exil entzogen, zwei Drittheile ihres Vermögens für sich, worin die Zeitgenossen eine Milderung der alten strengen Statuten fanden.

War der Christ gewordene Jude arm, so mangelten ihm erst recht die Mittel des Lebens; denn ein Handwerk hatte er nicht erlernt, Zinsgeschäfte durfte er nicht mehr treiben; nur etwa Schacher oder Trödel blieb ihm übrig.

Das schlimmste und abschreckendste aber war, daß der neue Christ sofort der Gewalt des Glaubensgerichtes verfiel und allenthalben, wo es einen Inquisitor gab, schon auf bloßen Verdacht hin eingekerkert und gefoltert, zu Geld- oder Gefängnißstrafen verurtheilt werden konnte. Daß der Inquisitor auch bloß Verdächtige mit Geldstrafen belegen könne, war schon um das Jahr 1330 Lehre der Kanonisten, und nichts war leichter und lockender als gegen einen reichen, getauften oder ungetauften Israeliten einen Verdachtgrund aufzufinden.

Während die Spanier Israel aus der Halbinsel auszurotten trachteten, flochten sie sich selbst die furchtbarste Geißel, unter deren Streichen sie Jahrhunderte lang bluten sollten. Denn indem sie so viele Juden durch Todesfurcht in die Kirche trieben und zu fortgesetzter Heuchelei zwangen, führten sie die Errichtung des zunächst gegen dieses heimliche Judenthum gerichteten heiligen Officium herbei. Die Mehrzahl der gebildeten Spanier erkennt wohl heute in der Inquisition das schwerste Nationalunglück, ein Institut, das dem spanischen Namen zur Schmach gereicht und dem spanischen Volke eine Quelle mannigfachen Elends, eine Schule der Heuchelei geworden ist. Daß aber dieses Institut so lange in Spanien sich behauptete und über 200 Jahre lang immer neue

Opfer für seine „Glaubensacte" fand, das haben die Thaten von 1328, 1391 und 1492 verschuldet, zusammen mit der von der Kirche ersonnenen Distinction des absoluten und des relativen Zwangs bei der Taufe.

Viele Tausende von Juden wurden damals zur Taufe genöthigt; man ließ ihnen oft nur die Wahl zwischen Tod und Uebertritt. In vielen Fällen wählten sie den Tod und starben entweder durch Selbstmord oder unter den Händen ihrer Dränger; das Beispiel einiger standhaften riß ganze Schaaren mit fort. Zugleich aber war doch auch die Zahl derer sehr beträchtlich, die in der Todesangst oder um der Verbannung und dem Vermögensverluste zu entgehen, sich taufen ließen, und eben so natürlich war, daß sie, sobald sie wieder freier athmeten, dem Christenthum entsagend, zum väterlichen Cult zurückkehrten.

Wohl war in der Kirche stets gelehrt und angenommen worden, daß eine mit Gewalt ertheilte Taufe nichtig und ungültig sei, und es schien also selbstverständlich, daß der, welchem der Zwang widerfahren, frei zu seiner väterlichen Religion zurückkehren dürfe. Aber schon die westgothischen Bischöfe Spaniens hatten, im Jahre 633, erklärt, daß die gezwungen Getauften in der Kirche festgehalten werden sollten. Dieß war in Gratian's Lehr- und Gesetzbuch übergegangen, und nun wurde keinem mehr gestattet, von dem einmal bekannten Christenthum wieder abzutreten und jüdischen Cult zu üben. Er war nun einmal Christ und als solcher dem Glaubensgericht unterworfen; trat er zurück zum väterlichen Glauben, so erlitt er, wie jeder Ketzer und Abtrünnige, den Feuertod. Die Fürsten waren auch da, wo kein Inquisitionsgericht bestand, doch bereit, diese Strafe zu vollstrecken. Kaiser Friedrich III. ließ einen als Diener ihm werthen jungen Mann, der, in der Todesfurcht getauft, wieder zum Judenthum sich bekannt hatte, zum Scheiterhaufen führen, den er Psalmen singend bestieg. In Spanien und Portugal genügte bei den Neuchristen schon die Wahrnehmung eines jüdischen Ritus, um sie dem Kerker und der Folter zu überliefern. Man achtete nicht darauf,

daß auf diesem Wege die Kirche mit Heuchlern erfüllt und zahllose Profanationen, welche man doch sonst mit allen zu Gebote stehenden Mitteln abzuwenden strebte, unvermeidlich wurden. In ihren besseren Zeiten betrachtete die Kirche solchen durch Mord und Schrecken erzwungenen Eintritt als eine Schmach und einen Frevel; jetzt aber wirkten Alle — Bischöfe, Priester und Laien — einträchtig zusammen, dieses Brandmal ihrer Kirche aufzudrücken. Zumeist in Spanien.

Eine peinlichere Existenz als die eines Juden im Mittelalter ist kaum denkbar, und, hätten sie Geschichtskenntniß besessen, mit welcher Sehnsucht würden sie nach der glücklichen Zeit der römischen Kaiserherrschaft zurückgeblickt haben! Jeden Tag mußte der Jude gewärtigen, eine Erpressung oder den Verlust seines Vermögens, Kerker oder Verbannung zu erleben. Auswanderung war oft unmöglich, wurde meist, solange noch etwas von ihm zu erpressen war, verweigert, und besserte, wenn sie gelang, seine Lage fast nie; meist kam er vom Regen in die Traufe und mußte schon die Zulassung in einem anderen Gebiete, selbst für einige Jahre nur, um hohen Preis erkaufen. Auf den öffentlichen Straßen des Landes war er so unsicher wie ein Geächteter.

So ist denn die ganze äußere Geschichte der Juden, während fast tausend Jahren, eine Kette von ausgesuchten Bedrückungen, von herabwürdigenden und demoralisirenden Quälereien, von Zwang und Verfolgung, von massenhaften Abschlachtungen, ein Wechsel von Verbannungen und Zurückrufungen. Es ist, als ob die europäischen Nationen wetteifernd alles aufgeboten hätten, um den Wahn zu verwirklichen, daß bis an's Ende der Zeiten den Juden das härteste Zelotenthum nach dem Rathschlusse des Himmels bestimmt, und daß die Söhne der Heiden berufen seien, Büttel- und Henkerdienste an Gottes Lieblingsvolk zu verrichten. Man wußte sie nicht zu entbehren, man fand sie vielfach sehr nützlich, und wollte sie doch nicht ertragen. Ihr Anblick schon wirkte herausfordernd auf den von keinem Zweifel berührten Gläubigen, der das Beharren des im hellen Lichte des Evangeliums wandeln-

den Juden bei seinem väterlichen Glauben nur als böswillige Verstockung erklären zu können meinte.

Dennoch fällt in der gewaltigen Masse von Strafreden, Anklagen und feindlichen Declamationen gegen das verabscheute Volk, welche sich in endloser Wiederholung stehend gewordener Phrasen durch die kirchliche Literatur jener Jahrhunderte ziehen, ein Zug auf. Ihr sittliches Leben, soweit es Familie, Keuschheit, Mäßigkeit, Vertragstreue betrifft, wird nicht angetastet. Neben dem Vorwurf der Habgier und des Wuchers ist es immer nur ihr religiöses Verhalten, welches den Stoff bietet, — sie werden regelmäßig der Lästerung angeklagt, wozu die Thatsache genügte, daß sie eben die christlichen Lehren der Trinität und Incarnation nicht kannten. Daß sie wirklich Christus und seine Mutter vor christlichen Ohren geschmäht hätten, kam gewiß höchst selten vor, da sie wußten, daß ein derartiges Wort hinreichte, sie und oft auch noch ihre Familie dem Tode zu weihen. Einen Christen zu seinem Glauben herüberziehen zu wollen, konnte dem Israeliten gar nicht in den Sinn kommen. Im Talmud hieß es: Proselyten sind für das Judenthum so schädlich, wie Geschwüre am gesunden Leibe. Wollte wirklich ein Nichtjude übertreten, so mußte ihm vorgehalten werden: „Ist es Dir etwa unbekannt, daß die Juden in Leiden und Drangsalen leben, gekränkt und verstoßen, geplagt und gemartert?" Zugleich ward er an das Lästige der Gesetze und der vorgeschriebenen Entbehrungen und Opfer erinnert.

„Die Juden hat der Christ erst so gemacht", dieß sagt uns die Geschichte seit dreizehn Jahrhunderten mit tausend Zungen. Als die Juden in Spanien vertilgt und ausgetrieben werden sollten, soll ein Rabbiner den Christen gesagt haben: „Wir sind zugleich ein gesegnetes und ein mit Fluch beladenes Volk. Jetzt wollt ihr Christen uns ausrotten, aber es wird euch nicht gelingen, denn wir sind gesegnet; dereinst werdet ihr euch bemühen, uns emporzuheben, aber auch das wird euch nicht gelingen, denn wir sind verflucht."* Ist dieses Wort wirklich gesprochen worden, so

* Heinr. Thiersch, Ueber den christlichen Staat. Basel 1875. S. 69.

ist unklar, ob jener Rabbiner bloß die spanischen Juden — die Sephardim — gemeint, oder an einen auf dem ganzen Volke lastenden Fluch gedacht hat. Ein Rückblick auf neun Jahrhunderte von Schmach und Elend mochte wohl einen solchen Gedanken bei ihm hervorrufen. Seit der Reformation aber hat sich das Loos der Juden in stetigem Fortschritt immer günstiger gestaltet, und heute wird wohl kein Rabbiner mehr das Gefühl eines auf seinem Stamme liegenden Fluches haben.

Die gegenwärtige Zahl der Juden auf der ganzen Erde hat man annähernd auf zwölf Millionen berechnet; sollte sie auch geringer sein, so ist doch gewiß, daß sie weit stärker ist, als sie jemals im Alterthum, auch zur Zeit ihrer staatlichen Selbstständigkeit gewesen. Damit hat sich die officielle mittelalterliche Deutung des Prophetenwortes als eine Täuschung erwiesen; ihr gemäß sollte das Volk durch anhaltende Mißhandlung und Verfolgung zu einem geringen übrigbleibenden Häuflein herabgemindert werden. Das Volk hat sich aber, trotz aller auf diesen Amboß geführten Hammerschläge und trotz der zahlreichen an Christenthum und Islam abgegebenen Proselyten, nicht gemindert, sondern ist stetig gewachsen. Hundert Jahre lang hat Israel um die bürgerliche Gleichstellung gerungen und endlich sie erreicht in fast allen europäischen Staaten; nur Rußland, Spanien und Portugal haben sie noch nicht bewilligt. Sie fehlt auch in der moslemischen Welt. In Europa aber befindet sich die größere Hälfte der jüdischen Nation im Besitz aller socialen und politischen Rechte. Israeliten sitzen jetzt in den Parlamenten und Ständekammern, sind an den meisten Universitäten als Lehrer zugelassen, die Zahl ihrer sich zu den Studien drängenden Jugend wächst mit jedem Jahre, wichtige Aemter werden ihnen bereits anvertraut. Ihr Schutzverein, die verständig geleitete israelitische Allianz, deren Sitz in Paris ist, scheint fortwährend größeren Einfluß zu gewinnen. Die Thatsachen der vergleichenden Statistik sind ihnen günstig. In den meisten Staaten fällt auf sie die relativ geringste Zahl der gerichtlich verhandelten Verbrechen, und bilden sie einen an Wohl-

stand und Reichthum, selbst an Lebensdauer und Vermehrung voranstehenden Bruchtheil der Bevölkerung. Die alten Tugenden der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, des wohlgeordneten und innigen Familienlebens, der Pietät der Kinder gegen die Eltern, welche so viel dazu gethan, in den schweren Zeiten des Mittelalters dieses Volk vor dem Untergange zu bewahren, sind auch jetzt noch nicht von ihm gewichen. Familienverbindung mit Christen und Uebertritt zum Christenthum sind häufiger als früher geworden; in Berlin allein zählte man vor einigen Jahren 2000 Proselyten.

Diesem Lichtbilde stehen nun allerdings düstere Schatten gegenüber; die besseren Wortführer des Volkes läugnen nicht die schweren Gebrechen, sie müssen zugeben, daß Stoff zu scharfem Tadel in Fülle vorliege; sie meinen nur, daß die Fehler mehr in's Auge fallen, als die Vorzüge. Die stärkste Anklage und die hauptsächlichste Ursache des Volkshasses gegen sie ist die ökonomische Schädigung, die Ausbeutung besonders des Landvolks in den slavischen, aber auch in einigen deutschen Ländern, durch das noch immer mit Vorliebe betriebene Schacher- und Wuchergewerbe. Im Osten bezeichnet man diesen Schaden, mit Hinweis besonders auf Galizien, noch stärker, man nennt ihn Verwüstung. Die Schuld ist unläugbar, unsere israelitischen Mitbürger beklagen sie wie wir; — aber eine Solidarität und Verantwortlichkeit Aller für das Thun eines fernen, auch für sie unerreichbaren Bruchtheils zu verlangen, wäre ungerecht. Dasselbe gilt von dem Gründerunwesen und dem verderblichen Hasardspiel mit Werthpapieren, bezüglich dessen Christen und Israeliten gleiche Schuld trifft. Wenn vordem Goldmacher, Astrologen und Schatzgräber die blinde, leichtgläubige Gier der höheren Stände ausbeuteten, so sind es heute jüdische und andere Speculanten, welche das gleiche Geschäft besorgen. Nicht minder theilt sich in die Sünden der Tagespresse der christliche Leserkreis mit den jüdischen Redactionen, welche, gleich den anderen, die Tagesmeinung und die Tagesneigung nicht erzeugen, sondern ihnen nur fröhnen.

Die große, seit Mendelssohn begonnene Reformbewegung im

Schooße des Judenthums hat demselben in Deutschland, Frankreich, England eine neue Gestalt gegeben; während der in den slavischen Ländern wohnende Theil des Volkes von ihr größtentheits unberührt geblieben ist und noch fest an den talmudischen Normen hängt, haben im westlichen Europa die Israeliten sehr viel von den ererbten Vorurtheilen und Gebräuchen abgelegt, in Sitte und Denkweise sich den Christen genähert.

Gegenwärtig ist Deutschland der Träger und Nährvater des geistigen Lebens im Judenthum, wie früher der Reihe nach Spanien, Süd- und Nord-Frankreich, dann Holland es waren. Durch ihre Sprache beherrschen die deutschen Israeliten die der übrigen Welt, nur sie besitzen eine eigene religiöse und theologische Literatur, von der ihre Glaubensgenossen in anderen Ländern sich nähren. Und so läßt sich mit Recht behaupten, daß der Einfluß deutscher Gedanken- und Sinnesweise gegenwärtig unter den Juden, selbst bis nach Nordamerika, stärker sei als jeder andere.

In jenen Culturvölkern, welche eine eigene Geistesbildung besitzen, denkt auch der ihnen angehörige Jude ebenso wie die Masse der Nation. Der deutsche Jude denkt wesentlich deutsch in allen Fragen des geistigen und socialen Lebens, was im vorigen Jahrhundert noch durchaus nicht der Fall war; und da unsere Bildung, unsere Civilisation aus dem Christenthum hervorgegangen und christlich gefärbt ist, so kann er, wie abgeneigt er auch sonst dem Christenthum sein möge, doch nicht umhin, bewußt oder unbewußt, über viele Dinge christlich zu denken und so zu handeln. Die Ehe, zum Beispiel, wird bei den Juden nicht mehr vom orientalischen und alttestamentlichen, sondern vom christlich-germanischen Standpunkt aus betrachtet und behandelt. Nicht anders verhält es sich mit den brittischen und französischen Israeliten: sie denken und fühlen wie die große Nation, in deren Mitte sie leben.

Viel zu lange hat die falsche, abscheuliche Lehre, daß die Menschen berufen seien, Sünden und Verirrungen der Vorfahren an den schuldlosen Nachkommen fort und fort zu rächen, die Welt

beherrscht und die Länder Europas mit Gräueln und Schandthaten befleckt, von denen wir schaudernd uns abwenden. Wehe uns und unsern Enkeln, wenn jenes Rachegesetz gegen die Nachkommen der Deutschen, Franzosen, Spanier und Engländer des Mittelalters jemals zur Anwendung kommen sollte! Eins aber ist, was die heutige, antisemitisch sich nennende Agitation nicht vergessen sollte: Haß und Verachtung sind Gefühle, traurig und unerquicklich für den der sie hegt, peinigend und erbitternd für den davon Betroffenen. Schlimm, wenn, um biblisch zu reden, ein Abgrund den anderen anruft! Unser Wahlspruch sei und bleibe das Wort der Sophokleischen Antigone:

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!"

X.

Ueber Spaniens politische und geistige Entwicklung.*

Wenn ich es versuche, das Interesse und die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die Vergangenheit Spaniens zu lenken, so leitet mich darin vor allem das selbstverständliche Motiv, daß Niemand ein Volk in seinem gegenwärtigen Bestand und Leben verstehen und beurtheilen kann, der nicht dessen Vergangenheit erkannt und begriffen hat. Dann aber hat mich auch die Wahrnehmung bestimmt, daß unter allen Nationen gerade die Deutschen es sind, welche, sobald sie einmal mit jenem Lande und den Menschen dort in Berührung gerathen, sofort auch eine, nicht selten bis zur Bewunderung sich steigernde Vorliebe für Land und Leute fassen und gerne die anziehenden und besseren Eigenschaften eines auch in seinen Verirrungen noch tüchtigen und edelgearteten Volkes preisen. Und auf welchem anderen als auf dem geschichtlichen Wege ließe sich das Räthsel lösen, daß der allen Neuerungen, allem revolutionären Gebahren so abholde, so zäh am Alten und Herkömmlichen klebende Spanier dennoch seit hundert Jahren mehr Revolutionen gemacht hat, oder über sich hat ergehen lassen, als selbst die beweglichen Franzosen?

Eine einzige unglückliche Schlacht hatte hingereicht, das Gothenreich zu zertrümmern. Während das vorchristliche Spanien den Römern erst nach zweihundertjährigem Kampfe erlegen war,

* Vortrag, gehalten in der Festsitzung der Münchener Akademie der Wissenschaften am 25. Juli 1884.

fiel das christliche mit einem Schlage, bei dem ersten Anprall der moslimischen Waffen; in unaufhaltsamem Siegeslauf überschwemmten diese die Halbinsel bis an die Pyrenäen, und selbst bis in's Frankenreich hinein. Spanien ward erst eine Provinz des in Damaskus thronenden Khalifen, erhob sich dann zu einem unabhängigen Khalifat, welches bald in einzelne Königreiche zerfiel. Es bildete sich ein anarchischer Zustand; die Mohammedaner waren fortwährend in Fehden unter einander verwickelt. Allmählich erlahmte die Macht des Halbmondes. Unterdessen hatten sich in den cantabrischen und asturischen Gebirgen Anfänge christlicher Fürstenthümer gebildet. Die Nachkommen der geflüchteten Gothen, verschmolzen mit den frei und unabhängig gebliebenen Ureinwohnern, gestählt in Noth, Armuth und Glaubenszuversicht, brachen aus ihren Bergen hervor, und es begann jenes unausgesetzte Vordrängen und Weitergreifen, jener durch sieben Jahrhunderte sich fortziehende Krieg der Rück-Eroberung, welcher, zugleich Racenkampf und Religionskrieg, dem spanischen Volke sein unvertilgbares Gepräge gegeben hat.

Die Masse der christlichen Bevölkerung der Halbinsel, die Mozaraber, lernten wohl in einer Jahrhunderte währenden Geduldschule das nicht allzu drückende Joch maurischer Herrschaft ertragen, blieben aber immer durch Sitte und Sprache, wie durch Abstammung und Religion geschieden. Uebertritte fanden weder von der einen noch von der anderen Seite statt; eine rechte Lebensgemeinschaft zwischen Siegern und Besiegten konnte nicht aufkommen; mit einem Volke, dessen Lebensweise und sittliche Anschauungen durch den Koran bestimmt und gebildet waren, wäre sie auch unter den günstigsten Verhältnissen nicht möglich gewesen. Gleichwohl war es unvermeidlich, daß in einem so langen Zusammenleben mancher Zug maurischer Sitte und Sinnesweise auch auf die Unterworfenen überging, wovon wir Nachklänge noch in dem reichen Schatze der spanischen Romanzenpoesie vernehmen.

Die Anfänge des kleinen Christenreiches in Asturien sind in Dunkel gehüllt; sein Gründer Pelayo lebt nur in der aus-

schmückenden und dichtenden Sage; aber schon um das Jahr 765 finden wir ein Reich, welches, mit den heutigen Provinzen Navarra, Biscaya und Asturien, Theile von Castilien, Leon und Galicien umfaßte.

Bald nachher ward die Herrschaft der Franken in der spanischen Mark begründet.

Mit dem elften Jahrhundert wurde das Vordringen der Christen gegen den Süden mächtiger, der Widerstand der getheilten und zwieträchtigen Mauren schwächer. Die drei christlichen Reiche, das mit Leon vereinigte Castilien, Aragon und die Grafschaft Barcelona (Catalonien), nmfaßten schon das ganze nördliche nnd theilweise das mittlere Spanien. Als nun die Zeit der Kreuzzüge ganz Europa mit der Vorstellung erfüllte, daß der Kampf gegen die Ungläubigen ebenso nothwendig als verdienstlich und heilbringend für dieses und jenes Leben sei, da erwachte bei den Spaniern, nach langer Abgeschlossenheit, das Bewußtsein zugleich ihrer Zugehörigkeit zu den übrigen christlichen Nationen und ihres Vorzugs vor allen, mit voller Kraft. Wenn die Bekriegung der Ungläubigen für die übrigen Völker nur die zeitweilige Beschäftigung Einzelner war, für die Spanier wurde sie lebenslänglicher Beruf, an welchem die ganze Nation sich betheiligte. So entwickelte sich als Grundzug des spanischen Charakters jenes nationale Hochgefühl, in welchem jeder sich fühlte als ein Glied des auserwählten, zum Vorkämpfer für die Christenwelt berufenen Volkes. Man gewöhnte sich, auf eine Reihe von Ahnen zurückzublicken, deren jeder ein Glaubensstreiter gewesen, jeder des Paradieses theilhaftig geworden war, welches denn auch ihren in gleichem Berufe lebenden Enkeln nicht entgehen könne. Vertrauen auf die eigene Tüchtigkeit, geduldige Ausdauer und Zuversicht im Unglück, zähes Beharren und unablässiges Streben nach dem einen Ziel, starres Festhalten an ererbten Sitten, Sagen und Fabeln, vor allem aber glühender Glaubenseifer wurden dabei naturgemäße Charakterzüge. Sie hinderten übrigens nicht, daß die einzelnen die Halbinsel bewohnenden Völkerschaften in ihren Eigenthümlichkeiten schärfer von

einander geschieden waren und blieben, als dieß in anderen Reichen der Fall war. War doch eigentlich, außer der Religion, der Kampf gegen die Saracenen das einzige, was alle gemeinschaftlich betrieben, und zwar überall mit den gleichen Waffen, gleichen Künsten und Listen, während die drei halbgeistlichen Ritterorden von Alcantara, Calatrava und Santiago dem Guerillakriege der Massen den sicheren Rückhalt, dem ganzen militärischen System die nöthige feste Organisation gaben und, als die berufenen Träger, die kriegerische Tradition bewahrten und fortflanzten. So war Spanien das große Schlachtfeld, auf welchem Orient und Occident, Mohammed und Christus, Koran und Bibel sich maßen. Wurden die Moslems immer wieder gestärkt und erfrischt — freilich auch mitunter geknechtet und gepeinigt — durch den Zuzug von fanatischen Glaubenseiferern aus Afrika, so führten die ritterliche Kampflust der Zeit und die Hoffnung auf reiche Beute an Land und Gut den französischen Adel über die Pyrenäen zur Verstärkung der Christenschaaren; dieser Waffenbrüderschaft verdanken die Spanier unter anderm den glänzenden Sieg bei Navas de Tolosa. Immer aber waren und blieben die Spanier, wie man mit Recht von ihnen sagte, die ersten und die letzten Kreuzfahrer, wie im Leben so in der Gesinnung. Was dieß bedeutete, mögen wir an einem von einer spanischen Chronik berichteten Zuge ermessen. Sie erzählt: die Könige, Grafen und Ritter hätten, bei der Schwierigkeit des Krieges mit den Mauren, ihre Rosse in ihr Schlafgemach gestellt, damit sie, dem Rufe folgend, augenblicklich zu Pferde steigen könnten. Noch in unseren Tagen hat Martinez de la Rosa sogar sagen zu dürfen gemeint: „In harter und rauher Erziehung haben unsere Väter, stets im Harnisch und das Schwert in der Hand, während acht Jahrhunderten nicht eine einzige Nacht ruhig geschlafen.“

Hier nun haben wir eines der spanischen Geschichte eigenthümlichen Phänomens zu gedenken. Die Geschichte eines unablässig mit einem übermächtigen Feinde ringenden Volkes, dieses mühsame, nie ermattende Sichemporarbeiten und Fortschreiten zu

freieren, besseren staatlichen und kirchlichen Zuständen scheint den reichsten und dankbarsten geschichtlichen Stoff bieten zu müssen, ganz geeignet, einer Nation als traditionelle Leuchte auf ihrem Schicksalspfade zu dienen, und als patriotisches Bildungs- und Erziehungsmittel wohlthätig zu wirken; — es ist aber anders gekommen: die Geschichte, die wirkliche oder die vermeintliche, ist zwar auch in Spanien eine magistra vitae geworden, aber nur allzu oft eine verkehrte und verkehrende Lebenslehrerin.

Kein anderes Volk hat nämlich eine Geschichte, welche in solchem Grade durch grobe, handgreifliche Unwahrheiten und willkürliche Erdichtnngen, durch phantastische Ausschmückungen und Fabeln verwirrt und entstellt wäre, wie das bei der spanischen der Fall ist; nirgends ist so planmäßig und anhaltend wie hier Fälschung der Thatsachen, Verbreitung berechneter Fabeln geübt worden. Diese Geschichte bietet daher den Forschern große, früher kaum zu überwindende Schwierigkeiten; man kann wohl sagen, daß sie erst seit dreißig oder vierzig Jahren erkannt und verstanden werden kann, und auch jetzt noch ruhen wichtige Bestandtheile im Dunkel und werden ignorirt. Die Chroniken der früheren Zeit, bis in's 13. Jahrhundert, sind so dürftig, so blaß, so völlig ungenügend, daß der dichtenden, vom Nationalstolz getragenen Phantasie der weiteste Spielraum gelassen war. Wenn König Ferdinand I. von Castilien (um d. J. 1063) in der Chronik mit einem spanischen Heere nach Paris zieht, dort alle gegen ihn verbündeten Völker und Mächte besiegt und den deutschen Kaiser, der ihm Vasallenhuldigung und Tribut zugemuthet, sich zu demüthigen zwingt, so erkennt man in dieser Erfindung, der ganz und gar nichts zu Grunde liegt, den hochgemuthen Sinn des Volkes, dessen König noch im 17. Jahrhundert zu den Seinigen sagte: Nos contra todos, y todos contra nos, — ein Wort, das freilich gleichzeitig durch ein anderes etwas ermäßigt werden mußte: Con todo el mundo guerra y paz con Inglaterra! (Krieg mit der ganzen Welt, mit England aber Friede.)

Nur auf spanischem Boden war es möglich, daß ein zwar

heldenmüthig tapferer, aber treuloser und grausamer Freibeuter, der bald als Streitgenosse der Mauren seine Landsleute, bald mit diesen jene bekämpfte, so von der Sage und Poesie verherrlicht und idealisirt, ja als die Blüthe des spanisch-christlichen Ritterthums und als Ahnherr der Könige des Landes gefeiert werden konnte, — daß Rodrigo Ruy Diaz, der Campeador oder Cid, für Spanien ein Nationalheld wurde, wie kein anderes Culturvolk einen ähnlichen aufzuweisen hat, ein Held, in welchem die Nation selbst sich wohlgefällig spiegelte und bewunderte, — wie denn nicht zu läugnen ist, daß sie im 14. und 15. Jahrhundert dem echten, geschichtlichen Cid nur allzusehr glich. Nicht genug! Klerus und Volk haben diesen auch zu einem Heiligen gemacht, der nach seinem Tode zahlreiche Wunder wirkte und dessen Canonisation Philipp II. alles Ernstes in Rom begehrte.

So hat man ein Königreich Sobrarbe erdichtet, das nie bestanden, Könige von Sobrarbe geschaffen, die nie gelebt haben, nur um mehr Glanz in die Vorzeit Aragons zu bringen. Wetteifernd hat jede der spanischen Provinzen die Anfänge ihrer Geschichte in ein Fabelgewand gehüllt, welches nicht etwa der dichtenden Volkssage entnommen, sondern localpatriotische Erfindung war, und so fehlt es den spanischen Annalen nicht an einer Menge von Thatsachen, deren Unwahrheit man wohl kennt, die man aber preiszugeben noch immer nicht sich entschließen kann, sondern als werthvolle Erbstücke mit fortführt.

Einen noch weit größeren Einfluß übte in Spanien die religiöse Mythe und Erfindung, auch sie nicht auf dem Wege des dichtenden Volksgeistes entsprungen, sondern auf dem hierarchischer Berechnung. Daß der Apostel Jacobus der Aeltere nach Spanien gekommen sei, den Glauben zu predigen, widerspricht zwar der Bibel, wie der Geschichte; aber in Spanien ist das seit dem zehnten Jahrhundert eine unantastbare Thatsache; er ist der Schutzheilige des Landes, und heute noch behauptet es jeder Spanier, der gesammten übrigen Welt zum Trotze. Santiago — der Apostel, der Fischer — ist zum Ritter und Schlachtenführer ge-

worden, in 38 Schlachten hat man ihn auf weißem Rosse voranreiten und die Feinde in schreckhafte Flucht treiben gesehen. Daß sein Leichnam, aus Palästina um ganz Spanien herumfahrend, an der galicischen Küste gelandet sei und dort aufbewahrt werde, ist eine etwas später ersonnene Fabel. Compostella ist aber durch sie einige Jahrhunderte lang die besuchteste Pilgerstätte des Abendlandes geworden, und die Apokryphenliteratur bereicherte sich mit dem zur Empfehlung dieser Wallfahrt gedichteten Buch des Pseudo-Turpin, sowie mit den Schriften des Papstes Calixtus II.

Wie im Mittelalter überhaupt die Fälschungen und Erdichtungen von Urkunden und Thatsachen mit den hierarchischen Bestrebungen im engsten Zusammenhang stehen, so war dieß auch in Spanien, und hier in noch höherem Grade als anderswo, der Fall. Eine lange Reihe theils ganz erdichteter, theils interpolirter und gefälschter Chroniken und anderer Documente wäre zu nennen, welche im kirchlichen Interesse, sei es zur Befestigung oder Erweiterung der päpstlichen Gewalt oder zum Vortheil eines Bisthums, eines Klosters, verfertigt wurden. „Wir schwimmen in einem Meer von Fabeln", hat vom elften Jahrhundert der noch lebende Geschichtschreiber der spanischen Kirche, Vincente de la Fuente, trotz seiner echt spanischen Gläubigkeit, gesagt.* Auch in den folgenden zwei Jahrhunderten ward diese unheilvolle Thätigkeit fortgesetzt. Dadurch aber wurde der spanische Geist mit Wahngebilden erfüllt und gewöhnte sich an einen phantastischen Wunderglauben, der ihn für jede Täuschung empfänglich machte, sobald sie nur seinem Nationalstolz und seinen Vorurtheilen Nahrung bot. Die Folge hievon war, daß man in entscheidenden Momenten, statt auf die Einsetzung eigener Kraft, gern auf übernatürliche Hülfe vertraute. Man hat die Begierde und Leichtigkeit, sich täuschen zu lassen, häufig als einen an diesem Volke stark hervortretenden Zug bezeichnet, und ich gestehe, daß mir beim Lesen des Cervantes mehrfach der Verdacht aufgestiegen ist, der Dichter habe

---

* Historia eclesiástica de España. Madrid 1873. IV, 105.

in dem Helden und dessen Schildknappen eigentlich diesen Zug des Volkscharakters zeichnen wollen.

Selbst noch in der augusteischen Periode Spaniens, in der Zeit eines Cervantes und Antonio Agustin, im Jahre 1594, ward die Nation, mit allen ihren Hochschulen, Collegien und Schaaren berühmter Theologen, das Opfer einer so umfassenden und großartigen Fälschung, wie in der alten und neuen Geschichte keine zweite vorgekommen ist, — vollbracht von einigen Jesuiten zugleich in Granada und in Toledo. Ramon de la Higuera war der Haupturheber dieses mit kluger Berechnung der nationalen Eitelkeit und Unwissenheit ausgeführten Betrugs — eines Betrugs, wie er damals in keinem anderen civilisirten Lande möglich gewesen wäre, wie er nur bei einem durch frühere Erdichtungen, durch Nationalstolz und religiöse Phantastik verblendeten Volke gelingen konnte. Beschriebene Bleitafeln, für deren Ausgrabung in Granada man Sorge trug, und einige von den Jesuiten verfertigte fabelhafte Geschichtsbücher sollten einen sehnlichen Wunsch der Spanier erfüllen, sollten die bisher vermißte Ueberlieferung und historische Beglaubigung liefern für gewisse Lieblingsmeinungen der Nation: vor allem für die Jacobus-Fabel und für den apostolischen Ursprung der Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariens. Fast anderthalb Jahrhunderte lang glaubte ganz Spanien, vom Könige bis zum Bettler herab, an die Echtheit dieser so durchsichtigen Erdichtungen, deren Lügenhaftigkeit auch ein Halbgelehrter mit Händen greifen konnte. Das heilige Officium deckte sie mit seinem Schilde. Niemand auf der Halbinsel wagte daher sie anzutasten. Den Trug zu vertheidigen galt als Ehrensache und Staatsangelegenheit. Viele Bände wurden mit Vertheidigungsversuchen angefüllt; lange, ergebnißlose Verhandlungen mit Rom wurden darüber geführt, und — als ob Spanien an dieser Schmach seiner Gelehrten nicht genug gehabt hätte, kam um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein neues Erzeugniß spanischer Phantasie und exaltirter Religiosität hinzu: die Offenbarungen einer Nonne, Maria von Agreda. Dieses Werk, zunächst ein Sprößling

der dem Franciscanerorden eigenthümlichen Theologie, war ein Denkmal des plumpsten, bis zur Blasphemie gesteigerten Aberglaubens. Aber der König hatte diese Nonne als eine gotterleuchtete Seherin vielfach befragt, und sie hatte auf seine politischen Entschließungen entscheidenden Einfluß geübt. Ihre Visionen waren mit den spanischen Lieblingsvorstellungen in vollkommenem Einklang, bestätigten die früheren Truggestalten, und so ward auch die Einführung dieser mönchischen Mißgeburt, der „mystischen Stadt Gottes", in den Kreis der geheiligten Kirchenschriften eine Angelegenheit, die nicht nur dem König vorzüglich am Herzen lag, sondern auch als Ehrensache der spanischen Nation und Kirche behandelt ward. Spaniens ganzer Einfluß wurde in Rom eingesetzt, um eine päpstliche Bestätigung dieser Revelationen zu erlangen, und die dortigen Congregationen fanden hier Stoff zu Verhandlungen für hundert Jahre und darüber. Noch unter Karl II. wurde der spanische Gesandte in Paris angewiesen, bei der Sorbonne den Widerruf ihres über das Buch gefällten Verdammungsurtheils zu erwirken. Hienach kann es auch nicht sehr befremden, daß eben dieser letzte der Habsburger, hinfällig und an Convulsionen leidend, wie er war, von seinem Beichtvater und seinen 24 Leibärzten für besessen erklärt und geraume Zeit fortgesetzten Exorcismen unterzogen wurde.

Doch wir wenden uns dem geschichtlichen Verlauf wieder zu. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte Castilien Thaten vollbracht, welche nur noch einen Schatten der Mauren-Herrschaft im südlichen Spanien übrig ließen. Nach den Siegen bei Navas de Tolosa, bei Merida und Xeres de la Guadiana, von 1212 bis 1233, war auch die Khalifenstadt Cordova, war, zwölf Jahre darauf, im Jahr 1248, Sevilla, die schönste, reichste und volkreichste Stadt der Halbinsel, erobert worden; bald nachher fielen auch Medina Sidonia, Xerez de la Frontera und Cadix, so daß Castilien bis an die Meeresküste herrschte. Wer hätte nicht glauben sollen, daß auch das kleine, zum Vasallenstaat herabgesunkene Granada bald

in die Hände der Christen fallen und damit das große Werk der Wiedergewinnung noch vor Ablauf des Jahrhunderts vollendet sein würde! Gewiß, wenn der Castilier auf die elende Leitung und den kläglichen Ausgang der Kreuzzüge in Palästina blickte, so konnte ihn der Vergleich mit den eigenen, von Glück und Sieg gekrönten Thaten nur mit stolzer Zuversicht erfüllen.

Da fragt man sich nun, warum, nach den mit so gewaltigen Erfolgen gekrönten Anstrengungen eines halben Jahrtausends, doch noch drei Jahrhunderte schwerer Kämpfe nöthig waren, um das Werk der Wiedergewinnung zu vollenden? Die Ursache lag in den spanischen Erbfehlern: — Zwietracht, Eifersucht, Habgier, Kämpfe der Könige unter sich oder mit ihren unbotmäßigen Vasallen, ließen es nicht mehr zu so großen, entscheidenden Schlägen kommen, wie sie früher gefallen waren. Unzählige Male kam der innere Krieg in Castilien und Aragon oder zwischen beiden dem moslemischen Feinde zu Statten. Wohl war bereits im 12. Jahrhundert eine Vereinigung der christlichen Kräfte, die Einheit eines großen, ganz Spanien umfassenden Reiches nahe gelegen. Hatte doch schon Alfons VII. sich als Kaiser von Spanien krönen lassen. Aber dieses spanische Kaiserthum, das nur Ansprüche ohne Mittel gab, erlosch gar bald.

Verworren, trübe und unerquicklich stellt sich uns die Chronik Spaniens im 14. und 15. Jahrhundert dar. Es ist schon sehr bezeichnend, daß ein Historiker 179 Revolutionen gezählt hat, die sich damals in den christlichen Staaten, neben 61 in den moslemischen Staaten, ereigneten, — Revolutionen, welche fast immer ihren Grund in dem anarchischen und gewaltthätigen Sinn und Treiben einer wilden und übermüthigen Aristokratie, der Ricos-Hombres, hatten. Hie und da wird der anarchische Zustand unterbrochen durch eine Schreckensherrschaft, wie sie Pedro der Grausame und mancher andere neben und nach ihm übten. Diese Thronwechsel, diese ständischen Kämpfe, diese Empörungen der Großen wider die allzu oft ohnmächtige oder in Kindes- und Weiberhänden befindliche Krone, gaben den Saracenen in Granada

eine gut benützte Frist. Es ist ein unrühmlicher Zug in der Geschichte jener trostlosen Zeit, daß die Kampfeslust des Adels und Bürgerthums mehr gegen die eigenen Mitbürger, als gegen den National-Feind gerichtet war.

Als endlich, nach so langer Anarchie, Ferdinand und Isabella durch ihre Vermählung das bisher getheilte Spanien einigten und mit der Einnahme Granadas der maurischen Herrschaft auf der Halbinsel ein Ende machten, da erhob sich Spanien in fast plötzlichem, wunderbarem Aufschwung zur blühendsten und mächtigsten Monarchie Europas. Ein Herrscherpaar wie dieses, welches sich so trefflich ergänzte und so harmonisch, wenn auch in getheilten Gebieten, zusammenwirkte, hatte die Welt noch nicht gesehen; beide sind die eigentlichen Schöpfer des modernen spanischen Großstaates geworden; sie haben den Grund gelegt, auf welchem Karl V. und Philipp II. weiter bauten.

Isabella war unstreitig unter allen, die in Spanien von Anfang bis heute geherrscht, der größte Monarch, der edelste, von den reinsten Gesinnungen beseelte Charakter; wo sie irrte — und sie hat schwer und verhängnißvoll geirrt — da geschah es, weil ihr Gewissen in den Banden männlicher Autorität, theils ihres Gemahls, theils ihres Beichtvaters, gefangen lag. Sie steht in der Geschichte neben Maria Theresia, die, gleich ihr, unter allen Fürsten des Hauses, dem sie entsprossen war, den ersten Rang einnimmt. Es gehört zu den Contrasten zwischen Frankreich und Spanien, daß in jenem Lande, trotz seines salischen Gesetzes, die Herrschaft und der politische Einfluß der Frauen — nicht der Gemahlinnen, wohl aber der Wittwen als Regentinnen oder der Concubinen — ebenso schädlich als häufig gewesen ist, während dagegen in Spanien, neben der großen Selbstherrscherin Isabella, die Gattinnen der Könige, meist durch die persönliche Schwäche und Unfähigkeit ihrer Männer genöthigt und diese ersetzend, nicht unrühmlich regiert haben.

Es ist zur stehenden Phrase geworden, daß die Habsburger Karl V. und sein Sohn Philipp nach der Weltherrschaft gestrebt

hätten. Der Ausdruck bedarf aber näherer Bestimmung und Begrenzung. Denken wir uns darunter ein Streben, eine Politik analog derjenigen, welche in unserem Jahrhundert der corsische Kaiser auf dem französischen Thron mit vollkommen klarem Bewußtsein zu verwirklichen suchte, so wandelten die beiden Habsburger ganz andere Bahnen und verfolgten andere Ziele: nämlich überwiegend religiöse. Allerdings benutzten sie die Religion häufig als Werkzeug der Herrschaft — dieß bezeugt schon die von beiden der Inquisition gewidmete Gunst und gegebene Richtung —, sie mußte ihnen mitunter auch als Grund oder Vorwand zur Verletzung beschworener Rechte, zum Verfassungsbruch, dienen. Aber das Ziel, welches als letztes und höchstes ihnen vor Augen stand, war doch selbst ein religiöses; das Bewußtsein, daß es ein solches sei, erfüllte sie mit Zuversicht und Gottvertrauen, beruhigte sie bei der Wahl unsittlicher Mittel. Denn dem Gedanken, daß sie Gottes erkorene Werkzeuge seien, schloß naturgemäß der andere sich an, daß sie Antheil hätten an den Vorrechten der Gottheit und ein streng bindendes Gesetz für sie nicht bestehe.

Karl V., mehr bemüht, die in seiner Person unnatürlich verbundenen Staaten und Länder zu schirmen und zusammenzuhalten, als sein Herrschergebiet noch zu vergrößern, hegte dabei immer den Wunsch und die Hoffnung, an der Spitze eines Kreuzheeres nach dem Orient zu ziehen, die türkische Uebermacht zu brechen, Konstantinopel wieder zu gewinnen. Daß das nie erfüllt, nicht einmal ein Anfang dazu gemacht wurde, dafür hat er selber in seiner Verblendung gesorgt.

Ferdinand — Karl — Philipp haben in regelmäßiger Stufenfolge Spanien zur Weltmacht erhoben; Castilien war das Centralland, von welchem aus, neben Spanien, auch Italien mit den Inseln und die Niederlande beherrscht, sowie Deutschlands Geschicke entschieden werden sollten; eine neue Welt war hinzugekommen, aber auf der Eroberung von Amerika lastete von Anbeginn an ein so schwerer Fluch und Unsegen, durch die Schuld der Monarchen wie der Nation, daß der Gewinn an Macht und Geld zehnfach aufge-

wogen ward durch das Unheil, welches sie mit sich brachte. Karl selbst war, nach einigen Jahren des Weilens und Wirkens in Spanien, aus einem Niederländer ein Castilianer geworden, und wie die Castilianer auf ihn gewirkt hatten, so wirkte er seinerseits auf sie zurück. Er und sie theilten die Ansicht, daß Spanien, unter Castiliens Führung, das auserwählte Werkzeug sei, die katholische Religion überall, mit Ausrottung jeder abweichenden Lehre und Genossenschaft, zu schirmen und das Reich der Kirche zu erweitern. Der ganze Hergang bei der Kaiserkrönung in Bologna im Jahre 1530 offenbarte, daß es nicht ein deutscher, sondern ein spanischer König sei, der da gekrönt worden; und so sollte, nach Karl's Meinung, das Kaiserthum auch nicht auf Ferdinand und dessen Sohn, sondern auf seinen Sohn, den durch und durch spanischen Philipp übergehen, — Spanien, nicht Deutschland, sollte fortan der Träger des Kaiserthums werden. König Ferdinand hatte das auch wiederholt zugesagt, aber er brach sein Wort; Philipp indeß hielt fest an seinem Anspruch und trug sich noch lange mit Plänen, ihn zu verwirklichen.

Es gelang ihm nicht, wie denn im Grunde alle die hochfliegenden Pläne und Entwürfe dieses Königs mißlungen sind, mit Ausnahme der Erwerbung von Portugal, die übrigens auch nur von kurzer Dauer war. Und doch war Philipp weitaus der mächtigste Herrscher seiner Zeit.

Philipp war kein Heuchler, wie man wohl behauptet hat,* vielmehr vollkommen aufrichtig, auch in seiner Art gewissenhaft, das heißt, seinem durch den Klerus geformten Gewissen stets Rechnung tragend, wie er denn nicht leicht etwas wichtigeres ohne Befragen und Genehmigung seiner geistlichen Rathgeber unternahm. Dem Vater nicht vergleichbar an Geist und Thatkraft, setzte er doch dessen System fort und drückte in seiner ein halbes Jahrhundert dauernden Regierung dem spanischen Staat und Volk das Gepräge auf, welches spätere Ereignisse und Katastrophen, wie

* Zum Beispiel Motley, in seinem Werk The Rise of the Dutch Republic.

gewaltig sie auch das Bestehende zu erschüttern schienen, doch auszulöschen nicht vermocht haben. Er war, er ist im eminentesten Sinne der „katholische“ König, — Schild und Schwert der Kirche, Führer und Vorkämpfer in dem Weltkriege, welchen sein Vater zur Besiegung der Reformation zuerst in Deutschland begonnen hatte, und welchen der Sohn auf erweitertem Schauplatz, nach allen Richtungen hin, fortführte. Engste Vereinigung mit dem Papstthum, Verschmelzung seiner dynastischen, sowie der spanisch-nationalen Interessen mit den römisch-kirchlichen, waren leitende Grundgedanken bei ihm, und darin ließ er sich auch durch die grimmige Feindschaft des Papstes Paul des IV. nicht irren; wußte er doch, daß in der damaligen Lage die Curie mit den Cardinälen sicherlich spanischen Interessen dienstbar, daß sein Wille für sie Gesetz sei, und daß auch die Wahl der nachfolgenden Päpste durch ihn werde gelenkt werden. Waren es ja vier- oder fünffache Ketten, die ihn an das Papstthum fesselten! Amerika besaß er kraft einer päpstlichen Schenkung, und, was ein Papst gegeben, konnte ein anderer wieder nehmen. Navarra nannte er mit gleichem Titel sein eigen: Julius II. hatte es seinem Großvater verliehen und damit die Feindschaft zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon verewigt. Die Kosten seiner Kriege mußten ihm zu beträchtlichem Theile die religiösen Steuern liefern, welche er nur durch päpstliche Bewilligung von Klerus und Laien erheben konnte; die so einträgliche, von jedem Spanier zu bezahlende Cruzada mußte immer wieder von den Päpsten erbeten werden. Das Kaiserthum durfte er nur mit päpstlicher Hülfe zu erlangen hoffen. Auch seine auf Frankreich nnd England gerichteten Entwürfe konnten nur gelingen, wenn Rom sie unterstützte. Und endlich: als Beherrscher der beiden Sicilien und des Mailändischen konnte er, sobald ihm nur des Papstes Freundschaft zur Seite stand, über ganz Italien gebieten und es seinen Zwecken dienstbar machen, so daß selbst die widerstrebenden Venetianer ihm gehorchen mußten. Er, der König sowohl als die spanische Kirche waren denn auch zu Zeiten päpstlicher, als der Papst, wie dieß unter Sixtus V. sich zeigte, und wenn

man damals eine römisch-katholische Musterkirche suchte, so war diese nicht in Italien, sondern in Spanien zu finden. Als König beider Sicilien war er des Papstes tributpflichtiger Vasall. Und wenn er, die Volksfreiheiten und ständischen Rechte in den Niederlanden oder in Aragon zerstörend, seine geschworenen Eide brach, so ließ er sich erst durch den Papst von ihnen entbinden. Obgleich er sich so sehr zum Gebieter des spanischen Klerus gemacht, daß er nie in einen ernsten Conflict mit der Geistlichkeit gerieth, pflegte er doch Gewalt und Gewinn mit der Curie zu theilen; der spanische Priester konnte ohne Collision seine Hingebung an den König mit dem Gehorsam gegen den Papst vereinigen, der Nuntius selbst unter des Königs Augen eine eigene Gerichtsbarkeit ausüben. Die Cardinäle und päpstlichen Nepoten standen in seinem Solde; die Theologen — damals hatte kein Land so zahlreiche und maßgebende Theologen wie Spanien — arbeiteten für ihn, schrieben mit steter Rücksicht auf Spaniens und des Königs Interesse; die Bischöfe gingen mit dem Beispiel der Hingebung an ihn voran.

In der That war Stoff genug vorhanden zu der damals allgemein geäußerten Furcht, daß Spanien auf dem Wege sei, Europa politisch wie geistig zu beherrschen.

Im vollständigsten Gegensatz zu dem früheren castilischen und aragonesischen Königthum, welches in ungleichem Ringen mit einem übermüthigen, zuchtlosen Adel und trotzigen, auf ihre fueros (Stadtrechte) eifersüchtigen Städtern oft unterlegen war, hatte Karl's Sohn die Herrschaft zu despotischem Absolutismus ausgebildet. Bischöfe verkündeten, daß ein König von Spanien, statt dem Rathe Anderer zu folgen, besser thue, der in seinem Innern sprechenden Stimme Gottes zu folgen.* Der Präsident des Rathes von Castilien, Don Manuel Arias, konnte seinem jungen Könige Philipp V. die Lehre geben: „Vergessen Sie nie, daß Gott Sie an die Spitze eines nicht bloß monarchischen,

* So Miedes, Bischof von Albarrazin, de vita et rebus gestis Jacobi regis, unter Philipp II. geschrieben.

sondern despotischen Staats gestellt hat, ja eines Staates, der despotischer ist, als irgend ein anderer in der Christenheit."

Aber indem Spanien, theils willig und hingebend, theils durch seinen König gezwungen, diesen ungeheuren, seine physischen und geistigen Kräfte weit übersteigenden Kampf bestand, trat schon in den letzten Jahren Philipp's II. ein Siechthum ein, welches die tiefer blickenden mit düsteren Ahnungen erfüllte. Die Austreibung der Juden und der Moriscos war mit äußerster Härte und Grausamkeit durchgeführt worden, zum bitteren Schaden des Landes, welches dadurch erst seinen früher blühenden Handel, dann auch, in weitem Umfang, seinen Anbau verlor und ganze Provinzen veröden sah. Zahlreiche Ortschaften wurden zu despoblados — Einöden. Und mit der Bodencultur sank auch der Gewerbfleiß. Bald kam es so weit, daß Hunderttausende den Straßenbettel zu ihrem Lebensberuf machten, daß nur noch ein Stand — der geistliche — blühte und, zum Schaden und Verdruß der anderen, an Zahl und Reichthum fortwährend wuchs, während die Gesammt-Bevölkerung in kurzer Zeit von zehn auf acht Millionen und dann noch weiter herabging. Dabei verblutete Spanien an unlösbaren Aufgaben: es sollte und wollte Niederland, England, Frankreich unterwerfen, und es verlor darüber seine Flotte, seine beste Mannschaft, seinen Nationalwohlstand; wir blicken im 17. Jahrhundert auf einen Verfall, wie er seit dem Ausgang des Mittelalters bei civilisirten Nationen ohne Beispiel ist. Der dritte Philipp — diese Habsburger pflegten einander mit stets verminderten physischen und geistigen Kräften zu folgen — wollte die väterliche Politik fortführen und mußte dennoch zugestehen, was dem Vater das Herz gebrochen hätte.

Der Abschluß des zwölfjährigen Waffenstillstandes mit den in vierzigjährigem Kampfe nicht überwundenen Niederlanden war für Spanien wie für Europa entscheidend; er verkündete, daß Spaniens Mark verzehrt sei, daß es fortan auf die Rolle einer aggressiven Macht verzichte. Hundert Jahre lang hatte Spanien gekämpft, um die Nationen wieder unter die Botmäßig-

keit des römischen Stuhles zu beugen; nur in Deutschland war ihm dieß, im Bunde mit dem österreichischen Zweige des Hauses Habsburg, theilweise gelungen; überall sonst war es unterlegen, und jetzt mußte es, nach unermeßlichen Opfern an Gut und Blut, noch die bittere Erfahrung machen, daß das früher ganz der spanischen Politik hingegebene Rom sich immer mehr der aufgehenden Sonne, Frankreich, huldigend zuwandte.

Vergeblich hatte noch im Jahre 1624 Philipp's IV. allmächtiger Staatsminister und Günstling Olivarez dem Nuntius Sacchetti zu bedenken gegeben: sein König sei der einzige in der Welt, der nur um der Religion willen beharrlich Krieg führe gegen Türken und Ketzer; es wäre ja für Spanien politisch viel vortheilhafter gewesen, mit den Feinden Frieden zu machen; aber sein König wolle lieber bis auf's Hemd sich entblößen, als in der Religion etwas nachgeben. Urban VIII. trat, trotz aller selbst im Consistorium der Cardinäle erhobenen Proteste, auf die französische Seite und bereitete den Habsburgern und Spanien damit die Niederlage des westfälischen Friedens.*

Mit der Erhebung des Hauses Bourbon auf den spanischen

* Olivarez mi rispose che lui solo (der König) in questo mondo manteneva guerra contro Turchi e contro Eretici per il solo puntiglio della religione catolica; che per politico interesse gli sarebbe stato molto commodo di quietarsi con gli suoi nemici, il che saria sempre stato in sua mano, mentre avesse voluto rimettere il rigore della difesa e protezione di catolica religione. Ma che non avendo il suo Rè altra politica che d'esser buon catolico, con determinazione e per mantener tali li suoi stati, di lasciar da parte, come aveva fatto, tutti gli altri interessi, avria più tosto voluto restar in camiscia e perdere il tutto, che rimettere una parte in questa materia di religione. Aus dem Codex des Brittischen Museums Nr. 8693; Sacchetti, Nunziatura di Spagna. Dabei ist übrigens zu bemerken, daß dieser Philipp IV. seinen Großvater in Ausschweifungen noch übertraf und 32 außereheliche Kinder hatte. — Die Erbitterung gegen Papst Urban VIII. war damals in Spanien so groß, daß derselbe Nuntius am 16. Januar 1625 berichtete: Man rede in Madrid ganz offen davon, der Papst solle durch Gift oder auf anderem Wege aus der Welt geschaffen werden.

Thron begann eine neue Periode im Leben des spanischen Volkes und Staates, eine der Zeit der Habsburger vielfach entgegengesetzte. Mehr und mehr drang französisches Wesen in das staatliche wie in das geistige Leben Spaniens ein, und ich möchte den Charakter der ganzen Zeit von fast zwei Jahrhunderten seit dem Tode Karl's II. als ein Ringen des altspanischen und des französischen Wesens bezeichnen; es ist ein Wechsel von Aufnehmen und Abweisen, eine nationale, aus der Mischung dieser oft feindlichen Elemente hervorgegangene Gährung, welche wie der rothe Faden sich durch die moderne Geschichte Spaniens zieht und in allen bedeutenderen Ereignissen bald als unmittelbare, bald als indirect und von fernher wirkende Ursache erkennbar ist. Dynastie, Hof und Diplomatie waren die Vermittler; die Staatsmänner unter Philipp V. gehörten der französischen Schule Richelieu's, Mazarin's, Colbert's an. An die Stelle des habsburgischen Absolutismus sollte das unumschränkte Königthum Richelieu's und Ludwig's XIV., der Einheitsstaat nach französischem Muster, treten. Hatten die Könige des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts sich damit begnügt, in der Hauptstadt eine Menge von Gewalten und Behörden, ohne genaue Abgrenzung ihres Geschäftskreises, anzuhäufen, die sich oft durchkreuzten und einander lahm legten, wobei die entfernteren Provinzen sich vielfach selbst überlassen blieben, so strebte man jetzt nach der Aufrichtung einer von einem Willen beseelten und geleiteten Verwaltungsmaschine. Spanien erhielt allmählich wenigstens den Firniß, die äußere Figur eines modernen Staatswesens.

Der Umschwung auf dem geistigen und literarischen Gebiete war das bedeutsamste Zeichen, daß das alte Spanien begraben sei. In den meisten und gerade in den jetzt praktisch unentbehrlichen Gebieten des menschlichen Denkens und Wissens hatte Spanien, bei dem herrschenden Geistesdrucke, nichts geleistet; die spanische Literatur, überreich an Ritterromanen, Schauspielen, Predigt-Sammlungen, Heiligenleben, scholastischer Moral und Dogmatik, hatte nichts aufzuweisen in den Gebieten der Alterthums-

kunde, der Mathematik, der Natur- und Staatswissenschaften. Um so mächtiger drang daher, den leeren Raum ausfüllend, die fremde Literatur ein, und zwar die einzige, welche sich den Spaniern darbot, die französische, so ungewohnt und anstößig sie auch anfänglich dem im altspanischen Gedankenkreise aufgewachsenen Spanier erscheinen mußte.

In der Poesie und gerade in der Gattung derselben, in welcher Spanien bisher vor allen Nationen geglänzt hatte, dem Drama, war Tod und Sterilität an die Stelle eines noch vor wenigen Decennien reich bewegten und schöpferischen Lebens getreten. Das Theater nährte sich fortan von Uebersetzungen französischer Dichter, welche selber fortwährend aus der reichen spanischen Vorrathskammer schöpften, und brachte sklavische Copien von Dichtungen, die zum Theil nur Nachbildungen spanischer Originale waren, auf die Bühne.

Die 29jährige Regierung Karl's III. gilt heute noch in Spanien für die beste, welche das Land seit Isabella's Zeiten gehabt habe. Zwar die auswärtige Politik dieses Monarchen war nicht weise und nicht glücklich; durch den Familienpact kettete er Spanien an Frankreich. Er bekriegte in französischem Interesse England und bereitete durch die Unterstützung des nordamerikanischen Aufstandes den Abfall des spanischen Amerika vor. Aber unter der Leitung der ihn berathenden Staatsmänner, Floridablanca, Aranda, Campomanes, Jovellanos, wurde eine Reihe von Reformen begonnen und zum Theil durchgeführt, welche, wenn sie von Dauer gewesen und nicht schon großentheils unter Karl's unfähigem Sohne wieder zerfallen und verschwunden wären, Spanien eine den übrigen europäischen Staaten ähnliche Gestalt gegeben hätten. Nur waren diese Staatsmänner und die Gruppen der in ihrem Sinne schreibenden Schriftsteller so ganz von den politischen und staatswirthschaftlichen Vorstellungen der französischen Aufklärung beherrscht, so getränkt und erfüllt mit gallischem Geiste, daß auch ihre eigenen Erzeugnisse sich häufig wie Uebersetzungen aus dem Französischen ausnehmen. Es war wie ein unabwendbares Ver-

hängniß, das Spanien immer fester an Frankreich gebunden, in diese geistige Vasallenschaft immer tiefer verstrickt werden sollte. Es ist bekannt, wie dann, als durch Godoy diese Gefolgschaft zur schmachvollen Knechtschaft geworden war, und Napoleon wähnte, mit einem dreisten Griffe ganz Spanien sich zu eigen gemacht zu haben, die Nation aus ihrer Lethargie erwachte und, unter Anspannung aller Kräfte sich aufraffend, mit englischer Hülfe das Joch zerbrach.

Und nun noch ein Wort über unser geistiges Verhältniß zu Spanien! Im Allgemeinen darf wohl angenommen werden, daß die Berührungen zwischen Spanien und Deutschland sich vervielfältigen, die Beziehungen zu einander sich enger gestalten werden, als es früher in irgend einem Zeitraum der Fall gewesen ist. Als in Karl V. Spanien und Deutschland durch Personalunion verbunden waren, blieb man sich innerlich und äußerlich fremd; kein Deutscher weilte am Hofe des Kaisers in Spanien, und ihrerseits wurden die Spanier nur durch Soldatenpflicht und Krieg, oder als zum Gefolge ihres Königs gehörig, zeitweilig nach Deutschland geführt. Der verwandtschaftliche und politische Bund der beiden Zweige des Hauses Habsburg, des deutschen und des spanischen, erregte bei den Deutschen nur Furcht und Abneigung. Er führte wohl einige Spanier nach Wien, aber nur Diplomaten. Zudem durfte in der habsburgischen Zeit ein Spanier nicht leicht in's Ausland reisen; that er es, so erregte er Verdacht gegen sich und verfiel bei der Rückkehr dem heiligen Officium. Seit dem Beginn unseres Jahrhunderts ist das anders geworden. Spanier und Deutsche fühlten sich als Schicksalsgenossen und Leidensbrüder, dann als Waffengenossen dem gemeinschaftlichen Feind und Unterdrücker gegenüber. Seitdem hat in Deutschland eindringende und liebevolle Beschäftigung mit spanischer Literatur und Geschichte das Urtheil über den Charakter des Volkes, seine reichen Anlagen, seine mannigfache Begabung, seinen sittlichen Gehalt, immer günstiger gestaltet, wenn es auch meistens die niedrigen Klassen sind, und nicht die Vornehmen, Reichen und Gebildeten, welchen jene Vorzüge zuerkannt werden. Wie bewundernd und

mit welch begeisterter Beredsamkeit hat ein so ernster und strenger Völkerrichter wie Ernst Moritz Arndt sich über dieses Volk vernehmen lassen! Ich darf nur weiter an meinen Jugendfreund Victor Amadeus Huber, an Wilhelm von Humboldt, von Hügel, Alex. Flegler, in jüngster Zeit an Graf Schack, Lauser, Thienen-Adlerflycht, Willkomm, Minutoli, erinnern. Fast möchte ich behaupten, die Deutschen seien geneigt, die Lichtseiten dieses Volkes bereitwilliger, freudiger anzuerkennen, als die Spanier selbst. Wenigstens scheint mir, daß so scharfe, theils verdammende, theils beklagende Urtheile und so düstere, hoffnungslose Aeußerungen über die Zukunft dieses Volkes, wie sie mir in spanischen sowohl als in französischen und englischen Kundgebungen aufgestoßen sind, bei deutschen Beobachtern keinen Wiederhall finden. Und auch da, wo der Deutsche, Angesichts der trostlosen Zustände unter den höheren Ständen, zu pessimistischen Anschauungen hinneigt, stellt sich wieder die Hoffnung ein, daß aus dem Schooße des gesunden und noch unverdorbenen Theiles der Nation und der in ihm ruhenden Kräfte einmal ein Aufschwung, eine Wiedergeburt, früher oder später, erfolgen werde.

Fragen wir nun, wie die Spanier sich zu Deutschland stellen, so muß freilich gesagt werden: ignoti nulla cupido! — Das deutsche Volk, mit seinen 50 Millionen (gegen 15 Millionen Spanier), mit seiner Literatur, der reichsten, die es in einer Sprache gibt, ist dem Spanier bis vor wenigen Jahren weit weniger bekannt gewesen, als Frankreich, Italien und England, kaum besser bekannt, als das türkische und das persische Volk.

Hier gab es also weder zu Hinneigung noch zu Haß Stoff und Anlaß. Der noch immer übermächtige Einfluß französischer Literatur und Sinnesweise steht den deutschen Ideen und geistigen Erzeugnissen hemmend im Wege; es fehlt an Raum für sie; man darf nur die Uebersetzungen aus dem Französischen mit den so seltenen Uebertragungen deutscher Werke vergleichen. Daß ein großes Band geistiger Einheit die romanischen oder lateinischen Nationen umschlinge, daß Frankreich der geborene Führer und

geistige Vormund dieser Völker sei, daß Spanien, in Ermangelung einer eigenen, dem heutigen Bedürfniß entsprechenden Literatur, auf die reichere und originalere französische angewiesen sei, das ist, soviel ich sehe, auch heute noch die vorherrschende Ansicht der Gebildeten jenseits der Pyrenäen. Erst kürzlich konnte Castelar erklären, ohne Widerspruch zu erregen, daß Spanien moralisch eine französische Provinz sei. Indeß ist doch auch dort seit einigen Jahren der Blick wenigstens einzelner hervorragenden Männer auf das deutsche Geistesleben gerichtet. Vor allen ist es der Mann, der jetzt an der Spitze der Regierung steht, Cánovas del Castillo, dessen Stimme unsere Beachtung verdient.

Bereits vor mehreren Jahren hat Cánovas in einem zu Madrid im Athenäum gehaltenen Vortrage bemerkt: schon zu Karl's V. Zeit habe der Spanier Avila, der doch den Sieg der Spanier über die Deutschen bei Mühlberg beschrieben, geäußert, daß nach menschlichem Ermessen die ganze übrige Christenheit zusammen nicht mächtig genug scheine, sich gegen den Germanismus zu wehren. Er führt dann aus, wie vor allem in politischen Dingen die germanischen Völker den lateinischen überlegen seien, indem Freiheit, aber die gezügelte, mit strenger, kräftiger Zucht verbundene und durch das Recht geschützte Freiheit, nur bei Engländern und Deutschen zu finden sei, wogegen die Romanen, als Sklaven willkürlicher Abstractionen, in ewigen Versuchen und Unruhen sich erschöpften. Dann fährt er fort:

„Im Schatten dieser glücklichen Eintracht zwischen Freiheit und Ordnung ist die deutsche Wissenschaft so gediehen, daß Karl V., wenn er heute wieder auferstünde, nicht bloß seine Krieger von Mühlberg und sein kaiserliches Scepter geringer achten würde, sondern auch seine Herrschaft über die größten Denker des Menschengeschlechts, da diese sich Francisco Victoria und Domingo de Soto*

* Daß hier zwei scholastische Theologen, deren Namen in Deutschland nur wenigen Fachgenossen bekannt sein dürften, als hochragende Geister genannt werden, müssen wir dem Spanier nachsehen, der an einen von dem unsrigen verschiedenen Maßstab gewöhnt ist.

nannten, statt Kant oder Fichte, Hegel oder Krause; die Deutschen sind nicht nur, nach allgemeinem Zugeständniß, die größten Metaphysiker der Neuzeit — selbst die neueste Invasion des Materialismus muß aus Deutschland ihre Apostel empfangen."

Es ist ein spanischer Guizot, zugleich gelehrter Historiker, Professor und Staatsmann, der sich so ausgesprochen hat, und es fehlt ihm dort nicht an Gesinnungsgenossen, wogegen freilich Republikaner wie Castelar und Garrido, auf Frankreich bauend und von dorther ihre Impulse empfangend, von den Deutschen mit Haß und Geringschätzung reden, ihnen den Untergang wünschen und daher auch prophezeien.

Immerhin mögen wir uns der Thatsache erfreuen, daß die Pforten Spaniens der deutschen Wissenschaft und Literatur endlich erschlossen sind, und daß die Kenner unserer Sprache dort mit jedem Jahr sich mehren. Zudem wird gegenwärtig in französischen Büchern und Zeitschriften den deutschen Leistungen wohl fünfmal mehr Raum und Aufmerksamkeit gewidmet, als dieß noch vor zwei Decennien der Fall war. Die Spanier werden also auch auf diesem ihnen so geläufigen Wege auf den größeren Reichthum deutscher Geistesproducte und Forschungen hingewiesen und mit ihnen bekannt gemacht, wobei denn die Hoffnung gestattet ist, daß bei wachsender Wissens- und Ideengemeinschaft auch ein festeres Band wechselseitiger Zuneigung und geistigen Austausches sich knüpfen werde.

XI.

Die Politik Ludwig's XIV.*

Als im October des Jahres 1870 zwei berühmte Geschichtschreiber, Thiers und Ranke, sich in Wien begegneten, fragte der erstere: „Gegen wen kämpfen die Deutschen nun, nach dem Sturze des Kaisers, noch weiter?" — „Gegen Ludwig XIV.," erwiderte der deutsche Gelehrte. Es liegt in diesem Worte die Wahrheit, daß die Gestalt dieses vor 167 Jahren gestorbenen Königs noch immer, selbst mehr als die des ersten Napoleon, in unsere Zeit hereinragt, daß wir noch heute die Nachwirkungen seines Waltens in Staat und Kirche, in der Literatur wie im Völkerleben, theils genießen, theils tragen und mit ihnen uns abfinden müssen. So ist sein Lebensgang nicht der eines uns fremden und gleichgültigen Fürsten; zu tief, zu gewaltig hat er eingegriffen in die Geschicke, wie ganz Europas, so insbesondere Deutschlands; und indem wir uns in eine Betrachtung dessen was er erstrebt und erreicht, und wie und warum er es gewollt hat, einlassen, ist es in Wirklichkeit ein Kapitel deutscher und europäischer Geschichte, mit dem wir uns beschäftigen.

Es gibt vielleicht nicht fünf historische Persönlichkeiten, über welche das Urtheil der Nachwelt so unausgleichbar getheilt, so schroff widersprechend ist, wie über Ludwig den XIV. So war es schon zu seiner Zeit — man darf nur an die contradictorischen

---

* Erweitert aus einem in der Festsitzung der Münchener Akademie der Wissenschaften, am 28. März 1882, gehaltenen Vortrag.

Aeußerungen eines und desselben Mannes, Leibniz, denken, — so blieb es im ganzen 18. Jahrhundert, und nun, nachdem die Publicationen des 19. ein so überaus reiches urkundliches Material eröffnet haben, welches die wichtigsten Partieen seiner Geschichte in neuem Licht erscheinen läßt, das volle Verständniß mancher erst ermöglicht hat, — nun stehen heute noch die Urtheile über ihn schroff und unversöhnlich sich gegenüber, vor allem in Frankreich selbst. Während die Einen in ihm das Urbild eines selbstsüchtigen Tyrannen sehen, welcher die Revolution vorbereitet, unvermeidlich gemacht und den Sturz des Königthums verschuldet habe, erblicken die Anderen in ihm den Monarchen, welcher, wenn auch um den Preis eines vorübergehenden Nothstandes, der Nation unvergängliche Güter errungen und ein reiches Erbe von Ruhm, Glanz und Macht, von unvergänglichen Geistesschätzen ihr hinterlassen habe.

Uns Deutschen fällt es ganz besonders schwer, zu einem unbefangenen, gerecht abwägenden Urtheil über den großen König zu gelangen: unsere düstersten, demüthigendsten Erinnerungen knüpfen sich an seinen Namen, an die von ihm befohlenen Thaten. Ich habe dieß lebhaft empfunden, indem ich, mit seiner Geschichte mich beschäftigend, stets mich bemühen mußte, die Bilder entfernt zu halten, welche in Worms, Speyer, Oppenheim, Mannheim dem Gedächtnisse sich unauslöschlich eingeprägt hatten. Indessen hoffe ich dem Vorwurfe der Befangenheit zu entgehen, indem ich sorgfältig zu unterscheiden suche, welcher Antheil an den Ereignissen dem König selbst, seinen persönlichen Neigungen und Abneigungen, seinen Grundsätzen und Leidenschaften zufällt, und wie viel andererseits auf Rechnung der gegebenen politischen Lage, sowie der vorwiegenden Doctrinen der Zeit, vorzüglich aber des Volkscharakters und der herrschenden Sinnesweise, zu setzen ist.

Eine treffliche Quelle besitzen wir in den Denkwürdigkeiten seiner Regierung, die er, theils zur Belehrung für seinen Sohn, theils als historisches Denkmal, dictirt hat; sie umfassen nur einige Jahre der früheren Zeit, enthalten aber den Schlüssel zum Verständniß aller späteren Ereignisse, soweit diese durch Ludwig

bestimmt wurden. Ludwig erscheint hier als ein Denker, der zwar nicht aus Büchern, — zum Bücherlesen empfand er nie Neigung — aber um so mehr aus den Unterhaltungen mit Mazarin, aus den Ereignissen, aus der Beobachtung der Menschen, aus dem Nachsinnen über sich und seine Stellung, seine Rechte und Pflichten kennen gelernt hat. Niemand, der des Königs Sinnesweise und die Beweggründe seines Thuns verstehen will, darf diese seine Aufzeichnungen ungelesen lassen.

Goethe macht einmal die Bemerkung: in Familien von langer Dauer bringe die Natur zuweilen ein Individuum hervor, welches in sich die collectiven Eigenschaften aller seiner Vorgänger zusammenfasse. Zwar findet dieß auf Ludwig insofern keine Anwendung, als die Familie der Bourbons erst mit seinem Großvater zum Throne gelangt war. Fassen wir das Wort aber etwas weiter, so läßt sich sagen, daß von Ludwig's Vorgängern Philipp August, Philipp der Schöne, Ludwig XI., Franz I., Heinrich IV. zu seiner Hervorbringung sich vereinigt, von ihrem Wesen und Streben ihm mitgetheilt zu haben scheinen. Hatten sie ihm doch alle vorgearbeitet, die schwerste Arbeit schon für ihn gethan, -- sie und die beiden Cardinäle.

Ludwig's Regierung, sein Leben, ist die glänzendste, imponirendste Darstellung des reinen Königthums, welche die Welt noch gesehen hatte. In ihm selber war das Königsbewußtsein zur höchsten Entwicklung gelangt, die Kunst, König zu sein, am vollkommensten ausgebildet. Die Selbstbeherrschung, welche diese Kunst erfordert, die Mischung von Genuß und Entsagung, von ernster Arbeit und höfischer Zerstreuung, die Virtuosität des steten tactvollen Befehlens und Anordnens in großen und kleinen, ernsten und heiteren Dingen — das alles hatte er früh schon sich angeeignet. Anspruchsvoll und hochfahrend in seinen Beziehungen zu fremden Mächten, war er ein Muster von Humanität und würdevoller Freundlichkeit in der Berührung mit seinem Hofadel, seinen Beamten und Unterthanen. Zornesausbrüchen unterlag er fast nie. Nach Saint-Simon's Zeugniß würde er immer eine

königliche Erscheinung gewesen sein, auch wenn seine Wiege unter dem Strohdach des Bettlers gestanden hätte. Er galt für den schönsten Mann im Lande. So kamen denn seine körperlichen Vorzüge hinzu, um die Nation zu bewunderndem Enthusiasmus zu begeistern, und eine Religion des Königthums, einen Cultus seiner Person zu erzeugen, der berauschend und seinen sonst klaren Geist umnebelnd auf ihn zurückwirkte.

Die Fronde war für König und Volk eine Warnungstafel geworden. Dieser eben so zügellose als leichtfertige Ansturm der ersten Corporationen des Landes, der Männer und Frauen vom höchsten Range, gegen die Grundbedingungen der Staatsordnung und dazu die lange Herrschaft eines erbarmungslos harten Prälaten und eines geldgierigen, verhaßten Italieners, — diese an so viel bitteres und demüthigendes mahnende Vergangenheit hatte eine tiefe Sehnsucht nach einem kraftvollen, selbstregierenden Königthum in den Franzosen erweckt. Und jetzt offenbarte es sich ihnen in Ludwig's Person so gewinnend, so glanzvoll, so ganz dem nationalen Ideal entsprechend. Die Nation mit ihren Neigungen und ihren Interessen war in diesem Königthum Fleisch geworden; jeder erblickte sich selber im Könige, nur unendlich vergrößert und verschönert. Die Krone war geheiligt durch Reims, durch das heilige, vom Himmel herabgekommene, dem Könige Wunderkraft verleihende Salböl. Er mußte unumschränkter Herr und Gebieter sein, jede Begrenzung wäre als eine Verkleinerung der nationalen Macht, der Größe und Herrlichkeit Frankreichs empfunden worden. Si veut le roi, si veut la loi! Die Juristen bauten das absolute Herrscherthum auf das römische Recht, welches den Monarchen für ungebunden durch das Gesetz, sein Belieben für Gesetz erklärt; der Klerus, Bossuet voran, baute es auf die Bibel, der Adel auf das Herkommen und die alten coutumes der Provinzen. Man darf wohl sagen, damals habe die öffentliche Meinung, so weit eine solche im Lande vorhanden war, bloß in Bewunderung des Königs und in dem Cultus des Königthums bestanden.

Dieser Cultus war in Frankreich schon alt. Selbst unter

dem kläglichen Regiment der letzten Valois, im Jahre 1572, berichtete der venetianische Gesandte Michiel seinem Senate: die Franzosen wollten und könnten nicht außerhalb Frankreichs leben, da sie keinen anderen Gott als den König kännten, so daß das Volk ihn, wenn er vorüberziehe, auf den Knieen liegend anbete, gerade so wie Gott. „Es ist gewiß", sagte nachher Leibniz, „daß keiner Nation mehr als der französischen das Herz im Leibe lacht, wenn ihr König mit Ehren genannt wird. Die absolute Regierungsgewalt, welche andere hassen, gönnen sie ihrem König freudig und erhöhen sie noch, wenn möglich. Der Grund dieses verschiedenen Verhaltens ist, daß das französische Volk von Natur ein höfisches ist (gens aulica), durch körperliche und geistige Beweglichkeit auf Glanz und gefällige Sitte angelegt, für Beredsamkeit eingerichtet und durch sie leicht zu gewinnen; ein solches Volk aber ist monarchisch."

Versuchen wir nun, den Geist und die Ziele der Regierung Ludwig's überhaupt und besonders in ihrem Zusammenhang sowohl mit der früheren als mit der nach seiner Zeit eingetretenen Entwicklung des französischen Staatswesens zu erfassen, so begegnen wir einer Thatsache, welche, wie mir scheint, bisher in Frankreich selbst nicht nach Gebühr beachtet und gewürdigt ist: — vom 15. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist Frankreich, man darf sagen überwiegend, von Cardinälen oder von Männern, die nach dieser Würde strebten, regiert worden, mehr als irgend ein anderes Reich; die Züge und Spuren priesterlicher Regierung haben sich tief in die Geschichte des Landes eingegraben und erklären dem Kundigen manches Ereigniß, manche Eigenthümlichkeit.

Im Grunde, und wenn Gehorsamseide nach ihrem vollen Wortlaut verstanden würden, hätten die Stellung eines Cardinals und die eines Ministers oder Kanzlers der Krone Frankreich als schlechthin unvereinbar gelten müssen. Denn in unzähligen Collisionsfällen mußte der Träger dieser Doppellstellung entweder den Verpflichtungen gegen die Tiara oder jenen gegen die Krone un-

treu werden. Allein die enge Verbindung zwischen Rom und Paris, die Gemeinsamkeit der Interessen wie der zu bekämpfenden Gegner, der lange Zeitraum französischer, der königlichen Politik willig dienender Päpste und einer überwiegend gallischen Curie, die Thatsache, daß auch nachher noch in der Curie und unter den Cardinälen eine starke französische Partei sich fortpflanzte, und daß die hoch privilegirte Cardinalswürde die Häufung vieler einträglichen Pfründen erleichterte, — alles dieß hatte dazu geführt, daß leitende Staatsmänner, wenn sie nicht der Ehestand abhielt, fast immer den rothen Hut zu erlangen trachteten, und daß die Könige, noch mehr die mit der Regentschaft betrauten Königinnen, ihnen dazu verhalfen.

Denn ein Cardinal war nach den Kirchengesetzen unverletzlicher als selbst der König; wer sich an ihm vergriff oder nur dabei zustimmte, beging ein Verbrechen beleidigter Majestät und verfiel den schwersten aller Kirchenstrafen. Je couvre tout de ma soutane rouge, sagte Richelieu.

Ludwig fand indeß, daß Frankreich an Cardinal-Ministern mehr als genug gehabt habe; er gebrauchte Cardinäle, und mit günstigem Erfolge, da, wo sie besser als Andere ihm nützen konnten, — bei Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle; aber von der Berathung und Leitung der Staatsgeschäfte hielt er sie fern. Gleichwohl läßt sich in gewissem Sinne sagen, daß auch unter ihm die Cardinalsregierung fortgedauert habe; denn es waren doch die Principien und Lehren Richelieu's und Mazarin's, welche ihn im Großen leiteten; und wenn er, seiner Politik ein scharf confessionelles Gepräge aufdrückend, hierin von seinen beiden Meistern abzuweichen schien, so hat er sicher geglaubt, daß sie, Angesichts der großen Veränderungen in der Lage Europas und Frankreichs, jetzt nicht anders handeln würden, als er. Zudem richtete er sich, wenigstens in den letzten Jahren seines Lebens, in kirchlichen Angelegenheiten ganz nach der Cardinalspolitik und folgte unbedingt den Rathschlägen der Cardinäle Rohan und Bissy. Nach ihm ist denn auch durch Dubois, Fleury, Bernis die Tradition

der Staatslenkung nach den Principien und Interessen des Cardinalats fortgeführt worden, bis diese endlich, als die Pforten des Reiches schon unter den Hammerschlägen der Revolution erbebten, mit dem letzten Cardinal, Loménie de Brienne, Schiffbruch erlitt.

In einem Lande wie Frankreich, wo die Kirche durch ihren Reichthum, durch umfassenden Grundbesitz, durch feste Gliederung und zähen Corporationsgeist, so stark und, bei einem noch durchaus religiösen Volk, so einflußreich war, konnte das Königthum nur dadurch unumschränkte Machtfülle erreichen und bewahren, daß es auch die Kirche beherrschte und ihren Einfluß sich dienstbar machte. Hiezu hatte nun schon Papst Leo X. einen festen Grund gelegt, indem er den Königen durch das Concordat das gesammte höhere Kirchenpatronat, auch die Abteien einbegriffen, übertrug, also den ganzen Klerus mit seinen Hoffnungen und Bedürfnissen an die königliche Gunst verwies. Dann hatte die Reihe der staatsmännischen Cardinäle, unter ihnen vor allen Richelieu, mit kraftvoller Hand die Zügel der Kirchenregierung ergriffen; indem sie die Vorzüge und Privilegien der Cardinalswürde mit der Königsgewalt verbanden, hinterließen sie einem kräftigen und durch sie selber geschulten Monarchen die Herrschaft über die Kirche als ein reichlich vermehrtes Erbe.

Fénelon äußerte mehrmals: thatsächlich sei der König weit mehr Gebieter und Regent der französischen Kirche, als der Papst. Er beklagte dieß, er versuchte den römischen Hof zu energischerem Eingreifen zu bereden; allein auch er setzte, sobald es sich um die Geltendmachung seiner theologischen Anschauungen handelte, seine Hoffnungen ganz auf die königliche Kirchenherrschaft und verlangte, wie seine Correspondenz beweist, daß der König durch zahlreiche Absetzungen und Verbannungen die von Fénelon gehaßte augustinisch-thomistische Lehre unterdrücke. Da Ludwig selber in religiösen Dingen völlig unwissend war, so wurde naturgemäß die Kirchenregierung in Wirklichkeit nach den Eingebungen und Rathschlägen der Personen geübt, denen er hierin sein Vertrauen schenkte. Dieß waren, neben dem Erzbischof de Harlay,

von Paris, die Beichtväter, vorzüglich Annat, La Chaise und Tellier. Jeder der zahlreichen Priester und Theologen, welche königliche Ungnade und Strafe (Gefängniß oder Verbannung) traf, wußte in der Regel genau, welchem königlichen Gewissensrath er sein Schicksal zuzuschreiben habe.

Unumschränkte Fürstenmacht ist im germanisch-romanischen Europa eine spät gereifte Staatsform. Sie hat sich in geistlichen Staaten eben durch die Vereinigung der geistlichen mit der staatlichen Gewalt, wie im Kirchenstaat und in den deutschen geistlichen Fürstenthümern, allmählich gebildet; Päpste des 16. Jahrhunderts haben sie energisch in ihrem Gebiete geübt. Die Reformation hat da, wo sie von oben herab durchgeführt ward, die Königsgewalt verstärkt und befestigt, freilich auch in der von Calvin ihr gegebenen Gestalt den Trieb nach Selbstregierung und nach republicanischen Formen geweckt oder gestärkt. Gleichwohl ging damals überhaupt ein absolutistischer Hauch über Europa hin. Die große Gegenreformation in den österreichischen Ländern und in den geistlichen Fürstenthümern Deutschlands, welcher die Unterdrückung, in manchen Gegenden die Ausrottung des Protestantismus selbst da gelang, wo dieser bislang in der Mehrheit sich befunden, war Hand in Hand gegangen mit der Unterdrückung ständischer Rechte und städtischer Freiheiten. Dazu kam das noch immer stark gefühlte Bedürfniß, in der Macht der Krone Schutz zu finden gegen drückende Adelsvorrechte. Eben jetzt, im Jahre 1660, vollzog sich in Dänemark die Staatsveränderung, durch welche der König, mit Hülfe der Geistlichkeit und der Bürgerschaft, die Uebermacht des Adels brach und die erbliche und zugleich unumschränkte Monarchie aufrichtete.

In Frankreich waren es die Könige Ludwig XI. und Franz I., welche schon anderthalb Jahrhunderte vorher die Königsgewalt von den meisten Schranken befreit hatten. Hierauf wurden in den Bürgerkriegen von 1562 bis 1594 alle Institutionen, vorzüglich die städtischen, auf Selbstverwaltung beruhenden Ord-

nungen zerrüttet und untergraben, was sich dann in den Wirren der Fronde fortsetzte. Ohnehin waren die städtischen Gemeinden in einem so großen Reiche der Centralgewalt gegenüber viel zu schwach, da eine sie schützende Organisation der Kreise nnd Provinzen fehlte. Wohl bestanden in einigen südlichen und westlichen Provinzen, auch in Burgund, — den pays d'états — ständische Versammlungen mit dem Rechte der Abgabenbewilligung; aber Klerus und Adel, die in denselben überwogen, machten es den Herrschenden leicht, das Recht zu einer bloßen Formalität herabzudrücken. Zugleich waren die Anschauungen des römischen Rechtes, schon seit den Zeiten Philipp's des Schönen, am entschiedensten aber seit Franz I., durch die Juristen in die Adern des Staatskörpers eingedrungen: nach diesen Anschauungen entscheidet nur der Herrscher, was das öffentliche Wohl erfordert; er steht über dem Gesetz; sein Wille ist selbst Gesetz, und Widerspruch oder Tadel fällt schon unter den Begriff des Majestätsverbrechens. Auf dieser Grundlage und in diesem Gedankenkreise baute Richelieu weiter an der festen Burg des absoluten Königthums, nachdem er den Despotismus der Feudalherren vernichtet hatte. Mazarin's glänzender Sieg über die Fronde bewies die Schwäche der Gegner und die unbezwinglich gewordene Macht des Königthums. Als Ludwig XIV. die Selbstregierung antrat, fand er nur noch die Parlamente in seinem Wege. Diese politisch zu entkräften, kostete geringe Mühe. Während seiner langen Regierung ist nirgends ein erheblicher Versuch gemacht worden, provincielle, ständische, feudale Rechte dem Willen der Krone gegenüber zu behaupten. Auch die Geistlichkeit, welche allein noch ein, wenn auch sehr beschränktes Maß von corporativer Selbstständigkeit bewahrt hatte, pflegte sich, wenigstens in der Form, auf Bitten und Wünsche zu beschränken, wenn diese auch als Bedingungen ihrer Geldbewilligungen gemeint waren. Der König selbst hat nie gezweifelt, daß die ihm für göttliches Recht geltende Form des Staatswesens auch dem Sinne und den Neigungen seines Volkes ganz entspreche; von einer Berufung der Generalstände (états généraux), welche im

Jahre 1614 zum letzten Male sich versammelt hatten, war nie die Rede.

Die Wirren und unwürdigen Ränke der Fronde, wenn sie auch nur ein bald erloschenes Strohfeuer waren, die damals der Krone zugefügten Beschimpfungen, hatten nachhaltigen Eindruck auf Ludwig gemacht. Er vergaß nie, daß er als Knabe, aber schon als König, in fast vollständiger Entblößung aus Paris hatte fliehen müssen. Er wollte das Königthum aus seiner Erniedrigung oder Verdunkelung zu der ihm gebührenden Würde und Autorität erheben. Er habe, sagte er, sich vorgenommen, der Welt einmal einen wahren König zu zeigen. Wohlgefällig schildert er in seinen Memoiren die Genüsse des Regierens. Depeschen, Rechnungen, statistische Tabellen, Proceßsachen und ähnliche Dinge waren ihm nicht zu trocken. Er arbeitete täglich zweimal mit seinen Ministern — der Reihe nach; einen das Ganze leitenden Staatskanzler oder ersten Minister hat er nie gehabt und hätte er nicht ertragen. Das war, meinte er, sein eigener Beruf. Ernstlich glaubte er an eine besondere Erleuchtung, einen von Gott gegebenen Instinct der Könige, welcher sie in allen wichtigen Fragen, wenn sie nur selber entscheiden, das Richtige treffen lasse. Er bezeichnet die Unterscheidung der Geister, die Verleihung von Aemtern und die Spendung von Gnadenbezeugungen als Dinge, in denen er, als Statthalter Gottes auf Erden, durch höhere Eingebung geleitet werde. Nicht der König ist es, der gute Rathschläge empfängt, sagt Ludwig, sondern er ist es, dessen Weisheit die guten Minister bildet, so daß, wenn er dann guten Rath von ihnen empfängt, er selber doch eigentlich dessen Quelle ist. Fehlgriffe habe er allerdings begangen, gesteht er, und sie hätten ihm unendlichen Kummer und Verdruß bereitet, aber das sei nur dann vorgekommen, wenn er, in nachlässiger Uebereilung, der Meinung Anderer gefolgt sei.

Sogar den Schreibunterricht hatte man benützt, um dem Knaben einzuprägen, daß er als König alles thun könne, was ihm beliebe. Die höchsten Würdenträger des Staates wie der

Kirche, ein Talon, ein Bossuet, verkündeten: das Wissen des Monarchen sei ein Strahl der göttlichen Weisheit, er regiere unter steter göttlicher Inspiration; durch eine besondere, von Gott verliehene Gabe entdecke der König auch die geheimsten Dinge. „Ja, Könige sind Götter, denn sie haben in ihrer Autorität, sie tragen auf ihrer Stirn ein göttliches Wahrzeichen," sagte der Bischof von Meaux. Und schon im Jahre 1626 hatte der Bischof von Chartres, in einer auch vom Pariser Parlament gutgeheißenen, im Namen des Klerus verfaßten Staatsschrift, die rechtgläubige Lehre von der Königsmacht vorgetragen. Die Könige, heißt es da, sind Götter, nicht von Natur, sondern durch Gnade; Leben und Tod jedes Unterthans ist in ihre Hand gelegt; auch wenn sie unser Eigenthum, unsere Freiheit rauben, alles erdenkliche Unheil über ihr Volk verhängen, ist blinder Gehorsam heilige Pflicht.

In der That ist es kaum anders möglich, als daß ein religiös-gläubiger Monarch, der von dem Bewußtsein schrankenloser Machtfülle durchdrungen ist, bis zum Glauben an die eigene Unfehlbarkeit, das heißt an die göttliche Leitung in allen wichtigen, das Staatswohl betreffenden Fragen fortschreite. Kaiser Joseph II. hat in einem Briefe an den Papst ganz dasselbe für sich in Anspruch genommen. Und wie hätte Ludwig anders denken sollen, er, dem man von Jugend auf gesagt hatte, daß Gott es sei, der den Willen und die Gedanken der Könige lenke, und dem es unmöglich war, in politischen Dingen die Eingebungen der eigenen Neigung oder Leidenschaft von den Regungen einer höheren Inspiration zu unterscheiden! Denn in letzter Instanz bezog er doch alles auf jenen hohen Beruf, Lenker der christlichen Welt zu werden, welchen Gott ihm, wie er glaubte, zugewiesen hatte. Das Bewußtsein seiner Uebermacht und bald auch die ersten von seinen Heeren erfochtenen Siege verbürgten ihm diesen Beruf.

„Ein Monarch," sagt Ludwig in seinen Aufzeichnungen, „muß vor allem stets erwägen, was ihm den öffentlichen Beifall erwerben oder entziehen wird. Er ist geboren, Alles zu besitzen und über Alles zu gebieten, aber vor allem und mit unablässiger

Begierde muß er danach streben, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen."

In diesen Worten enthüllt sich eine Quelle der verhängnißvollen Täuschungen und Irrthümer, welche das Unglück Frankreichs und seines eigenen späteren Lebens verschuldet haben. Er verwechselte die öffentliche Meinung mit den Schmeicheleien und Huldigungen, mit denen er, auch nachdem sich die Neigung und Bewunderung des Volkes von ihm abgewendet hatte, fortwährend von Strebern und Höflingen überschüttet wurde. Er selber hatte es der wahren Volksstimme unmöglich gemacht, bis zu ihm hindurch zu dringen. Die Presse war vollständig geknechtet, sein Kanzler beherrschte sie mit unumschränkter Macht; die sorgfältigste Censur unterdrückte jedes freiere Wort; keine Klage, keine Andeutung eines Mißbrauchs oder Uebelstandes konnte laut werden. Kerker oder Verbannung drohten den Verfassern, Folter und Strick den Buchhändlern, welche dem Monarchen mißfällige Schriften verbreiteten. Gegen Ende seines Lebens waren die Gefängnisse angefüllt mit Autoren, die theils gegen die von ihm erbetene Bulle „Unigenitus", theils über den tief zerrütteten Zustand des Landes geschrieben hatten. Die Intendanten in den Provinzen hüteten sich, Nachtheiliges über die Volksstimmung zu berichten, und wie wenig die Aeußerungen fremder Schriftsteller beachtet wurden, zeigt schon die Thatsache, daß die französische Regierung nie oder fast nie eine Entgegnung verfassen ließ.

In dem Verfahren gegen Ungehorsam und Auflehnung befolgte Ludwig mehr Richelieu's als Mazarin's Beispiel. Nicht als ob er über Glieder des hohen Adels schwere Strafen zu verhängen in der Lage gewesen wäre; hier genügte, unbedingten Gehorsam zu erzielen, die allgemeine Furcht vor königlicher Ungnade. Wohl aber hielt er zur Unterdrückung der durch die Noth und die Steuerlast verursachten Volksaufstände zahlreiche Hinrichtungen für nothwendig. Als im Jahre 1662 in der Gascogne wegen Einführung der Gabelle ein Aufstand ausbrach, befahl der König, vor aller Untersuchung, dem dahin gesandten Staats-

beamten, daß mindestens 1200 Personen gestraft und die kräftigsten unter den Gefangenen für die königlichen Galeeren ausgewählt werden sollten. Ein Aufstand in der durch die Last des Stempelpapiers zur Verzweiflung getriebenen Bretagne ward auf hohen Befehl von dem Herzog von Chaulnes mit blutiger Grausamkeit niedergeschlagen; die damaligen Vorgänge in Rennes gehören zu den empörendsten Gräueln der Neuzeit. Und da die Theorie des Absolutismns folgerichtig zur Lehre und Uebung der durch den Zweck oder das Bedürfniß geheiligten Mittel führt, so hielt man im königlichen Cabinet gewaltthätige Verletzungen des Völkerrechts für erlaubt; ein aus der Türkei zu Schiff entführter armenischer Patriach mußte Jahre lang in einem französischen Kerker zubringen, weil er den Missionären des Jesuiten-Ordens im Orient unbequem geworden war.

Mazarin hatte zwar Ludwig's geistige Bildung vernachlässigt, und das Versäumte wurde nie mehr nachgeholt, so daß selbst die Frauen des Hofes über des Königs Unwissenheit mitunter erstaunten; aber die Regierungskunst hatte er ihn gelehrt, in die Grundsätze und Kunstgriffe italienischer Politik ihn eingeweiht. Es sei Stoff zu vier Königen und einem anständigen Manne in Ludwig, hatte Mazarin geurtheilt. Die Herzogin Elisabeth Charlotte sagt: es habe nach des Königs Beispiel zum guten Hofton gehört, über Gelehrte zu spotten. Es ist beachtenswerth, daß Ludwig in allem, was er dictirt oder geschrieben, nie auf ein Zeugniß des Alterthums, überhaupt nie auf eine Autorität der Vergangenheit, sich berufen hat. Indeß hatte er einen Racine zum Vorleser, einen Molière in seinem persönlichen Dienste, einen Pellisson zum Secretär, einen Bossuet zum vielbefragten Rathgeber. Die bedeutenderen wissenschaftlichen Größen und literarischen Talente seines Landes wurden unter ihm in drei Akademien organisirt, angesehene Gelehrte des Auslandes mit Pensionen bedacht, natürlich in der Erwartung, daß sie des Königs Rechte verfechten oder doch seine Thaten verherrlichen würden. Nur die Pariser Hochschule, die ehrwürdige Mutter aller Universitäten, vordem die

Zierde und der Stolz Frankreichs, die Lieblingspflegetochter der Könige, — sie wurde von ihm als Stiefkind behandelt; in seinen Aufzeichnungen wird sie nie genannt; er hat nie etwas für ihr Aufblühen gethan. Sie war, wie ihr Rector im Jahre 1716 sagte, die älteste und die ärmste Körperschaft des Reiches, und die lange Regierung Ludwig's ist die dunkelste Periode ihrer Geschichte. Wie es um ihre Lehrfreiheit stand, zeigt die Thatsache, daß ein Gesetz seines Vaters, welches bei Todesstrafe jede Abweichung vom scholastisch-aristotelischen System verbot, auch unter ihm in Kraft blieb. Der Grund dieser königlichen Ungunst lag vorzüglich darin, daß Gewicht und Ansehen der Universität von jeher auf der theologischen Facultät beruhten, diese aber, in der Mehrheit ihrer Glieder, dem König als jansenistisch oder als cartesianisch gesinnt verdächtigt ward. Auch konnte die Erinnerung an eine Zeit, wo die Hochschule ein kleiner Staat im Staate, ein in's öffentliche Leben thätig eingreifender Factor gewesen, bei einem König, der alles corporative Leben in Frankreich gebrochen und aufgelöst hatte, ihr nur schaden.

Seine sittlich-religiöse Erziehung hatte Ludwig von den Jesuiten empfangen; sie erwarben und behielten sein volles Vertrauen. Er nöthigte alle Glieder seiner Familie, Jesuiten zu Beichtvätern zu nehmen. Auch Staatsmänner und Höflinge erlangten leichter Gunst oder Vertrauen, wenn sie ihr Gewissen der Leitung dieses Ordens übergaben. Hatte Richelieu im Conflict mit dem königlichen Beichtvater Caussin dessen Entfernung erzwungen, so blieb Ludwig mit dem seinigen in stets ungetrübter Harmonie; er wechselte nie; nur der gestorbene wurde durch einen Ordensgenossen ersetzt. Diese Beichtväter empfingen in den für Rom wichtigen Fällen die päpstlichen Weisungen theils durch den Ordensgeneral, theils durch den Nuntius in Paris. Wie sie auf einander folgten, waren es fast durchaus sehr kluge, auch wissenschaftlich gebildete Männer, welche die Grenzen ihres Einflusses richtig erkannten, und da schwiegen, wenn nicht gar zustimmten, wo nach der allgemeinen Richtung ihres Ordens das Gegentheil zu erwarten

war. Dafür hatten sie die erste, meist entscheidende Stimme in Ludwig's Gewissensrath (conseil de conscience), handhabten das königliche Kirchenpatronat durch Vergebung der Bisthümer und Commenden, bis sie dasselbe mit der Frau von Maintenon theilen oder an sie abtreten mußten, und erreichten vollständig, was ihnen vorzüglich am Herzen lag: sie erfüllten Ludwig mit Haß gegen den Protestantismus und den Jansenismus, und erhielten ihn in der Ueberzeugung, daß seine Politik, mehr als die seiner Vorgänger, katholisch sein, daß er seine Machtfülle überall zum Vortheil der Kirche verwenden müsse. Es war ein für beide Theile nützlicher Bund, welchen der König und der Orden mit einander schlossen: in der ganzen Welt, selbst in den entlegensten Missionen, ward den Jesuiten Gunst und Schutz durch französischen Einfluß zu Theil; seinerseits wirkte der Orden in den verschiedensten Ländern im Sinne und zum Vortheil der französischen Politik und half den Glauben verbreiten, daß diese Politik, auch da, wo der Anschein das Gegentheil zeige, im Grunde gut katholisch und dem Wohl und Wachsthum der Kirche gewidmet sei. Kam es ja sogar so weit, daß ein französischer Jesuit — Maimbourg — den päpstlichen Supremat, wie das römische System ihn auffaßt, bestritt, so daß der Cardinal Sfondrati dem Orden öffentlich vorwarf: der Genius der Gesellschaft Jesu habe sich nun ganz der Macht und dem Glücksstern Frankreichs anvertraut. Wurde doch Jakob II. selbst von Rom aus gewarnt, sich nicht den Jesuiten anzuvertrauen, da dieser Orden, ganz dem französischen König ergeben, nur für dessen Vortheil arbeite.

Pracht und Aufwand in steten Festen, Vergnügungen und Bauten betrachtete Ludwig als unentbehrliche Herrschermittel; denn die Bewunderung erleichtere den Menschen jene völlige Hingebung an den Willen des Monarchen, welche das Staatswohl erfordere. Sehr wohl verstand er, was später Napoleon als Grundsatz der Regierungskunst aussprach, daß man in Thun und Reden immer auf die Phantasie der Menschen wirken müsse.

Paris war ihm zu selbstständig, zu sehr an ein Eigenleben

gewöhnt, und hatte sich in der Zeit der Fronde schlecht bewährt. Jahrelang ward er in seiner Hauptstadt nicht gesehen. Sechsmal, und immer vergeblich, hat er ihr Wachsthum zu hemmen versucht. Er mochte dunkel ahnen, daß Paris auf dem Wege sei, das zu werden, was er allein sein wollte, — Frankreich. Er schuf sich aus dem ehemaligen Jagdschlosse Versailles eine Königsstadt, in welcher alle Bewohner, näher oder entfernter, zum Hofe gehörten, alle nur der Majestät zur Folie dienten. Dort sammelte er die Nobilität, von den großen Feudalherren bis herab zum kleinen Landadel. Von den höheren Staatsämtern ferngehalten, blieb ihnen Waffendienst und Hofdienst als Beruf. Sie waren zugleich Mitspieler und Zuschauer in dem Theater, in welchem das majestätische Schauspiel des seinen Glanz ausstrahlenden und unzählige Huldigungen empfangenden Königthums aufgeführt wurde, — ein Schauspiel, meist heiter, zuweilen aber auch düster, namentlich dann, als die Familien-Katastrophen zwei Geschlechter nach einander wegrafften und das Königshaus bis auf einen Knaben, Ludwig's Urenkel, verödeten.

Der Vorwurf eines Alles, Personen und Sachen, nur auf sich beziehenden Egoismus ist Ludwig von Zeitgenossen und von Späteren oft gemacht worden. Was diesen Eindruck machte, war doch nur die nothwendige Folge seiner Lage. Mußte ja der Knabe schon das Gefühl haben, daß er wirklich die Sonne sei, um die Alles sich bewege. Und wenn wir die wenigen Jahre der Großjährigkeit seines Enkels, des Herzogs von Bourgogne, ausnehmen, so gab es in den 54 Jahren seiner Regierung keinen Tag, an welchem er sich nicht sagen durfte und von seinem Gesichtskreis aus sagen mußte, daß seine Krankheit, sein Tod ein unermeßliches Unglück für Frankreich, für die ganze katholische Christenheit sein würden. Ludwig's berühmtes Wort: „Der Staat bin ich", war doch nur der Ausdruck des sein ganzes Leben umspannenden Bewußtseins, daß er mit Frankreich, mit dem Volk, mit dem Staatswohl, zu unauflöslicher moralischer Einheit verschmolzen sei. Indem er sich selber liebte und bewunderte, liebte,

bewunderte er Frankreich, und umgekehrt. Gleichwie die Päpste und ihre Kanonisten das Bild vom Haupte und den Gliedern in der engsten und strengsten Bedeutung zu nehmen pflegten: — daß der Sitz und Träger alles Denkens, Wollens und Handelns in der Kirche nur zu Rom und nur in der Person des Papstes sei, — so legte sich auch Ludwig, man sieht es in seinen Schriften, dieses Bild für sein Verhältniß zu Frankreich zurecht. „Alles durch den König und Alles für den König“, war sein Wahlspruch. Er allein überschaut das Ganze, hält alle Fäden der inneren Verwaltung wie der äußeren Politik in seiner Hand, er überlegt, beschließt und gebietet; alle übrigen, vom Höchsten bis zum Geringsten herab, sind nur vollziehende Werkzeuge. Damit hing denn auch zusammen die Vorliebe des Königs für mittelmäßige Köpfe, seine Scheu und Abneigung gegen Männer von ausgezeichneten Geistesgaben, mit denen er nicht arbeiten, die er nicht in seiner Nähe sehen wollte. Jeder sollte vor ihm sich gleichsam auslöschen, sollte Besitz und Bedeutung nur ihm verdanken. Es war ihm schon anstößig, wenn die Verdienste eines Mannes, auch eines Verstorbenen, in einer Inschrift gepriesen, durch ein Denkmal gefeiert wurden. Es ist, als ob er geglaubt habe, er werde vor Mitwelt und Nachwelt um so riesenhafter erscheinen, je zwerghafter die ihn umgebenden Gestalten waren.

Mit dem ersten Erwachen des Bewußtseins und des Nachdenkens hatte er sich schon als König gefühlt, als den vornehmsten, mächtigsten der Welt, wie man dem Knaben sagte; auf jedes seiner Worte hatte sein Erzieher Villeroi nur die Antwort: Oui, Sire! Siebzig Jahre lang erwachte er des Morgens mit dem Gedanken, daß die übrigen Könige ihn beneideten, daß die Augen nicht bloß seiner Nation, auch die der anderen, bewunderungsvoll auf ihn gerichtet seien. Stets auf der Bühne, spielte er die Königsrolle als Künster, wie Napoleon seine Kriege als Künstler führte. Wenn er nicht der größte König war, sagt Bolingbroke aus eigener Anschauung, so war er doch der beste

Acteur der Majestät, der je einen Thron einnahm. Eben darum aber empfand Ludwig auch bis zur Leidenschaft das allen darstellenden Künstlern eigene Bedürfniß des lauten, geräuschvollen Beifalls, der Huldigung in allen möglichen Gestalten und Wendungen. Er soll selber die zu seiner Verherrlichung gedichteten Hymnen gesungen haben. Wenn die Schmeicheleien bis dicht an die Grenze der Vergötterung streiften, fand er das noch nicht anstößig. Flossen sie, wie es häufig geschah, aus priesterlichem Munde, war es die Kirche, die ihn als ihren treuesten Sohn und ritterlichen Vorkämpfer hoch erhob, so war das doppelt willkommen. Konnte es ihm doch nur wohlthun, wenn ihm und der Nation aus dem Munde des Episkopates versichert wurde, daß die Kriege, welche er geführt habe, nur solche seien, zu welchen ihn Noth und Pflicht gezwungen hätten. Derselbe Mund war es, der schon im Jahre 1666 verkündete: „Der hocherhabene Geist unseres Königs ist es, der seinen Ministern erst Einsicht verleiht; er ist der vollkommenste Mensch seines Jahrhunderts, wie er schon durch sein Geburtsrecht der größte König der Welt ist. Seine Seele besitzt einen solchen Reichthum der seltensten Vorzüge, daß diese, unter alle Monarchen der ganzen Welt vertheilt, hinreichen würden, jeden zu einem vollkommenen Souverän zu machen.“ Wäre die Rede nicht gedruckt, man würde es kaum glaublich finden, daß der Wortführer des hohen Klerus dem König zu sagen wagte: Frömmigkeit und Sittenreinheit herrsche im ganzen Königreiche durch die Sorgfalt und das Beispiel des Königs. Welchen Eindruck dieß auf die Zeitgenossen machte, sieht man bei Bayle, und mögen diejenigen ermessen, welche Fléchier's „große Gerichtstage“, den großen Giftmischer-Proceß zu Paris, mit seiner in die vornehmsten Familien sich verzweigenden Verbrecherschaar, die einander bestätigenden Schilderungen und Mittheilungen der Herzogin Charlotte Elisabeth und des Herzogs von Saint-Simon, sowie die jüngst erschienenen Enthüllungen aus den Archiven der Bastille von Ravaisson kennen. Es ist ein grauenhaftes Bild von Verwilderung, moralischem Schmutz, raffinirten Verbrechen,

verbunden mit richterlicher Barbarei und Grausamkeit, welches die französische Strafrechtspflege jener Zeit enthüllt.

Einen Freund, wie ihn sein Großvater an Sully hatte, einen Mann des Vertrauens, hat Ludwig nie gehabt; seine Briefe sind bloße Geschäftsbriefe; die Prinzen seines Hauses hielt er streng von allen Geschäften entfernt. Geleitet wurde er, zum Theil ohne es zu merken oder sich zu gestehen, von seinen Ministern, von Colbert und mehr noch, viel zu viel, von dem bösen Genius seines Lebens, von Louvois, von seinem Beichtvätern Annat, La Chaise und Tellier, am meisten aber von jener seltenen Frau, der Wittwe des Dichters Scarron, welche sich seines Herzens und Geistes vollständig bemächtigt hatte. Diese Frau, großartig in ihrer Art wie der König selber, an Geist ihm noch überlegen, wunderbar frei von den meisten Schwächen und Fehlern ihres Geschlechtes, ist dreißig Jahre lang mehr Königin von Frankreich gewesen, als die spanische Königstochter vor ihr; sie hat, scheint mir, tiefer eingegriffen in die Geschicke der Nation, als irgend ein Weib, dessen die Geschichte gedenkt.

In einem merkwürdigen, an die Frau von Maintenon gerichteten Briefe vom Jahre 1690, der augenscheinlich eine Antwort auf eine vorhergegangene Mittheilung und Befragung ist, sagt Fénelon: da der König nun einmal belagert und regiert sein wolle (assiégé et gouverné), so solle sie sich diesem Geschäfte recht ernstlich, zum Heil des Königs sowohl, als des Volkes, widmen und die besseren Männer in seine Nähe und in sein Vertrauen zu bringen suchen. Dieß setzt voraus, daß Ludwig selbst, bei der hohen Meinung, die er von ihrer Einsicht und Gewissenhaftigkeit hatte, das Verlangen geäußert hat, von ihr berathen und geleitet zu werden, und die Maintenon that das denn auch, mit bewundernswürdiger Umsicht, Feinheit und Klugheit. Nur stand sie eben selbst, mit unbedingtem Gehorsam und mit Verläugnung des eigenen Urtheils, unter geistlicher Leitung. Nicht Fénelon war es, dem sie ihr Gewissen übergab, nicht der Mann mit der Friedensliebe, mit dem Abscheu gegen ungerechte

Angriffskriege und dem warmen Mitgefühl mit den Leiden des immer mehr verarmenden Volkes, sondern es waren die Priester Gobelin und Godet des Marais, der letztere durch sie Bischof von Chartres, beide durchdrungen von der im Klerus vorherrschenden Ansicht, daß der König von Gott berufen sei, der Ausbreitung der Kirche, ihrem Siege über die Getrennten, mit seinem Schwerte zu dienen, die Ketzer mit allen einem absoluten Monarchen zu Gebot stehenden Zwangsmitteln zu bekehren. So war denn den zu fortwährenden Kriegen ermunternden geistlichen und weltlichen Einflüssen die Herrschaft gesichert und die Maintenon mußte, so sehr sie Louvois verabscheute, doch zur Befestigung des Mannes in seiner Stellung mitwirken, da sein Genie und seine Arbeitskraft dem König im Kriege unentbehrlich waren, und da er in dem verdienten Rufe stand, daß Niemand es so verstehe, am Schreibtisch den Sieg zu organisiren, wie er.

Wohl könnte man hier fragen, ob denn der so vielfach von einem Weibe berathene und geführte Ludwig derselbe Monarch sei, der für seinen Sohn die Worte geschrieben: „An der Stelle, die dich nach mir erwartet, kannst du ohne Schande von den Einsichten Anderer dich nicht leiten lassen.“ Aber zwischen dieser Aeußerung und dem Fénelon'schen Briefe liegen eben fast dreißig Jahre, ein Zeitraum reich an Enttäuschungen, an mißlungenen Unternehmungen und vereitelten Wünschen; sein Unfehlbarkeitswahn war, wo nicht ausgeträumt, doch ermäßigt, und während er einen Mann, welchem er höhere Einsicht und Begabung hätte zuerkennen müssen, nicht in seiner Nähe ertragen haben würde, beugte er sich um so williger vor der sittlich-geistigen Ueberlegenheit eines geliebten, nur für ihn lebenden Weibes. Von ihrer Führung versprach er sich zeitlichen Segen und ewiges Heil.

Das gallische Zauberwort gloire — wir haben kein adäquates Wort dafür — erfüllte Ludwig's Gedanken, erzeugte seine Entwürfe. Er sagt selbst: ein hoher Ruf in der Welt sei ihm theurer als das Leben gewesen. Und die Sympathie zwischen ihm und seinem Volke sagte ihm, daß er, um der bewunderte,

angebetete König zu bleiben, dem nationalen Durst und Hunger nach Waffenruhm und Eroberungen um jeden Preis stets neue Nahrung zuführen müsse. Was heute noch die Stimmführer der französischen Nation uns sagen, daß dort die stärkste Volksleidenschaft die Begier nach Eroberungen sei, daß kein anderes Volk, seit den Römern, diese in solchem Grade gehabt habe, das wußte, das empfand Ludwig in vollem Maße. Es war ihm zu Muthe, wie später dem ersten Napoleon, der zu Metternich sagte: „Ich bedarf der Ehre, der Gloire, ich kann nicht herabgemindert in der Mitte meines Volkes erscheinen, ich muß groß, glorios, bewundert bleiben".

Zu der Ehrbegier gesellte sich die Eingebung der Staatsklugheit. Schon damals war es eine auch von den fremden Gesandten wohl erkannte Maxime, daß man, um im Lande inneren Frieden und eine geordnete Regierung zu bewahren, die Nation von Zeit zu Zeit durch äußere Kriege beschäftigen müsse. Dieß müsse, sagt der Graf Sinzendorf, auch für die frömmsten Könige Frankreichs eine unveränderliche Regel sein. Des Königs Glaube, daß die Nation genau dasselbe wünsche und begehre, was er erstrebte, konnte nur gekräftigt und bestätigt werden, wenn er die allgemeine, opferwillige Hingebung an seinen Dienst sah. „Gut und Leben," schreibt einmal die Frau von Sévigné, „achten die Franzosen für nichts, wenn es gilt, dem Könige zu gefallen." Ihr Beisatz: „Wir wären große Heilige, wenn wir Gott so dienten," erinnert an das Wort Colbert's auf dem Todbette: wenn er für Gott das gethan hätte, was er für diesen Menschen — den König — gethan, so wäre er seiner Seligkeit sicher.

Man sieht in Ludwig's Memoiren den tiefen Eindruck, den es auf ihn machte, daß unter seinen Augen, um von ihm bemerkt und gelobt zu werden, Offiziere und Soldaten mit seltener Todesverachtung die außerordentlichsten Waffenthaten vollbrachten. Er empfand, sagte er, daß er einer Nation, die so bereitwillig für ihn ihr Blut in Strömen vergieße, die Gegengabe an Ruhm, Größe und Eroberung schulde.

Noch nie hatte ein Monarch eine so treffliche Diplomatie

besessen, wie Ludwig. Sie war in Europa allgegenwärtig, überall sehr gut unterrichtet, mit Geldmitteln zur Bestechung, zur Bezahlung von Spähern und Kundschaftern, reichlich versehen. Nach dem Beispiel der spanischen Philippe hatte er in allen Cabinetten seine besoldeten Anhänger und Werkzeuge. So gelang es ihm auf diplomatischen Wege mitunter gewinnreichere Siege zu erfechten, als durch seine Feldherren. Ein Muster eines Gesandten, wie Ludwig sie brauchte, war Gremonville in Wien, welchem der König selber das Zeugniß gab, daß er in dämonischer Dreistigkeit und Verschlagenheit das Mögliche leiste. Meist hatte ein Gesandter unter ihm zwei Ziele zu erstreben: ein offenbares, eingestandenes, und ein geheimes, sorgfältig zu verhüllendes. Das Mittel der Bestechung, in größtem Maßstab, in mannigfachen Formen, anzuwenden, trug man kein Bedenken.

An Geld dazu konnte es nicht fehlen: da Ludwig frei über alle Staatsmittel verfügen konnte, und da seine Minister, mittelst der Abgabenschraube und des Aemterverkaufs, die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und Forderungen zu beschaffen verstanden, so flossen Ströme französischen Goldes nach den Hauptstädten Europas, zur Erkaufung von Ministern, Staatsmännern und einflußreichen Persönlichkeiten. Könige, wie die beiden Stuart's, Karl II. und Jakob II., standen in seinem Solde; in England, in Schweden, in Polen, in Italien, bei den geistlichen Kurfürsten, bei Pfalz und Sachsen, am Kaiserhof zu Wien, in Madrid, — überall arbeitete französisches Gold, meist mit glücklichem Erfolge; denn seine Agenten konnten gewöhnlich die der anderen Fürsten überbieten. Mit goldenen Ketten, äußerte er, könne man bei den Ministern des Kaisers viel ausrichten, und er erzählt selbst in seinen Aufzeichnungen, daß einer der Minister in Wien sich in einer Geldfrage von ihm mit 100 000 Thalern zum Schaden des Kaisers habe bestechen lassen. Die beiden vornehmsten Minister Leopold's, Auersperg und Lobkowicz, arbeiteten, unter der Leitung seines Gesandten Gremonville, kräftigst für seine Ziele: der erste, um durch Ludwig's Empfehlung Cardinal zu werden, der letztere

aus persönlicher Bewunderung für Ludwig, und weil er in der französischen Monarchie ein auch in Oesterreich nachzuahmendes Vorbild sah.

Aus den Depeschen seiner Gesandten in Rom ersieht man, wie mächtig der Einfluß des französischen Geldes und anderer von Ludwig gebotener Vortheile und Belohnuugen bei den Cardinälen und weiter hinab in der Curie war. Dagegen — und es ist dieß eine die Persönlichkeit Ludwig's in sehr günstiges Licht stellende Thatsache — blieben seine Staatsmänner, Diplomaten, Agenten ihm unverbrüchlich treu und fremden Lockungen unzugänglich. Zu einer Zeit, da es in politischen Dingen als allgemeiner Brauch galt, Geld zu geben und zu nehmen, die Gesandten der Mächte auf jedem Congresse mit den hiezu erforderlichen Summen ausgerüstet zu erscheinen pflegten, war diese Unbestechlichkeit, welche außer den Franzosen nur noch die Holländer bewiesen, zugleich mit der unerschöpflichen Fülle der Kasse des französischen Königs, die Bürgschaft für eine lange Kette diplomatischer Siege.

Neben trefflicher Diplomatie war es vorzüglich die Gunst, das Vertrauen des Klerus in ganz Europa, was ihm wesentliche Dienste leistete. Es schadete ihm hier nicht, daß er fast dreißig Jahre lang mit zwei Päpsten, Alexander VII. und Innocenz XI., in stetem, bald offenem, bald stillem Hader lebte; er war und blieb dennoch in den Augen der Kirche der glaubensfeste Streiter, ihr Schild und Schwert, der Feind ihrer Feinde. Mit den Päpsten, die auf den unversöhnlichen elften Innocenz folgten, mit Alexander VIII., Innocenz XII., Clemens XI., ward denn auch alsbald das Freundschaftsverhältniß wieder hergestellt, und Rom lernte bereitwillig in Ludwig den erstgeborenen Sohn der Kirche und allerchristlichsten König zu verehren und zu belohnen. Schon zur Zeit der ersten Krieges mit Holland hatte der spätere Cardinal Buonvisi, damals päpstlicher Nuntius in Köln, den hohen Gewinn betont, welchen die Religion durch die völlige Erniedrigung der Holländer jetzt mache, weshalb auch er, Buonvisi, den Kaiser beredet

habe, den Holländern keine Hülfe zu leisten. Es war doch nicht geradezu eine Uebertreibung, wenn die französischen Bischöfe das, was Ludwig für die Kirche gethan, mit den Thaten eines Constantin und Theodosius verglichen. Treffender würde man ihn wohl neben Justinian gestellt haben, mit dessen Regierung die seinige eine auffallende Aehnlichkeit hat. Doch wäre es schwer, in früheren Jahrhunderten einen Monarchen zu finden, welcher so kräftig nach allen Seiten hin, durch die Waffen, durch mächtigen Einfluß und diplomatische Unterhandlungen, durch Geldmittel, den Nutzen der katholischen Religion, so wie er ihm von seinen Gewissensräthen dargestellt wurde, zu fördern gestrebt hätte. Ludwig hatte daher im Collegium der Cardinäle, auch unter den Italienern, stets einen ihm ergebenen und seine Interessen an der Curie vertretenden Anhang. Die Papstwahlen fielen meistens auf die von ihm empfohlenen, durch seine Gesandten und die französischen Cardinäle unterstützten Persönlichkeiten. Mehr als ein Papst hat gleich nach seiner Wahl erklärt, daß er seine Erhebung dem französischen Könige verdanke. Selbst in dem Streite mit Innocenz XI., als Ludwig durch den Staatsrath Denis Talon den Papst öffentlich als einen Begünstiger der jansenistischen Häresie anklagen ließ, stand ein großer Theil des Klerus und standen namentlich die Jesuiten auf seiner Seite. Clemens XI. erwies ihm eine Auszeichnung, die noch keinem Monarchen widerfahren war: er legte ihm, allerdings nur im tiefsten Geheimniß, den Entwurf seiner dogmatischen Bulle Vineam domini zur Prüfung und Genehmigung vor, damit sie nach ihrer Publication in Frankreich auf kein Hinderniß stoße. Und Innocenz XII. erbat sich erst des Königs Genehmigung, als er den Abt Sfondrati, der gegen die gallicanische Doctrin geschrieben, zum Cardinal ernannte.

Wer sich das damalige Verfahren des römischen Stuhles in Deutschland, Italien, Spanien vergegenwärtigt, mag es auffallend finden, daß man in Rom das ganze System königlicher Kirchenregiernng, wie es Ludwig übte, so ruhig hinnahm. Man ertrug es nicht nur, man bestätigte und unterstützte es noch mit

dem ganzen Apparat von Indulten und Dispensationen, über welchen die Curie verfügte, und mitunter empfing Ludwig eigene Dankesbezeugungen, wenn er Theologen, deren Schriften in Rom Anstoß gegeben hatten, mit besonderer Schärfe bestraft hatte. Clemens XI. hat einmal an Ludwig geschrieben, dieser zeichne sich durch ganz besondere Weisheit in kirchlichen Dingen aus.

Derselbe Papst hat in öffentlicher Rede, vor den Cardinälen, dem König ein Zeugniß gegeben, wie dieser selbst es nicht tröstlicher und glänzender sich hätte wünschen können. „Er hat," sagte der Papst, „alle katholischen Tugenden besessen, er ist der mächtigste Beschirmer und unerschrockene Vorkämpfer des katholischen Glaubens gewesen, voll Gerechtigkeit, Einsicht, Frömmigkeit, Religiosität und Großmuth. Vorzüglich dadurch hat er seinen glühenden Glaubenseifer bewährt, daß er in wenigen Monaten ganz Frankreich von dem protestantischen Wahnglauben befreit und so viele Jahre hindurch die päpstlichen Verordnungen gegen den Jansenismus mit starker Hand beschützt und durchgeführt hat."

Einem solchem Monarchen gegenüber wagte selbst Innocenz XI. nicht, eine allgemeine Rüge des vom König befolgten Kirchensystems auszusprechen, obgleich es weit mehr als eine Bevormundung, — eine wahre, unter den Augen des Nuntius und oft mit dessen Hülfe geübte Herrschaft war. Der Papst begnügte sich, nur einen Faden aus diesem Netz, das Regalienrecht, herauszureißen, und auch darin unterlag er, da der Klerus, hochbefriedigt durch das Edict vom 22. Oktober 1685, mit dem Könige zusammenhielt. Das Gewicht der Thatsache, daß König und Klerus, unzertrennlich verbunden, einander wechselseitig lenkten und beherrschten, ward in Rom gewürdigt. Alexander VIII. erklärte: er halte sich in der Angelegenheit der Declaration von 1682 ganz an den König, da die Bischöfe keine andere Ansicht und Religion als die des Königs hätten, und je nach seinem Gebot sich entweder vom römischen Stuhle trennen oder auch dessen Unfehlbarkeit anerkennen würden. Fénelon berichtete dasselbe nach Rom. Mit Machtsprüchen und Autoritätsschlägen war an diesem

Verhältniß, welches die Curie selbst Schritt vor Schritt begründet und befestigt hatte, nichts zu ändern. In Ludwig's Brust wohnten aber, was sein Verhältniß zum päpstlichen Stuhl betraf, zwei Seelen. Sein bitterer Haß und Abscheu gegen alles, was man ihm als Jansenismus bezeichnet hatte, verleitete ihn, den römischen Grundsätzen und Ansprüchen bezüglich der Doctrin die weitgreifendsten Zugeständnisse zu machen; denn er fühlte doch das Unzureichende seiner auf diesem Gebiete die Gewissen nicht erreichenden Macht. Dann aber fiel ihm wieder ein oder machte man ihn aufmerksam, daß die von den Päpsten so feierlich verkündete und geübte Lehre von der päpstlichen Oberherrschaft über Staaten und Monarchen, und von dem Rechte Fürsten abzusetzen und Gehorsamseide zu lösen, unauflöslich verknüpft sei mit der päpstlichen Unfehlbarkeitstheorie, so daß er abwechselnd den Klerus nöthigte, den die gallicanische Lehre schützenden Formeln und Vorbehalten zu entsagen, gleich darauf aber wieder befahl, dieses System festzuhalten und vorzutragen.

Wenn nun Ludwig, ungeachtet seines kirchlichen Eifers, mit zwei Päpsten, mit Alexander VII. und mit Innocenz XI., in langwierigen Streit gerieth, so war die Veranlassung in dem einen und dem andern Falle sehr verschiedener Art.

Den Zwist mit Alexander hatte Ludwig von Mazarin als Erbstück überkommen. Die beiden Cardinäle Chigi und Mazarin haßten einander schon wegen der Vorgänge beim westfälischen Friedensschluß; der letztere hatte jenen bei der Papstwahl auszuschließen versucht und den jungen, siebzehnjährigen König zu diesem Behufe einen für Chigi kränkenden Brief nach Rom schreiben lassen. Um so mehr hatte sich dieser, nachdem er gleichwohl gewählt war, der spanischen Seite zugeneigt, in einer Zeit, als noch die spanische Partei, gestützt auf das reiche Pfründen-Patronat, über welches die spanische Regierung in Italien verfügte, an der Curie das Uebergewicht hatte. Eine neue Kränkung Roms trat hinzu, als Mazarin mit Spanien, ohne Theilnahme des päpstlichen Stuhles, den Pyrenäen-Frieden schloß; damit war eine wichtige

Wendung in der Stellung des Papstthums eingetreten, welches von da an dem bisher geübten Einfluß auf die politischen Gestaltungen Europas entsagen mußte. Aus diesem Streite ging Ludwig im Wesentlichen als Sieger hervor.

Ernster, folgenreicher war der Bruch, welcher sich zwischen Ludwig und Innocenz XI. ereignete. Es war ein eigenthümliches Verhängniß, daß damals die entschiedensten, gefährlichsten Gegner Ludwig's die beiden Männer waren, welche, der eine an der Spitze der katholischen, der andere an der der protestantischen Welt standen, Papst Innocenz XI. und Wilhelm der Oranier. Innocenz genoß in ganz Europa den verdienten Ruf eines sittenreinen, frommen, bescheidenen, alle Pflichten seiner hohen Würde mit zartester Gewissenhaftigkeit erfüllenden Mannes; Protestanten wie Katholiken verehrten in ihm ein Musterbild priesterlicher Tugenden, so sehr, daß die französischen Bischöfe, selbst zu einer Zeit, wo der Streit zwischen Innocenz und dem Könige bereits heftig entbrannt war und sie sich auf des letzteren Seite gestellt hatten, in einem Mahnschreiben an die Protestanten des Landes sagten: jetzt gerade, da die Kirche von einem Papste regiert werde, welcher der Welt das Musterbild vollendeter Heiligkeit vor Augen stelle, jetzt sei für sie die Stunde der Wiedervereinigung gekommen. Innocenz trat energisch auf die Seite des Kaisers, der eben einen schweren Kampf mit den Türken, zur Befreiung Ungarns, zu bestehen hatte; ihm erschien der König als der große Störenfried von Europa, in einer Zeit, da alle christlichen Mächte gegen den Erbfeind im Osten zusammenstehen sollten; zugleich mißfiel ihm die vollständige Herrschaft, welche Ludwig über den Klerus und die kirchlichen Dinge seines Landes ausübte. Der König aber empfand es bitter, daß ihm, dem Vorkämpfer der katholischen Sache, welcher jeden Krieg auch zu einer kirchlichen Eroberung ausnütze, der Papst allenthalben feindlich entgegentrete, — derselbe Papst, der noch wenige Jahre vorher, im Beginne des Zwistes, 1678, ihm das Zeugniß ertheilt hatte, er habe sich so hohes Verdienst und solchen Ruhm erworben durch die großen Thaten, welche er für die

katholische Religion vollbracht, daß er seinen glorreichsten Vorgängern sich gleichstellen dürfe. Und Ludwig war sich bewußt, gerade durch seine wachsame Fürsorge für kirchliche Rechtgläubigkeit und Ausrottung des Jansenismus, wobei ihm die Handhabung des Regalienrechtes unentbehrlich schien, sich die Feindseligkeit des Papstes zugezogen zu haben. Wohl schien anfänglich der Widerruf des Edicts von Nantes ein Mittel der Versöhnung zwischen Papst und König zu werden; denn Innocenz XI. zeigte sich hocherfreut über diese That, feierte sie in einer Rede vor den Cardinälen und kargte nicht mit Lobsprüchen. Allein die gallicanische Declaration von 1682 meinte der Papst nicht dulden zu dürfen, und so blieben über 30 Bischofsstühle unbesetzt, da Innocenz den Ernannten die Bestätigung verweigerte. In Paris schritt man hierauf bis zur Appellation vom Papste an ein allgemeines Concil. Damit war eine Lage geschaffen, die für Ludwig bald peinlich und drohend werden mußte. Ein glaubwürdiger, damals in Paris weilender Staatsmann behauptet, dieses Verhältniß habe mitgewirkt zu dem neuen Angriff auf Deutschland und dem dadurch entzündeten achtjährigen, für beide Länder so verderblichen Kriege, dessen wahrer Anlaß immer ein Räthsel geblieben ist. Louvois, sagt er, habe den König beredet, man müsse den Papst durch die Aussicht auf einen großen europäischen Krieg und dessen auch für den Kirchenstaat bedrohliche Wechselfälle erschrecken und mürbe machen, so daß er die Hand zur Versöhnung biete. Diese Absicht wurde nicht erreicht. Begreiflicherweise wurde aber der Krieg in Deutschland von den französischen Generalen wieder als Religionskrieg geführt, Kirchen nnd Schulen wurden in der Pfalz den Protestanten entrissen und überall die katholische Gegenreform durchgeführt.

Keiner seiner Vorgänger, kein Monarch überhaupt, hatte noch ein solches Kapital an Königsmacht besessen, wie das war, mit welchem Ludwig begann und welches er unablässig zu vermehren beflissen war. Mit der compactesten Monarchie und den reichsten Geldmitteln, wie sie keinem anderen damals zur Verfügung standen,

hatte er die Herrschaft angetreten. Er wußte, daß die Nation Thaten von ihm erwarte, auf die sie stolz sein könne. Mächtig trat die Lockung an ihn heran, von den Machtmitteln, die in seiner Hand lagen, einen der Größe und den Wünschen Frankreichs entsprechenden Gebrauch zu machen. Deutschland und die Niederlande waren zuerst der Schauplatz, auf welchem sich Ludwig versuchte. Da kam es denn zunächst darauf an, welche Vorstellung er sich von seinen Beziehungen zum deutschen Reiche machte. Er hat sie selbst aufgezeichnet.

Ueber sein Verhältniß zu Deutschland und dessen Kaiserthum hatte sich Ludwig eigene Anschauungen gebildet. Unser Haus, sagt er, hat vordem über Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Italien und den besseren Theil von Spanien geherrscht; da nahm Karl der Große den höheren, den Kaisertitel an; sein Muth und seine Siege hatten ihn so hoch erhoben. Denn — sagt Ludwig und denkt dabei an den jetzt in Frankreich waltenden Karolinger — wo diese Gottesgaben, Muth und Siege, sich finden, da sind sie Zeichen, daß Gott einen Oberherrn, dem die anderen Mächte sich unterwerfen sollen, auserkoren hat. Man sieht, er betrachtet das Kaiserthum als eine zum Nachtheil der Prinzen seines Hauses geschehene Usurpation. — Die Capetinger gelten ihm nämlich als echte Karolinger. — Die heutigen Kaiser, meint er, verdienen diesen hohen Titel nicht; sie sind im Grunde nur die abhängigen, unfreien Generalcapitäne einer spät entstandenen deutschen Republik. Es ist ihm anstößig, daß beim Papst und an anderen Höfen ein kaiserlicher Gesandter den Vortritt vor dem französischen habe. Ludwig meinte, ein echtes, mit dem altrömischen und dem karolingischen vergleichbares Kaiserthum, als weltliches Haupt der Christenheit, solle es allerdings geben; dieses gebühre dann aber ihm, einmal, weil nur er ein echter Nachkomme Karl's sei, nur er den rechtmäßigen Eigenthümer der hohen Würde, das karolingische Haus, repräsentire, und dann, weil nur er die Machtfülle besitze, welche dem Kaiserthum einen angemessenen Inhalt zu geben, die Würde desselben zu behaupten, seinen Beruf zu erfüllen vermöge.

Hierin lag allerdings eine gewisse Wahrheit; anders aber verhielt es sich mit seiner Einbildung von einer karolingischen Erbfolge. Sie war eine Fiction, die man für den Handgebrauch der königlichen Diplomatie zurecht gelegt hatte. Hugo Capet war kein Karolinger, sondern sächsischer Herkunft; mit absichtlicher Umstoßung des Erbrechts und mit Verdrängung des rechtmäßigen Erben, des Herzogs Karl von Lothringen, war er durch die Fürsorge seines Freundes, des Erzbischofs Adalbero von Reims, gewählt worden. Und andrerseits war Karl der Große deutsch von Geburt und Sitte, kleidete sich deutsch, lebte meist in Deutschland, hielt hier seine meisten Reichsversammlungen und kam in seiner langen Regierung nur ein einziges Mal auf kurze Zeit nach Paris, dem Königssitz der Merovinger. Ein Nachfolger Karl's konnte also, wenn er überhaupt zu finden war, doch nur in Deutschland gesucht werden.

In Ludwig's Geist verbanden sich nun hier zwei Hoffnungen und Ansprüche. Gelang es ihm, sei es durch Waffengewalt, sei es durch sein Erbrecht auf Theile der spanischen Monarchie, sein Frankreich zu einem großen karolingischen Reiche von unwiderstehlicher Macht zu erweitern, dann mußte ihm die Kaiserkrone wie von selbst zufallen. Der geistlichen Wahlstimmen war er sicher, der beiden wittelsbachischen, Pfalz und Bayern, auch; die zwei übrigen für Geld oder andere Vortheile für sich zu gewinnen, mochte ihm ein leichtes dünken. Einmal gewählt, hätte er dann die Wahlform abgeschafft und die Geburtsfolge, welche die Deutschen in ihrer Thorheit sich hatten entwinden lassen, wieder hergestellt. Der Papst aber würde entweder einfach das Geschehene anerkannt oder, nach der in Rom noch immer geltenden Translationstheorie, erklärt haben, daß er das Kaiserthum von den zur Hälfte ketzerisch gewordenen Deutschen auf die ganz katholischen Franzosen übertrage. In Ludwig's starken Händen hätte dann die jetzt so schattenhaft gewordene internationale Bedeutung der Kaiserwürde einen realen Inhalt gewonnen; Paris mit Versailles würde der Mittelpunkt der abendländischen Welt, ein zweites Rom geworden sein, das Reich hätte sich allmählich zum centralisirten Staat ausgebildet

und Ludwig hätte der Welt gezeigt, welche Machtfülle in den dehnbaren Begriff einer Suprematie und Advocatie über die Christenheit sich legen lasse.

Ludwig sagt in seinen Aufzeichnungen: Frankreich würde längst schon Gebieterin der Welt sein, wenn nicht die Spaltungen in der königlichen Familie dieß verhindert hätten. Jetzt war die Familie einig, alle Prinzen so vollständig ihm unterthan, als er es nur verlangen konnte. Der Nation, vor allem dem Klerus und dem nach Würden und Titeln lüsternen Adel, wäre die Uebertragung des Kaiserthums hoch willkommen gewesen. Die Anomalie, daß das heilige römische Reich nicht mehr der vornehmsten und begabtesten Nation der Welt, das Kaiserthum nicht mehr dem erstgeborenen Sohne der Kirche gehörte, daß ein fremdes, spät emporgekommenes Geschlecht diese höchste Würde an sich gerissen hatte, endlich zu beseitigen, das wäre in französischen Augen die glorreichste That gewesen, welche ein König vollbringen konnte. Man würde dann an dem französisch-bourbonischen Kaiserthum das Gegentheil von dem gesehen haben, was die deutsche Geschichte aufzeigte. Hatten die Deutschen, theils duldend und zuschauend, theils mithelfend, ihr Königthum zu Grunde richten, das Kaiserthum zu schattenhafter Rechtlosigkeit herabdrücken lassen, so würden in französischen Händen Königsmacht und Kaiserwürde sich wechselseitig geschützt und gestärkt haben; die letztere wäre wirklich das geworden, was die Deutschen theoretisch behauptet, thatsächlich aber zerstört oder vereitelt hatten. Ein Kaiser Ludwig-Bourbon hätte es verstanden, das Bild von den zwei Schwertern zu verwirklichen, sich als „lebendiges Gesetz auf Erden," als das weltliche Oberhaupt der Christenheit, als „Haupt und Führer der Könige", — wie Alphons von Neapel den Kaiser nannte — neben das geistliche Oberhaupt zu stellen.

Ludwig hatte seine Ansicht vom Reich und von den Rechten der französischen Krone auf Deutschland nicht etwa selber ersonnen; sie war vorlängst schon von Staatsmännern und Juristen getheilt. Schon im Jahre 1632, unter Richelieu, hatte de Cassan, königlicher

Rath am Gerichtshof zu Béziers, in einem Buche bewiesen, daß den Königen von Frankreich, als Nachkommen Karl's und Fürsten der in den Besitz der Gallier eingetretenen Franken, die Herrschaft über die deutschen Länder rechtlich zustehe. Und wieder war im Jahre 1662 die Staatsschrift des Parlamentsrathes Aubery in Paris erschienen, welche dieselben Gedanken ausführte, gestützt auf den als salisches Gesetz ausgegebenen Rechtssatz, daß die französischen Könige das, was sie an Domänen erlangt und was sie erobert, stets für den Staat erworben hätten, dessen Continuität ungebrochen, dessen Rechte unveräußerlich seien, auch wenn ein anderes Königsgeschlecht aufkomme.

Das Buch erregte großes Aufsehen; aber selbst in Deutschland begegnen wir ähnlichen, wenn auch nicht auf so ungeschichtliche Präsumtionen gebauten Anschauungen. Der große Polyhistor Hermann Conring, neben und nach Leibniz der vielseitigste und genialste Gelehrte Deutschlands, ersehnte ein Kaiserthum mit einem neuen Karl dem Großen, der nur Ludwig sein könne, — als das kleinere Uebel, wie er sagt. Man meint, die von Colbert ihm bewilligte Pension habe ihn dergleichen Dinge zu schreiben bewogen, aber seine Privatbriefe scheinen mir zu beweisen, daß er, bei der noch herrschenden allgemeinen Furcht vor türkischer Uebermacht, ein starkes Kaiserthum zum Schutze der Christenheit für nothwendig hielt, und in Ludwig den einzigen Monarchen sah, der es verwirklichen könne.

Der westfälische und der Pyrenäen-Friede hatten für Frankreich eine überaus günstige Lage geschaffen. Ludwig erkannte bald, daß er nur die Hand ausstrecken dürfe, um in Deutschland mächtiger zu sein als der Kaiser. Die rheinischen Kurfürsten hatten ohnehin von ihm viel mehr als vom Kaiser zu hoffen und zu fürchten. Aber auch die anderen Fürsten mußten, wenn sie gegen Frankreich sich auf des Kaisers Seite stellten, die Errungenschaften des Friedens, dessen Garanten Frankreich und Schweden waren, zu verlieren besorgen; um so mehr, als Schweden vorerst, durch gemeinschaftliche Interessen sowohl als durch die Macht des

gallischen Goldes, eng an Frankreich geknüpft schien. Eine deutsche Politik gab es eigentlich nicht. In Wien mußte das Wohl des Reiches stets dem dynastischen Vortheil nachstehen. Es gab eine katholische und eine protestantische, eine sächsische und eine bayerische Politik; eine rein deutsche mußte erst noch geboren werden. Ludwig selber that später das beste dazu, sie — wenigstens vorzubereiten.

Da zeigte sich denn bald, daß Ludwig mit der Politik seines Großvaters Heinrich und der beiden Cardinäle gebrochen habe. Diese hatten Frankreichs Macht und Größe gewahrt und ihm den Vorrang auf dem Continent errungen, indem sie die protestantische Sache in Deutschland und in den Niederlanden beschützten und die drohende Macht Habsburgs brechen halfen. Jüngst hatte nun Cromwell seinem England die Rolle einer überall diplomatisch eingreifenden protestantischen Schutzmacht zugewiesen — mit solchem Erfolge, daß selbst Mazarin sich, in der Sache der Waldenser, willfährig zeigte. Wo war nun die katholische Schutzmacht? — Spanien war nicht einmal im Stande, sich selber noch zu vertheidigen; Kaiser Leopold's Länder litten schwer an den Folgen des langen Krieges und der Auswanderung, er selbst war in steter Geldnoth und kaum dem Türkenkriege gewachsen. Da mußte Ludwig in der That sich berufen glauben, die große Lücke auszufüllen. Hatte man es ihm so oft gesagt und war er so fest überzeugt, das dieser Beruf, der höchste für einen christlichen Herrscher, in der göttlichen Weltordnung ihm zukomme, so entsprach es auch diesem Glauben, daß er an völkerrechtliche Verträge, welche auf der ihm angewiesenen Bahn ihm etwa hemmend entgegenstanden, sich nicht gebunden erachtete. Es schien ihm, daß es seines Amtes sei, anderen Verträge aufzuerlegen, weniger aber, sie selber gewissenhaft zu halten; das werde, meinte er, von der Gegenseite eigentlich auch nicht erwartet, da unbequem werdende Zusagen so wenig als die Ausdrücke der Höflichkeit buchstäblich zu nehmen seien. Mit den errungenen Erfolgen wurde dieser Zug seines politischen Systems immer bedenklicher, und kein Vorwurf wurde in ganz Europa häufiger, bitterer wider ihn erhoben,

als der — völliger Unzuverlässigkeit und rücksichtslosen Wortbruches.

Der Grundgedanke, das Endziel seiner Politik war: er und sein Haus sollten die Stellung einnehmen, jene Supremative erringen, welche das Haus Habsburg etwa 130 Jahre lang in Europa behauptet hatte. So lange war dieses Haus der bewaffnete Arm der römischen Kirche gewesen, durch seine Macht oder unter ihrem Schirm waren jene Recuperationen vollbracht worden, welche dieser Kirche viele Millionen entfremdeter Seelen zurückgegeben hatten. Diese Suprematie war nun aber seit 1648 gebrochen, und es lag durchaus keine Ueberhebung darin, wenn Ludwig sich berufen fühlte, die fallen gelassene, aber noch keineswegs entbehrlich gewordene Würde und Bürde eines Protectors und Führers der katholischen Staaten zu übernehmen, das Werk der Recuperationen oder Gegenreformationen, worin ihm das deutsche Haus Habsburg mit leuchtendem Beispiel vorangegangen, mit der ganzen Wucht seines starken Armes fortzuführen. Zwei Dinge waren ihm dazu nothwendig: das Kaiserthum, auf welches schon Heinrich IV. und später Mazarin begehrliche Blicke geworfen, und ein Länderzuwachs aus dem spanischen Erbe. In der einen wie in der anderen Beziehung waren ihm aber, wenigstens für einige Zeit, protestantische Allianzen, war ihm das Wohlwollen oder doch die friedliche Haltung protestantischer Völker und Fürsten unentbehrlich. Und so befand er sich in der schwierigen Lage: einerseits sollte und wollte er der Hierarchie Bürgschaft bieten, sollte durch die That beweisen, daß er berufen und würdig sei, Nachfolger eines Philipp II. und Ferdinand II. zu werden, mußte also großartige Bekehrungswerke vollbringen, andrerseits war er noch in den Banden jener, religiöse Duldsamkeit erheischenden Politik verstrickt, durch welche sein Großvater und die beiden Cardinäle Frankreich groß und stark gemacht hatten. Von hohem Belang war hier die Wahl des richtigen Zeitpunktes, in welchem er sich der Welt in seiner wahren Gestalt zeigte und, auf die Gefahr hin, den Vortheilen protestantischer Allianzen künftig ent-

sagen zu müssen, in die Bahnen der Valois, der Ferdinande und Philippe einlenkte. Er hat 24 Jahre zugewartet, bis er mit der entscheidenden, keine Zweifel mehr gestattenden That hervortrat.

Man dürfte sagen, in gewissem Sinne seien Ludwig's Kriege immer Religionskriege gewesen, oder habe sich doch ein religiöses Motiv, wenn es auch nicht das erste und nächste war, fast immer mit eingemischt — wie denn überhaupt, auch vor seiner Zeit, die großen Kriege, wenn sie nicht bloß dynastische waren, meistens zugleich politischen und religiösen Beweggründen entsprungen sind. Der dreißigjährige Krieg war, soviel dieß auch bestritten wird, doch in seinem innersten Wesen ein Religionskrieg, und blieb das bis zu seinem Ende, so sehr auch politische Interessen, Besitz- und Machtfragen sich einmischten. Der westfälische Friede, der ihn beendigte, die Verwerfung desselben durch den päpstlichen Stuhl, die Fragen, an welchen jedesmal die früheren Friedensversuche scheiterten, lassen darüber keinen Zweifel. Denn erst als die schweren Schläge der Jahre 1647 und 1648 gefallen waren und beharrliches Mißgeschick die kaiserlichen Waffen verfolgt hatte, erst als Oesterreich völlig erschöpft war, ergab sich endlich der Kaiser in's Unvermeidliche, beugte er sich, doch nur für das Reich, nicht für seine Erblande, dem Princip der Rechtsgleichheit beider Kirchen und ließ die daraus zu ziehenden Folgerungen über sich ergehen.

Aber auch nach dem westfälischen Frieden, bis ins 18. Jahrhundert hinein, mischte sich in alle Kriege, soweit sie mit der Frage des europäischen Supremats zusammenhingen, ein religiöses Interesse ein. Ein katholischer Monarch konnte die Hegemonie unter den Nationen und Staaten seines Bekenntnisses nur übernehmen oder behaupten, indem er sich zugleich an die Spitze der katholischen Interessen und kirchlichen Bestrebungen stellte; wie denn andrerseits ein protestantischer Staat nur dann die Führerschaft in Anspruch nehmen konnte, wenn er, wie Gustav Adolf und Cromwell gethan, als Schutzmacht des Protestantismus in

ganz Europa sich geberdete. Wollte Ludwig an die Stelle des Hauses Habsburg treten, so mußte er demselben an Eifer für die Kirche sich gleichstellen oder es noch überbieten. Das französische Volk in seiner Mehrheit erwartete denn auch nichts geringeres von ihm. War doch Frankreich vorzugsweise der Schauplatz blutiger Glaubenskämpfe gewesen. Es hatte im 13. Jahrhundert die Albigenser-Kriege, im 16. die Kämpfe der Hugenotten und der Ligue gehabt, in welchen die religiöse Frage die Hauptrolle spielte und andere Interessen sich hinter der Maske der Frömmigkeit verbergen mußten. Im Grunde hatte sich die Gesinnung der Franzosen, welche diese Kriege erzeugte, auch zur Zeit Ludwig's noch nicht geändert. Der Friede des Edicts von Nantes war nur ein Waffenstillstand. Der westfälische Friede hatte Grenzmarken gezogen und nothdürftige Bollwerke aufgeworfen zur Sicherung der deutschen Völker gegen Religionszwang. Sie waren unzureichend, wie sich bald zeigte. Ein Recht auf Gewissensfreiheit anzuerkennen, war für Ludwig, wie für den größten Theil seiner Glaubensgenossen, nahezu eine Unmöglichkeit. Tief und früh schon hatte man ihm die Lehre eingeprägt, daß es zu den Pflichten eines Monarchen gehöre, Irrlehre nicht zu dulden und Getrennte auch mit Gewaltmitteln in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Wenn dann seine Siege ihm neue Unterthanen zubrachten, wenn seine Uebermacht ihm gestattete, Friedensverträge zu dictiren und abhängigen Staaten Bedingungen aufzuerlegen, auch jenseits der französischen Grenzen für den Vortheil und die Ausbreitung seiner Kirche, für Schwächung und Minderung der Irrgläubigen Sorge zu tragen, würde ihm Duldung der Andersgläubigen, Schonung ihrer Rechte, als Verkennung einer höheren Pflicht, als verwerflicher Indifferentismus gedeutet worden sein. Alle Kriege Ludwig's, auch die welche er gegen Spanien und den Kaiser führte, hatten daher in seinem Bewußtsein einen religiösen Hintergrund, aus welchem sie für ihn ihre höhere Berechtigung schöpften. Denn, daß er von der Vorsehung berufen sei, in seiner Zeit der rechte Beschirmer und Vorkämpfer der Kirche zu sein, davon war er überzeugt, und

um Mehrer des Glaubens zu werden, mußte er Mehrer seines Reiches, seiner Macht werden.

Man hat damals Ludwig allgemein des Strebens nach einer Universal-Monarchie beschuldigt. Die Spanier waren die ersten, welche diesen Schreckensruf erhoben, um die anderen Staaten zu einer für sie einstehenden Coalition zu treiben. Die Behauptung bedarf sehr einer Richtigstellung; Friedrich II. hat nicht Unrecht, wenn er den Plan einer französischen Universal-Monarchie für eine Fiction, ein Gespenst erklärt, mit welchem man nur die Einfältigen erschrecken und den habsburgischen Absichten habe dienstbar machen wollen. — Die Zeit vor dem Erscheinen des Testamentes Karl's II. und die Zeit nach demselben, vom Jahre 1700 an, muß unterschieden werden. — Früher wollte Ludwig Frankreich arrondiren und befestigen durch die Erwerbung der spanischen Niederlande, einen Theil der Staaten-Republik mit inbegriffen; ferner durch Ausdehnung der Grenzen nach Deutschland zu, bis an den Rhein; in Italien gedachte er festen Fuß zu fassen mittelst der durch Ländertausch oder durch Waffen zu erreichenden Erwerbung Savoyens und Piemonts, weiterhin des damals spanischen Mailand. Es mag auffallen, daß er nie ernstlich unternahm, das Land, auf welches er die gerechtesten Ansprüche hatte, Navarra, sich abtreten zu lassen; er ließ wohl seinen Anspruch formuliren, aber dabei blieb es. Frankreich sollte die erste See- und Landmacht von Europa, das Mittelmeer ein französischer See werden; — alles dieß dann gekrönt durch die Kaiserwürde, welche ihm auch wohl nicht entgangen sein würde, wenn nur Kaiser Leopold früher gestorben wäre, in der Zeit, als noch nicht ganz Mitteleuropa wider Ludwig in Waffen stand. Wie kraftvoll würde dieses Kaiserthum alsbald in innerdeutschen Angelegenheiten aufgetreten sein! Den protestantischen Kirchen Deutschlands aber wäre — natürlich in vorsichtigerer und besser abgemessener Abstufung — dasselbe Loos zu Theil geworden, welches ihre Glaubensgenossen in Frankreich traf. Englands wähnte Ludwig vor dem Jahre 1688 sicher zu sein und keine Hemmung von ihm besorgen zu müssen, da die

beiden Stuarts, Karl und Jakob, in seinem Solde standen und nur im Vertrauen auf seine Hülfe ihre Unternehmungen wagten. Er hatte zugesagt, die auf die Katholisirung Englands gerichteten Entwürfe beider Brüder mit Geld und Heeresmacht nachdrücklich zu unterstützen, und er hielt Wort. Ein katholisches und absolutistisches oder, im minder günstigen Fall, ein kirchlich und politisch tief gespaltenes England wäre von Frankreich noch abhängiger geworden, als es dieß unter den Stuarts ohnehin schon war.

Der Sturz Jakob's II. in England, die Erhebung des Oraniers, die große antifranzösische Coalition, — diese gewaltigen Schläge vernichteten schon manche seiner Hoffnungen; aber der Grundgedanke der französischen Monarchie auf dem Continent war nicht in ihm erschüttert; immer blieb noch die fast sichere Aussicht auf großen Zuwachs an Land und Macht bei der nahen Erledigung der spanischen Krone.

Da berief das Testament Karl's II. seinen Enkel zum König der ungetheilten spanischen Monarchie. Sofort entsagte er der vierzig Jahre lang genährten Hoffnung, Frankreich aus der spanischen Hinterlassenschaft in Belgien und Italien zu vergrößern, und lebte von nun an in der Erwartung, daß Frankreich und das durch seinen Enkel zu verjüngende Spanien als zwei eng verbundene Reiche die Suprematie über das südliche Europa und die Herrschaft über das Mittelmeer behaupten würden — eine Stellung, welche den zwei bourbonischen Häusern, als Schutzmächten der südlichen Christen gegen osmanische Bedrückung und gegen die Barbaresken, eine glorreiche Zukunft eröffnet hätte.

Es ist anders gekommen!

Betrachten wir nun Ludwig's Politik näher! Wie er kleinere Nachbarstaaten auszubeuten und seinen Zwecken dienstbar zu machen verstand, das erfuhren Piemont und die Schweiz. In dem langen Kampfe zwischen Habsburg und Frankreich waren beide durch kluge und tapfere Wahrung ihrer Unabhängigkeit erstarkt. Insbesondere hatte die Eidgenossenschaft ihre Landesgrenzen erweitert

und gesichert, und ihre Unverletzbarkeit, als Zwischenland gegenüber den beiden ringenden Großmächten, glücklich gewahrt. Aber die immer wieder, zuletzt im Jahre 1663, erneuerten Militärcapitulationen und Bundesverträge, welche dem Könige Schaaren von Söldnern lieferten, so daß einmal 32 000 Schweizer unter Ludwig's Fahnen dienten, gestalteten sich unter ihm zu einem drückenden Abhängigkeitsverhältniß. Feststehende Subsidien und Pensionen, welche von ihm an alle Cantone gezahlt wurden und eine stehende Einnahme derselben bildeten, hatten zur Folge, daß seine geheimen Geschäftsführer und bezahlten Creaturen in allen Räthen der Cantone saßen, und daß seine Gesandten auf den Tagsatzungen mit gebieterischen Worten den Eidgenossen fühlbar machten, wie ihr Bund zu Schutz und Trutz an ihn gekettet sei. Auch in den inneren Angelegenheiten des Bundes wußte er eine nur wenig verschleierte Obergewalt zu behaupten. Die Einnahme der Franche-Comté und Straßburgs, die Errichtung der Festung Hüningen vor Basels Thoren verstärkten die Abhängigkeit. Zwar scheiterte sein Anschlag auf Genf, welchem er das Schicksal Straßburgs zu bereiten gedachte, an der kräftigen Hülfe der Nachbarcantone; auch Neuenburg konnte er nicht, wie er versuchte, dem Prinzen Conti verschaffen; die Schweizer entschieden für den König von Preußen. Aber noch kurz vor seinem Tode knüpfte er ein Band, welches, wenn er länger gelebt hätte, leicht den Untergang des Freistaates hätte herbeiführen können. Er schloß mit den durch ihre Niederlage im Religionskrieg von 1712 erbitterten katholischen Cantonen einen geheimen Vertrag, worin ihnen der Beistand Frankreichs in jedem Streite mit den Reformirten zugesagt und selbst schon die Art des Einmarsches eines französischen Heeres in die Schweiz näher bestimmt war.

Herrschte er bei den Eidgenossen durch Geld, diplomatische Kunst und Einschüchterung, so war es in Savoyen-Piemont mehr die Schärfe des Schwertes und eine der pfälzischen Verwüstung ähnliche Behandlung, wodurch er Fürst und Land zu seinem Werkzeuge zu machen beflissen war. In der That war Victor Ama-

deus II. fast zur Rolle eines französischen Statthalters herabgedrückt, als die Vermählung seiner beiden Töchter mit Ludwig's Enkeln und der Ausbruch des großen Successionskrieges ihn wieder zu einer unabhängigeren Stellung emporhoben und ihm dann, im Frieden von Utrecht, für seine Ansprüche auf einen Antheil an dem spanischen Erbe, selbst die Königswürde, mit großem Zuwachs an Macht und Gebiet, verschafften.

Das türkische Reich hatte im Jahre 1661 bereits den Höhepunkt seiner Macht überschritten und war im Sinken begriffen. Naturgemäß war Frankreich die Macht, zu welcher die dem früheren Trotz entsagende Pforte am meisten hinneigte; die Feindschaft wider den Kaiser knüpfte ein Band zwischen beiden Mächten; der französische Gesandte erlangte Vortheile für die katholischen Unterthanen der Pforte, Fermane zum Schutz der französischen Flagge wider die Raubstaaten, das Schutzrecht über die den Lateinern gehörigen heiligen Stätten zu Jerusalem, welches dem Kaiser gebührt hätte. Aber den Verlust an Ruhm und Ehre, welchen die freundliche Stellung zum Erbfeinde der Christenheit dem König zufügte, konnten diese Vortheile nicht aufwiegen.

In Polen standen einige der einflußreichsten Edelleute in seinem Solde; zweimal versuchte er einen Prinzen seines Hauses dort zum König wählen zu lassen, um auch durch diese ihm verbündete Macht den Kaiser im Rücken bedrohen und fassen zu können. Schon hatte sich, durch große Geldsummen gewonnen, eine Mehrzahl der Wahlstimmen für den Prinzen Conti erklärt, als eine Macht, welche erst jetzt ernstlich in die europäischen Angelegenheiten einzugreifen sich rüstete, Rußland unter Peter I., drohend ihm entgegentrat. Da wurde Conti wieder aufgegeben und der sächsische Kurfürst gewählt. Ludwig's Einfluß in Warschau blieb gleichwohl stets groß, öfter entscheidend, und diente ihm, auch Brandenburg zu Zeiten in Abhängigkeit zu versetzen.

Trefflich verstand es Ludwig, seine Gegner zu lähmen, indem er ihnen Feinde im Rücken erweckte. So machte er den Kurfürsten von Brandenburg unschädlich, indem er bewirkte, daß

Schweden ihm den Krieg erklärte. In Ungarn ermunterte er, um den Kaiser zu schwächen, die Unzufriedenen und unterstützte die Aufständigen mit Geld und Rath. Portugal mußte ihm dienen, Spanien zu hemmen, es mürbe zu machen und dessen Streitkräfte an der portugiesischen Grenze zu beschäftigen. Mazarin hatte im Pyrenäen-Vertrag Portugal preisgegeben und damit in Madrid neue Hoffnungen auf dessen Wiedereroberung erweckt. Ludwig aber knüpfte bald wieder neue Freundschaftsbande mit König Alphons, schloß ein Bündniß, sandte Hülfsvölker dorthin. Aber das Verhängniß, welches die Thaten von 1685 und 1688 seinen hochfliegenden Entwürfen bereiteten, machte auch hier sich fühlbar. Portugal bedurfte einer schützenden Seemacht: durch den Vertrag von Methwen trat England dort in die Stelle ein, welche Ludwig nach der Schlacht von La Hogue nicht länger zu behaupten vermochte, und im spanischen Erbfolgekriege stand Portugal auf der Seite seiner Feinde.

In England saß Karl II. auf dem wiedergewonnenen Throne, unbehaglich durch die Abhängigkeit vom Parlament. Ueberzeugt, daß ein unumschränktes Königthum, wie er es begehrte, in dem protestantischen England nicht möglich sei, trug er sich mit dem Plane, in seinem Reiche zugleich die katholische Kirche und die absolut-monarchische Regierungsform herrschend zu machen. Eine solche doppelte Revolution konnte nur mit Hülfe seines Vetters Ludwig, mit dessen Geldmitteln und Heereskraft, unternommen werden. Der geheime Vertrag von Dover, im Jahre 1670 unter Vermittelung der Herzogin Henriette von Orleans, der Schwester Karl's, geschlossen, bestimmte, daß Karl, gegen Empfang von vier Millionen Livres, sich zum Katholicismus bekennen und an dem von Ludwig beabsichtigten Kriege gegen die Niederlande sich betheiligen solle. Für den Fall, daß die Religionsänderung Unruhen verursache, war die Landung eines französischen Heeres zugesagt. Es kam indessen nicht dazu, weil Karl bald erkannte, daß die Religionsänderung als nationale Maßregel unausführbar sei, als persönlicher Schritt ihn seine Krone kosten würde. Für Ludwig

war die Zurückführung Englands zum Katholicismus, mit der entsprechenden politischen Umgestaltung, nur eine Frage der Zeit, denn er wußte, daß der bereits katholische Herzog von York, Karl's Bruder und Nachfolger, sobald er den Thron bestiegen, das Werk in die Hand nehmen, und ihm, dem mächtigen Nachbar, dabei eine Hauptrolle zufallen werde.

Indem Ludwig im Jahre 1667, auf Grund eines vorgeblichen, durch seine spanische Gemahlin erworbenen Devolutionsrechtes, die burgundischen Grenzlande angriff, veranlaßte er die erste gegen ihn sich rüstende Allianz, die Tripel-Allianz zwischen England, Holland und Schweden, also gerade den bisherigen Freunden und Bundesgenossen, — ein Ergebniß, welches Richelieu und Mazarin gewiß vermieden haben würden; aber der Erwerb solcher Städte, wie Lille, Courtray, Douay, Tournay, war doch für Frankreich von unschätzbarem Werthe, man dürfte fast sagen eine höhere Nothwendigkeit, und der Friede zu Aachen bestätigte sie ihm

Vier Jahre nachher unternahm Ludwig einen Krieg, der ihn im ferneren Verlaufe der Dinge viel weiter führte, als er ahnte und gehen wollte, und verständigen Männern bereits einen Einblick in die geheimeren Gedanken seiner Politik öffnete. Er überfiel, ohne irgend welche Gründe dafür anzugeben, plötzlich den niederländischen Freistaat, nachdem er ihn mit der feinsten diplomatischen Kunst gänzlich isolirt hatte. Das war nicht bloß, wie häufig gesagt wurde, ein Act der Rache und des kriegerischen Thatendurstes. Er haßte diese Republick, welche, auf den Abfall von König und Kirche gegründet, sich so rasch zu einer wunderbaren Blüthe, zur ersten See- und Handelsmacht Europas aufgeschwungen hatte und ein Bollwerk geistiger Freiheit bildete. Von dort drangen zahlreiche Schriften, die in Frankreich nie hätten erscheinen dürfen, über die Grenze. Sie war freilich bisher Frankreichs nützlichste Bundesgenossin gewesen, aber sie war daneben die Vormacht des Protestantismus auf dem Continent, eine Schule und ein Geistesarsenal auch für Ludwig's andersgläubige Unterthanen. Ihre Vernichtung wäre in ganz Europa als ein glän-

zender Sieg der Kirche gefeiert worden. Zudem war die Unterwerfung Hollands die Vorbedingung jener Veränderung jenseits des Canals, welche, mit Ludwig's Hülfe, England aus einem protestantischen und parlamentarischen in einen katholischen und absolutistisch-monarchischen Staat umgestalten sollte. Mit Karl II. hatte er sich verständigt. Die Niederlande sollten zu ungleichen Theilen an Frankreich und England fallen; ersteres hätte natürlich den weit größeren Theil genommen. Dann wären die spanisch-belgischen Gebiete um so sicherer auch in Ludwig's Gewalt gekommen. Der Plan scheiterte an dem edlen, opferwilligen Widerstande Hollands unter Oranien.

Das Jahr 1685 ist für die politischen Pläne Ludwig's ein wichtiger, ein entscheidender Wendepunkt geworden. Indem er das Edict von Nantes aufhob und die vollständige Ausrottung der protestantischen Kirche in Frankreich decretirte, kündigte er zugleich allen Völkern und Cabinetten dieses Bekenntnisses auf's unzweideutigste an, daß er auch jenseits der französischen Grenzen seine Macht zur Schädigung ihrer Religion und im Dienste seiner Kirche, je nach den Umständen, zu gebrauchen gedenke.

Ludwig erklärte das Edict von Nantes für aufgehoben, das heißt, er erklärte, daß es fortan keine Andersgläubigen mehr in Frankreich geben dürfe, daß jeder Franzose zu des Königs Kirche gehören müsse. Der Gedanke der durch ihn zu verwirklichenden Glaubenseinheit war bei ihm sowohl ein politischer als ein religiöser, wie denn so oft in seinem Gedankenkreis die religiösen und die politischen Ideen und Interessen sich zu unterschiedsloser Einheit verbanden. Seine Vorgänger und er hatten die Einheit der königlichen Gewalt fest und durchgreifend gegründet; er selbst hatte die Parlamente als politische Körperschaften gänzlich gebrochen und ihnen nur richterliche Befugnisse gelassen; den katholischen Klerus hatte er vollständig in seiner Hand: er verfügte da frei über Personen und Sachen, von Immunitäten war ihm gegenüber nicht die Rede, seine Haftbefehle und Verweisungsdecrete,

oft ohne jede Angabe von Gründen, trafen Priester wie Laien. So bildeten die Protestanten mit ihren Consistorien und Synoden doch eine grelle und augenfällige Ausnahme, einen republikanischen Mißton in der großen royalistischen Harmonie, so ruhig, friedlich und unterwürfig sie sich auch hielten. Jenes non licet esse vos, welches die Christen des zweiten und dritten Jahrhunderts so oft von den Römern hören mußten, war im Grunde auch die Meinung der katholischen Franzosen. Muß doch jedes System des geistlichen oder weltlichen Absolutismus, kraft eines innewohnenden Gesetzes, stets nach Erweiterung seiner Machtsphäre, nach Niederwerfung etwa noch übriger Schranken drängen. Und dann war Ludwig so gewohnt, daß in geistigen Dingen alles vor seinem Worte sich bog und nichts brach; man hatte ihm so oft versichert, daß ein Aufruf, ein Beschluß von ihm genüge, vom Abend auf den Morgen Tausende von Irrgläubigen in gute Katholiken zu verwandeln. Die Aufhebung des Edicts selbst war auch nur das lange schon vom Klerus und von einem großen Theil der Laienwelt erwartete und ersehnte Ergebniß einer langen Reihe von vorbereitenden Maßregeln, die schon in den ersten Zeiten seiner Regierung begonnen hatten.

So war es auch der richtige Autoritäts-Instinct, der ihn bewog, jene Pläne der Verständigung und Versöhnung der beiden Kirchen, welche damals von bedeutenden Männern, wie Leibniz, Bossuet, Molanus, dem Bischof Rojas de Spinola und anderen, betrieben wurden, als eine Verkehrtheit abzuweisen, obgleich auch der von ihm sonst so hochgehaltene Richelieu die Einigung auf demselben Wege der Zugeständnisse und der Abstellung kirchlicher Mißbräuche zu versuchen beschlossen hatte. Die Idee von Concessionen, auch in Dingen, welche die Substanz des Dogma nicht berührten, war Ludwig widerwärtig. Sie enthielt für ihn den gefährlichen Kern, daß den Convertiten Raum blieb für die Vorstellung, die kirchliche und die königliche Autorität seien in der Durchführung und gewaltsamen Aufrechterhaltung dieser Dinge zu weit gegangen, hätten also doch geirrt. Er war hierin orthodoxer als sein Hof-

theologe Bossuet, dem er sonst in Fragen der Lehre und der Kirchenzucht unbedingt vertraute, und empfand ganz wie die Päpste, welche die kirchlich rituelle Uniformität, wenigstens im Occident, über alle anderen Rücksichten zu stellen pflegten. So hatte Bossuet gewünscht, daß den Protestanten der Empfang des Kelches im Abendmahle gestattet würde. Ludwig und seine Minister gaben derartigen Vorschlägen kein Gehör; wie er den Gedanken nicht ertragen konnte, Unterthanen zu haben, welche ihre Religion für besser als die ihres Königs hielten, ihre Sympathien für fremde Glaubensgenossen höher achteten als die Antipathien ihres Herrn, so sollte auch für die Bekehrten nichts im kirchlichen Leben übrig bleiben, woran sie mit dem Gefühl religiöser Eigenthümlichkeit sich hätten anklammern können.

Wie schließt sich doch seit jenem verhängnißvollen 22. October 1685 Glied an Glied in der Verkettung der Ereignisse, welche endlich das kühne Gebäude seiner europäischen Hegemonie, oder vielmehr autokratischen Monarchie, zertrümmerten! Im Frieden von Nimwegen, 1679, steht er auf der Höhe seiner Macht; er hat die Franche-Comté durch eine militärische Promenade gewonnen; ein großes Stück der spanischen Niederlande mit 16 Festungen, ferner Freiburg im Breisgau, werden ihm abgetreten. Gleich darauf läßt das geduldige oder bestochene Deutschland die Reunionskammern ihr Werk treiben; Straßburg und Casale werden 1681 besetzt, Luxemburg 1684 weggenommen, die Pfalz zweimal verwüstet. Um der Welt zu zeigen, daß Unterdrückung und Verfolgung Andersgläubiger zu seinem Berufe gehören, bietet er dem Herzog vou Savoyen seine Truppen an zur Verfolgung der früher durch Cromwell und Mazarin geschützten Waldenser und läßt durch Catinat ein Blutbad unter diesen harmlosen Bewohnern der piemontesischen Alpenthäler anrichten. Indeß verbreiteten sich seine auswandernden protestantischen Unterthanen in allen protestantischen Ländern; der Ruf der Dragonaden dringt, Furcht und Abscheu erregend, überall hin; Hollands und Englands bemächtigt sich eine gewaltige Aufregung; Ludwig's treuester, ergebenster Bundesgenosse,

Jakob II., der, dem mächtigen Arm des französischen Vetters trauend, verblendet von einer Gewaltthat zur anderen schreitet, erweckt die Erwartung, daß er, mit Ludwig's Hülfe, Ludwig's Thaten nachahmen werde. Sofort wird Jakob's Schwiegersohn, Wilhelm der Oranier, eingeladen, der gefährdeten Religion und Verfassung Englands zu Hülfe zu kommen. Da begeht der französische König einen seiner schlimmsten Mißgriffe: — statt sein Heer auf Holland zu werfen, entsendet er es nach der Pfalz. So konnte Wilhelm seine Truppen nach England hinüberführen, ein norddeutsches Heer rückte in die von ihm verlassenen Stellungen ein, und ein Unternehmen gelang, dessen Scheitern der Weltgeschichte eine andere Richtung gegeben hätte. Jakob, entschlossen, vor keinem Parlamente seinen absolutistischen Ansprüchen zu entsagen, sah sich sofort von der Nation verlassen und entwich nach Frankreich. Vergeblich sandte Ludwig, ihm und den von ihm vertretenen Principien zum Siege zu verhelfen, ein Heer nach Irland; die Schlacht an der Boyne entschied auch dort gegen die beiden Könige, und durch den Seesieg, welchen die englisch-holländische Flotte bei La Hogue über die französische erfocht, gewann England die seitdem nie wieder eingebüßte Seeherrschaft. So hatte sich das Wort gerächt, welches Ludwig in der Trunkenheit seiner ersten Erfolge ausgesprochen: gewonnene Schlachten seien Gottesgerichte und offenbarten die himmlischen Rathschlüsse über Herrschaft und Länderbesitz. Sein Glücksstern erblich mehr und mehr. Als ihn nach einigen Jahren die völlige Erschöpfung Frankreichs nöthigte, Frieden zu suchen, konnte er denselben, zu Ryswik im J. 1697, nur durch eine Reihe demüthigender Zugeständnisse und Abtretungen erkaufen. Und doch konnten die officiellen Stimmen in Frankreich auch diesen Frieden als einen vom König errungenen Triumph rühmen: denn besiegt war eigentlich das zerklüftete, verwirrte Deutschland; Elsaß und Straßburg blieben in französischem Besitz, und ein Artikel der Friedensacte verfügte die Wiedereinführung der katholischen Religion in den Gemeinden des linken Rheinufers. „Wir haben, was wir verdienen," äußerte damals

Leibniz. Ludwig aber trug den Ruhm davon, auch dießmal wieder, selbst auf Kosten seines eigenen Vortheils, Hort und Mehrer der Kirche gewesen zu sein.

Allerdings war dieser Ruf, jetzt mehr noch als früher, ein politisches Bedürfniß und unentbehrliches Machtmittel für ihn geworden. Denn die Entscheidung jener Frage, welche das Ziel und Trachten seines ganzen Lebens bildete und in alle seine politischen Berechnungen sich einmischte, war nun in nächste Nähe gerückt. Wenn die spanische Erbschaft eröffnet wurde, mußte in Rom sowohl als in Madrid die Ueberzeugung herrschen, daß das Wohl der Religion, die Vergrößerung der Kirche, oberstes Gesetz seines Waltens sei.

Ludwig Philipp hat einmal, ehe er noch König geworden, geäußert: dem Menschen, dem eine Krone auf's Haupt falle, lege sich auch sofort eine Binde um die Augen. Ludwig XIV. war, seine Schriften bezeugen es, ein verständiger, ernstlich nachdenkender Herrscher und ein klarer Geist, der in vielen Dingen das Richtige sah. Und doch, auch er — es ist nicht zu läugnen — trug in verhängnißvollen Momenten seines Lebens diese Binde. Der wäre des Königs und Frankreichs größter Wohlthäter geworden, welcher, mit der Autorität eines alttestamentlichen Propheten im Jahre 1685 vor ihn hintretend, etwa gesprochen hätte: „Widerrufe nicht das Edict von Nantes! Du schmiedest damit den ersten Ring einer unabsehbaren Kette von gehässigen Bedrückungen und Gewaltthaten; du machst mehr Heuchler als Gläubige; du zwingst sie, die dir so heiligen Handlungen deiner Kirche sacrilegisch zu entweihen; du treibst Hunderttausende der nützlichsten und gewissenhaftesten Bürger, der gewerbthätigsten Unterthanen und fähigsten Arbeiter aus dem Lande; du schlägst dem Wohlstande deines Reiches schwer heilbare Wunden; du entzündest blutigen Bürgerkrieg; du steigerst den ohnehin schon so grell in der Geschichte deines Volkes hervortretenden Zug religiöser Grausamkeit; du verstärkst den Wohlstand und die Machtmittel deiner jetzigen oder künftigen Gegner; du entfremdest dir die Fürsten und Völker, welche du bisher zu

Bundesgenossen gehabt hast. Von dir in's Exil getrieben, werden die Männer, welche dir treue Unterthanen gewesen, unter fremden, feindlichen Fahnen sich sammeln, wider dich und die von dir vertretene Sache zu fechten. Aus den Drachenzähnen der Heuchelei, der Lüge und Verstellung, die du jetzt freigebig aussäest, wird deinen Nachkommen und deiner Kirche ein glaubensloses, verbittertes Geschlecht erwachsen, es wird den Thron stürzen, welchen du so fest gegründet, so hoch aufgerichtet zu haben wähnst, und es wird die Kirche verfolgen und zerrütten, welche dir jetzt die Waffen und Strafwerkzeuge wider die Söhne deines Volkes in die Hand drückt."

In den zwanzig Jahren, welche von jenem Tage des Widerrufs bis zu des Königs Tod verflossen, sind viele der eben genannten Folgen gereift. Manche davon hat man ihm verheimlicht, oder er hat sie nicht beachtet. Im Stillen hat er einige der härtesten Maßregeln gemildert, um der Schädigung, die der Wohlstand Frankreichs durch den Ruin oder die Flucht so vieler Familien erlitt, einigermaßen zu begegnen. Aber in den Hauptpunkten blieben die Gesetze in Kraft, welche die protestantische Religion in Frankreich für todt und für erloschen erklärten und ihren Bekennern die bürgerliche Existenz absprachen. So blieb es noch siebzig Jahre nach ihm.

Bundesgenossen, befreundete Mächte gab es für Frankreich am Schlusse des Jahrhunderts nicht mehr. Furcht oder Mißtrauen oder Haß bildeten die Stimmung, in welcher sich Nachbarn und frühere Verbündete dem König und seinem Volke gegenüber befanden, als ein lang erwartetes, für Süd- und Mitteleuropa verhängnißvolles Ereigniß eintrat.

Das sieche Leben des letzten spanischen Habsburgers war erloschen, sein Testament berief den Enkel Ludwig's zum Antritte der Erbschaft; er sollte als spanischer König zugleich das ganze ungetheilte Weltreich, Neapel und Sicilien, Sardinien, die Lombardei, die katholischen Niederlande und die amerikanischen Reiche übernehmen. Seit vierzig Jahren hatte Ludwig der Eröffnung der großen Successionsfrage entgegengesehen und, bei allen Ver-

handlungen mit dem Hause Habsburg sowohl als mit den Seemächten, sie vorsichtig abwägend im Auge behalten. Spanien selbst, das machtlos gewordene, tief gesunkene Reich, hatte er bald als Feind, bald als Vasallen, oder auch als künftige und darum zu schonende Beute behandelt. Nicht das Ganze, nur einen angemessenen Theil hatte er für Frankreich zu sichern gestrebt. Sein Blick war natürlich vor allem auf die spanischen Niederlande, dann auch auf Italien gerichtet. Dreimal hatte er bereits Theilungsverträge abgeschlossen; das erste Mal, 1668, gelang es ihm wunderbarerweise, zu einem solchen Vertrage den Kaiser Leopold, seinen Gegner, zu bereden, der also hiemit, die Ungültigkeit des von der Infantin, Ludwig's Gattin, geleisteten Verzichts anerkennend, seine einzige Waffe gegen den überlegenen Mitbewerber aus der Hand gab. Dieser Vertrag, der einige Zeit hindurch dem Wiener Hofe die Hände band und ihn in eine schiefe, an Winkelzügen reiche Politik verwickelte, wurde nach einigen Jahren durch die gegen Ludwig geschlossenen Coalitionen hinfällig. Nach dem Tode des von Karl II. zum Universalerben bestimmten bayerischen Prinzen hatte Ludwig mit den Seemächten einen geheimen Vertrag geschlossen, der dem Kaiser Spanien mit den Colonien und den Niederlanden, ihm, dem Könige, aber Süditalien zutheilte. Der Kaiser war nicht beigetreten. In Spanien aber erkannte man, daß die von Allen dort verabscheute Theilung der Monarchie nur durch die Berufung eines französischen Prinzen auf den Thron abgewendet werden könne. Papst Innocenz XII., von Karl II. befragt, hatte dieß gleichfalls empfohlen, theils aus Vorliebe für die Bourbons, theils weil man in Rom, wenn Süditalien französisches Nebenland geworden wäre, die dann unvermeidliche Einführung gallicanischer Grundsätze als ein vor allem abzuwendendes Unheil betrachtete. Der Wiener Hof hatte diese Gefahr nachdrücklichst dem Papste vorstellen lassen, und so selber dazu beigetragen, daß Innocenz nicht den habsburgischen Erzherzog, sondern den Enkel Ludwig's zu berufen empfahl. Wenn die Monarchie ungetheilt unter einem französischen Prinzen be-

harrte, dessen Regierung von und mit spanischen Ministern und Beamten geführt wurde, dann blieben voraussichtlich auch die spanischen Ansichten und Einrichtungen herrschend.

Ludwig entschied sich, das Testament anzunehmen; er entsagte damit den früher gehegten Hoffnungen und Plänen, Stücke aus dem spanischen Ländercomplex zur Vergrößerung Frankreichs zu verwenden, zufrieden, dem Hause Bourbon eine zweite, glanzvolle Krone erworben zu haben. Noch einmal erlebte er einen Triumph nach seines Herzens Wünschen, als die Junta, welche in Spanien die Zwischenregierung führte, mit den beiden Präsidenten der hohen Räthe von Aragon und Castilien, ihn, den „allerchristlichsten König", bat, über alle Dinge in Spanien zu verfügen, und ihn versicherte, man werde ihm dort ebenso sorgfältig wie in Frankreich gehorchen. Es war der letzte Sonnenblick, der den schon verdüsterten Abend seines Lebens erhellte. Denn nun wurde er in einen zwölfjährigen Krieg hineingerissen, der, mit den unzureichenden Mitteln eines durch vierzig Kriegsjahre schon geschwächten und erschöpften Landes und ohne Bundesgenossen, — den bald bezwungenen bayerischen Kurfürsten ausgenommen — gegen die vereinigten Kräfte des Kaisers, der beiden Seemächte und anderer Fürsten geführt, Frankreich bis hart an den Rand des Unterganges führte. Und dabei sollte Ludwig auch noch, mit den tief gesunkenen Spaniern mehr belastet als verbündet, die Länder dieser Krone vertheidigen. Es war eine harte Nemesis, daß er, der seine drei ersten Kriege als ungerecht Angreifender mit glänzendem Erfolge geführt und als Sieger beendigt hatte, jetzt, im vierten Kriege, wo das gute Recht auf seiner, des Angegriffenen, Seite war, so furchtbare Unglücksschläge, so schwere Niederlagen erlitt, und zuletzt nur noch Rettung fand durch einen von der Laune der Königin Anna herbeigeführten Cabinetswechsel in England. Aber auch dießmal wieder hatte er, in dem kritischen, über Englands Haltung entscheidenden Momente, in seinem kirchlichen Eifer und wohl auch durch weiblichen Einfluß, gegen den Rath seiner Minister, zu dem folgenreichen Mißgriff sich verleiten lassen,

dem mit England und Wilhelm von Oranien geschlossenen Vertrag zuwider, den Sohn Jakob's II. als legitimen König von England anzuerkennen. Das that er in einem Augenblick, wo er doch sehnlichst den der spanischen Frage wegen drohenden Krieg zu vermeiden wünschte. Die Erbitterung über diesen Wortbruch einigte sofort die dort streitenden Parteien und bewirkte, daß England mit allem Nachdruck für die Ansprüche des Kaisers und seines Sohnes eintrat. Selbst noch nach dem Frieden und in den letzten Monaten seines Lebens versuchte Ludwig einen Aufruhr in England zu erregen, und unterstützte den Prätendenten. Und doch hatten die Schlag auf Schlag eingetretenen Folgen jenes Schrittes ihn so tief gebeugt, daß er sogar sich erbot, seinen Feinden monatlich eine Million, als Kostenbeitrag zur Entthronung seines Enkels, zu zahlen.

Dieser Krieg um die spanische Erbfolge ist eigentlich der erste seit der Reformation, in welchem die religiösen Interessen und Gegensätze völlig zurücktraten, ein reiner Krieg der Politik, der staatlichen Eifersucht, der Abwehr erdrückender Uebermacht. Aber für Ludwig's persönliches Urtheil behielt die Rücksicht auf den Vortheil seiner Kirche ihr volles Gewicht, und ward bei jeder internationalen Frage, soweit ihm das jetzt, bei sehr verringerter Macht, noch möglich war, mit in die Wagschale gelegt.

Das Gericht der Geschichte hat seinen Wahrspruch über Ludwig gefällt. Es hat ihm den Titel des „Großen" versagt, ihn also nicht auf gleiche Höhe gestellt mit einem Alexander, Karl dem Franken, Friedrich II. von Preußen. Auch das Genie und der Adlerblick des geborenen Herrschers, wie sie Napoleon I. besaß, waren ihm versagt. Aber die Gebildeten seines Volkes nennen ihn mit Recht den „großen König" — nur sie, denn in dem Gedächtniß der Masse hat sein Name keinen Klang mehr, weder einen guten noch einen schlimmen, wie man denn heute, nach dem Zeugnisse des Grafen Gobineau, kaum irgendwo noch einen Bauer in Frankreich finden würde, der eine Erinnerung von ihm bewahrte. Gleichwohl gebührt dem Monarchen, der so gewaltig in den Gang

der Weltgeschichte eingegriffen, von dem eine ganze Geschichts- und Culturepoche die Bezeichnung „das Zeitalter Ludwig's XIV." erhalten hat, der „große König" zu heißen. Er hat den Glanz und Zauber des Königthums gehoben, dem Begriffe, man möchte sagen, einen reicheren Inhalt gegeben. Er ist seit den Römerzeiten wirklich der erste Monarch gewesen, dessen Leben in seinen edleren Zügen ein für Könige eröffneter Bildungscursus war. Er hat ihnen die vielverkannte Wahrheit gepredigt, daß man nur durch beharrliche Arbeit regiert, daß, gemäß dem obersten Gesetz des modernen Staates, der rechte, vollkommene König seine Aufmerksamkeit und eingreifende Fürsorge allen höheren Gebieten der menschlichen Thätigkeit, der Wissenschaft, der Kunst, der Schule, so gut als der Politik und den auf materielle Güter gerichteten Bestrebungen, zuwendet. In dieser Verbindung des großen Verwalters mit dem Mäcenas hatte er keinen Vorgänger, weder auf seinem Thron noch auf einem fremden. Allerdings hat er durch diese Erweiterung, zusammen mit seinem Princip des autokratischen, jede Entscheidung sich vorbehaltenden Herrscherthums, die Krone zu einer Last gemacht, unter deren erdrückender Wucht sein im besten Fall nur mit mäßigen Geisteskräften ausgestattetes Geschlecht erliegen mußte. War doch auch er, sogar in seiner besten Zeit, der selbstgestellten Aufgabe nicht gewachsen; sie überstieg eben das durchschnittliche Maß menschlicher Kräfte. Allmählich ist ihm denn auch die Bürde zu schwer geworden. Wir sehen ihn in den letzten 25 Jahren seines Lebens, kränklich geworden und ermüdet, sich von vielen Geschäften abwenden; nach so zahlreichen Enttäuschungen und gescheiterten Hoffnungen arbeitet er noch, aber mit einer Unlust und Verdrossenheit, die er in jüngeren Jahren für unmöglich gehalten hätte. Zugleich empfand er die trostlose Oede des Lebens in einem Kreise von Höflingen, deren einziges Studium die Etikette und die Genealogien, und deren höchster Ehrgeiz es war, dem schlafengehenden Könige die Leuchte zu tragen oder das Hemd zu reichen. Die Erkenntniß, daß Mangel an Schranke für jeden Menschen eine stete Gefahr sei und in die Länge den sittlichen

Seelenzustand schädige, war damals überhaupt nicht Gemeingut, und am wenigsten durfte man sie von einem Könige erwarten, welchem die für ihn höchste Autorität durch Wort, Beispiel und Ermunterung das Gegentheil einprägte. Ohne absolute Herrschaft hätte er auch den bei seiner Krönung geschworenen Eid nicht halten können. Es kann daher nicht auffallen, daß er, nach Fénelon's Schilderung, in seiner späteren Lebenszeit sich hart, hochfahrend und unmittheilsam zeigte, dabei stets geneigt, der Wirklichkeit nicht recht in's Antlitz zu schauen, die Dinge optimistisch zu nehmen und sich selbst zu schmeicheln. Der König in ihm hatte endlich den von Haus aus besser angelegten Menschen umgewandelt. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß seine Fehler eben doch nur Auswüchse des Königthums waren, welches die Nation forderte und bis zur krankhaften Verzerrung ausbilden half. Es war wie eine allgemeine Conspiration, durch Schmeichelkünste in allen erdenklichen Formen ihn zu verderben, durch falsche oder halbwahre Lehre und durch Verbergung von Thatsachen ihn irre zu leiten. Mit seltenen Ausnahmen betheiligte sich dabei jeder, mit dem der Monarch in Berührung kam: seine Lehrer und Erzieher, seine Minister und sein Hofadel, die Bischöfe und die Beichtväter, die Dichter und Redner, die Historiker und Theologen, von den weiblichen Verführungen zu schweigen. Was er einmal von sich selbst sagte: Niemand sei so schmeichelbar als er, das wußten, das benützten alle.

Der Tod hatte ihm seine Kinder, seine Enkel und Urenkel geraubt, hatte seinen ehedem so prachtvollen, an Genüssen und Vergnügungen unerschöpflichen Hof verödet, er hatte nur noch ein Wesen, das er liebte und dem er vertraute; er stand aufrecht wie ein einsamer, rings von Mauern umgebener Thurm. Besiegt, reicher an gescheiterten Hoffnungen und mißlungenen Plänen als an Ländergewinn und Machtzuwachs, schwer getroffen durch auswärtige wie durch einheimische Mißgeschicke, erschüttert in dem langjährigen Glauben an seine Unfehlbarkeit, blieb er doch der ungebeugte, würdevolle, unnahbare König, der nie ein Zeichen von Kleinmuth gab; gequält von physischen und moralischen Leiden,

— er kannte den Zustand, in welchen er sein Volk versetzt hatte — suchte und fand er Ruhe und Trost in dem Gedanken, daß er diesseits gestraft werde, um im Jenseits desto sicherer Gnade zu finden. Er sagte dieß weinend dem Marschall Villars. Sonst aber sah nur die Frau von Maintenon seine häufig fließenden Thränen. Die natürliche Würde und Majestät, die unaffectirte Standhaftigkeit und fromme Ergebung, mit der er sich zum Tode bereitete und alle noch nöthigen Anordnungen mit ruhiger Besonnenheit traf, — das hat auch Männer, die sonst mit Schärfe über ihn urtheilten, mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllt. Kaiser Hadrian hatte gesagt: ein Kaiser müsse stehend sterben; auch Ludwig starb moralisch aufrechtstehend, auf dem Piedestal seiner Majestät. Es gehörte zu seinem Berufe, der Welt auch noch im Tode das Musterbild eines echten Königs vor Augen zu stellen. Um so würdeloser war die Haltung des Hofes; alles hatte den seine Seele aushauchenden Monarchen verlassen; gemiethete Hände drückten ihm die Augen zu; Miethlinge wachten bei seinem Leichnam. Das Volk, dessen Neigung sich bei dem unsäglichen Elend schon lange von ihm abgewandt hatte, athmete auf, als ob ein schwerer Stein ihm von der Brust gewälzt wäre.

Werfen wir nun noch die Frage auf, wie Ludwig auf die Nachwelt gewirkt, welcher Antheil an der 74 Jahre nach seinem Tode ausgebrochenen Revolution und dem Verlauf derselben ihm zukomme, so dürfte man vielleicht sagen: Spanien habe besseren Grund, Ludwig's Andenken zu ehren und hochzuhalten, als Frankreich. Indem er dem spanischen Volke mit seinem Enkel eine neue Dynastie gab und es mit Frankreich in nähere Verbindung und friedlichen Verkehr setzte, gab er den Anlaß zu der Wiedererhebung Spaniens aus dem Abgrund von Elend und Auflösung, in welchen Philipp II. und seine Nachkommen dieses Reich gestürzt hatten. Die Bourbonen Ferdinand VI. und Karl III. führten bessere Verwaltungsgrundsätze ein, ordneten den durch die Habsburger völlig zerrütteten Staatshaushalt, gaben dem Lande, nach

Jahrhunderten nutzloser, das Mark Spaniens verzehrender Kriege, zum ersten Mal dauerhaften Frieden, öffneten besseren, von jenseits der Pyrenäen her geholten Kenntnissen und Einsichten den Zugang in die Halbinsel; nur ihnen gelang es, Aragon, Catalonien und Valencia mit Castilien zu einem starken, einheitlichen Reiche zu verschmelzen.

Was nun Frankreich betrifft, schauen wir zuerst auf die lichte Seite von Ludwig's Walten! Ohne unterscheiden zu wollen oder zu können, wie viel auf Colbert's, wie viel auf seine persönliche Rechnung zu setzen ist, war jedenfalls die erste Periode seiner Regierung eine so fruchtbringende und glanzvolle, wie Frankreich noch nichts ähnliches erlebt hatte. Eine starke Seemacht wurde rasch geschaffen, die Gewerbthätigkeit im Lande geweckt und gefördert, Straßen und Canäle durchzogen das Land, Handelsgesellschaften wurden mit Staatsmitteln in's Leben gerufen. Die Gründung von Luisiana verstärkte die schon durch Canadas Besitz gewichtige Stellung Frankreichs in Nordamerika und half die englischen Pflanzstaaten daselbst von drei Seiten umschließen. Die Gesetzesbücher für die Civil- und Strafrechtspflege waren, obgleich noch durch barbarische Rohheiten und Härten arg entstellt, ein in jener Zeit viel bewunderter und nachgeahmter Fortschritt. Vieles von Ludwig's Einrichtungen ist, wenn auch in der Form verändert, im Wesen geblieben, und wirkt noch heute, trotz der Revolutionen, fort. In der Kraft und Umsicht, mit der er alle Mittel und Hülfsquellen zur Durchführung seiner Unternehmungen zu entdecken und zu handhaben, jeden Hebel am rechten Ort anzusetzen verstand, war er bewunderungswürdig. Dabei besaß er die herzgewinnende Gabe, durch wohlgewählte Worte den Werth seiner Bewilligungen und Huldbezeigungen zu erhöhen.

Diesen lichten Seiten steht nun aber im Schicksalsbuche Frankreichs eine lange Reihe dunkler Blätter gegenüber. Seinen übermäßigen Aufwand für Bauten und seine ungerechten Kriege hat Ludwig in seinen letzten Lebenstagen bereut. Daß er in autokratischer Willkür den wirtschaftlichen, von ihm früher so hoch

gehobenen Erwerb der Nation vergeudet hatte und seinen Nachfolgern eine so erdrückende Schuldenlast, mit einem verarmten Lande, hinterließ, darüber trauerte er; doch meinte er: Privatpersonen schulde er keinen Ersatz; bezüglich der Restitution, die er dem Königreiche schulde, verlasse er sich auf Gottes Barmherzigkeit. Die Beraubung seiner protestantischen Unterthanen, deren Vermögen in seine Kasse geflossen, scheint er noch auf dem Todesbett für vollkommen gerechtfertigt, durch die gute Absicht, gehalten zu haben.

Schon vor dem Ausbruch des letzten Krieges war Frankreich durch die mannigfaltigsten Erpressungskünste, wie sie nur finanzieller Scharfsinn zu ersinnen vermochte, ausgesogen und, mit Ausnahme des Klerus, in allen Klassen verarmt. Nach Fénelon's Aeußerung mußte jeder von des Königs Gaben leben, da der Wohlstand des Landes ganz zerstört sei. Ein solcher Zustand war nur möglich, weil die Kasse des Landes und die des Landesherrn nicht getrennt waren. Ludwig, seiner Ueberzeugung nach der einzige Eigenthümer von ganz Frankreich, und berechtigt, die Abgabenschraube ohne Ende zu drehen, hatte allmählich die Zahl der an den Staat zu entrichtenden Gebühren und Tribute bis auf 10 000 vermehrt. Bei einer Schuldenlast von zwei Milliarden hatte sich die Bevölkerung um mehrere Millionen verringert; im Jahre 1700 war sie bis auf 19 Millionen zurückgegangen. Die Reste der Armee waren im eigenen Lande zu räuberischen Horden ausgeartet. Eine Hungersnoth folgte auf die andere. Der Absolutismus hatte seine Schranke in dem Geldmangel gefunden, und Ludwig mußte, gleich anderen absoluten Monarchen, die Erfahrung machen, daß eben diese Machtfülle mit der Ohnmacht, wirkliche Reformen durchzuführen und ein gesunkenes Reich wieder aufzurichten, zusammenfalle, daß Reformen nur möglich seien mit noch lebenskräftigen Institutionen und tüchtigen Männern. Frankreich aber besaß weder diese noch jene. Zudem ward dem König vieles, aus Rücksicht auf sein Alter und um ihm Kummer zu ersparen, verheimlicht; von seinen späteren Ministern, die, höchstens mittelmäßige Geschäfts-

männer, mit einem Lionne, Colbert, Louvois nicht mehr zu vergleichen waren, besaß keiner eine Uebersicht über das Ganze; man fühlte mehr und mehr, daß der Steuermann dem Staatsschiffe fehle. Die Centralisation, indem sie alle Richtungen und Thätigkeiten des socialen Lebens umspannte, hatte jedermann gewöhnt und genöthigt, alles von der Regierung zu erwarten und zu begehren; damit hatte sie den Geist der Initiative und Selbsthülfe unterdrückt, und stand selbst rathlos und machtlos vor der Größe des Uebels.

Den Adel hatte Ludwig in Versailles, durch den übermäßigen ihm auferlegten Aufwand, erst arm gemacht, dann durch Pensionen in völlige Abhängigkeit versetzt und zum Palastgesinde degradirt; dabei aber waren demselben jene zahlreichen, für das Volk lästigen und gehässigen Privilegien geblieben, an denen er später zu Grunde ging.

Der französischen Kirche, die der König so hoch gehalten, so sorgfältig gepflegt, in der wohlwollendsten Absicht zugleich beherrscht und verwaltet hatte, hinterließ er als Vermächtniß den Eris-Apfel der Unigenitus-Bulle und des zu ihrer Durchführung geübten Zwanges; sie war damit bis in's innerste Mark hinein vergiftet, eine Kluft zwischen Klerus und Laien, ein immer wieder neu ausbrechender Kampf zwischen den Bischöfen und Parlamenten, zwischen diesen und den Ministerien war vorbereitet, Zerrüttung und Auflösung in jene geistlichen Körperschaften hineingetragen, welche bisher Zierden der Kirche gewesen. Der Klerus wurde durch das von ihm und an ihm geübte und fortan beibehaltene Zwangs- und Unterdrückungs-System ernsten Studien mehr und mehr entfremdet, immer wissensscheuer, und versank in einen Zustand geistiger Impotenz, welcher ihn völlig unfähig machte, den literarischen Kampf mit den mächtig vordringenden religionsfeindlichen Bestrebungen der Laienwelt aufzunehmen.

Die Parlamente waren erbittert über die zuletzt ihnen angethane Schmach, als der König die Legitimation seiner Bastardsöhne von ihnen erzwang, — zugleich begierig, aus ihrer politischen Nichtigkeit sich wieder zu erheben. Dazu gab ihnen Ludwig selbst die

willkommene Gelegenheit, durch sein Testament, welches sofort nach seinem Tode von ihnen cassirt wurde. Der König hatte seinem Neffen nur die beschränkte Vorstandschaft eines Regentschaftsrathes zugedacht, das Parlament von Paris aber proclamirte denselben als alleinigen, unumschränkten Regenten.

Die Beamtenwelt litt an unnatürlicher Ueberfülle und vermehrte den allgemeinen Krankheitszustand des Staatswesens. In drängender Geldnoth hatte Ludwig eine Unzahl neuer, meist überflüssiger Aemter und Stellen geschaffen, um sie zu verkaufen und bei jeder Erledigung von neuem bezahlen zu lassen. Das reichte bis in die Dörfer hinein, denn selbst die sonst durch Wahl besetzten Municipalstellen wurden nun verkauft, und erstickte alles, was noch von Selbstverwaltung und Gemeinsinn im Volke übrig war; dem Kauf der Stelle entsprach der Verkauf der Amtshandlungen. Der gleichzeitige Verkauf von Adelstiteln war augenblicklich einträglich, minderte aber die Steuerzahler und mehrte die Aemter-Suchenden, und damit die Zahl der abhängigen, knechtisch gesinnten Menschen, welche, in die zum Ungeheuer angewachsene Verwaltungsmaschine sich eindrängend, diese unübersehbar und unlenkbar machten. Es ist ein Zeichen nationaler Tüchtigkeit, daß nicht geradezu orientalische Zustände auf diesem Wege in Frankreich herrschend wurden.

Vielfach hat man die Sittenverfeinerung, die elegante Lebensverschönerung, die vornehme Glätte gerühmt, welche an Ludwig's Hofe geherrscht haben; von da aus habe sich, meint man, ein sänftigender und das Leben genußreicher machender Einfluß über die Nation verbreitet. Das Wahre hieran wird sehr beschränkt durch die Thatsache, welche, nach so vielen neuen Veröffentlichungen und im Zusammenhalt der Saint-Simon'schen Mittheilungen mit den Briefen der Herzogin von Orleans und der Maintenon, keinem Zweifel mehr unterliegt, daß dieser Hof eine, mit dem Firniß der Etikette überzogene Brutstätte aller Laster war. In einem Aufsatz Fénelon's vom Jahre 1714 heißt es: „Die gegenwärtigen Sitten der Nation versetzen Jeden in die stärkste Versuchung, sich

dem Stärksten anzuschließen, durch alle Gattungen von Niederträchtigkeit und Feigheit, durch Schandthaten und Verräthereien." Dieser Zustand des Hofes war für die Mittelklassen in Frankreich verführerischer und schädlicher, als es die gleichzeitig am Hofe Karl's II. in London herrschende Corruption für das englische Volk war, weil dieses, in seiner großen Mehrheit, um den Hof sich nicht kümmerte, während der französische Königscult alles, was vom Hofe und aus der Nähe des großen Königs kam, als mustergültig und nachahmenswerth hinnahm.

In diesem Reich allmächtiger Willkür gewöhnte man sich, wenig oder nichts vom Rechte, vom beharrlichen Fleiß, — alles von der Gunst, von der Intrigue zu erwarten. Edelleute, wie der Graf Grignan, der Schwiegersohn der Madame de Sévigné, trugen kein Bedenken, ihre Frauen an den Hof zu schicken, um ein Geldgeschenk oder eine Pension vom Könige zu erbitten. Und auch die Heuchelei war ein viel gebrauchtes Mittel des Emporkommens oder Vorrückens geworden, seit Ludwig — zuerst im Jahre 1684 — erklärt hatte, daß er seine Gunst nach der Theilnahme an den Cultushandlungen bemessen werde. Um so rascher und vollständiger war dann der Rückschlag und Umschwung unter der Regentschaft.

Die vorhin erwähnte Frage, ob Ludwig XIV. die Revolution mit dem Sturze des Königthums verschuldet habe, muß demnach richtiger so gestellt werden: war es für die Gewalthaber nach ihm noch möglich, die Revolution zu vermeiden? — So gestellt muß sie aber geradehin bejaht werden. Es wäre möglich, auch nicht allzuschwer gewesen, — wenn, statt seines Neffen, seines Urenkels und Ludwig's XVI., drei tüchtige und einsichtsvolle Monarchen nach einander dort gewaltet hätten. Freilich wäre dieß ein Phänomen gewesen, wie es in der Geschichte der Dynastien nur äußerst selten vorgekommen ist. Und an den Verirrungen und Lastern seines Neffen war Ludwig, der diesem lange Unthätigkeit und eine Zwangsehe auferlegt hatte, nicht ohne Schuld.

Vernehmen wir zum Schlusse noch zwei Stimmen von Zeit-

genossen, zwei Männern, welche, grundverschieden von einander in Nationalität, Stand und Sinnesweise, beide aber zu den Geistesgrößen des Jahrhunderts zählend, die schärfste Kritik an Ludwig's Handlungen geübt, seine Politik im Ganzen verurtheilt haben. Der eine ist Leibniz, der getreue, aber immer vergeblich warnende Eckart der Deutschen, er, der mit so klarer Einsicht und warmer Beredsamkeit sein Volk zum einträchtigen, bewaffneten Widerstand gegen den westlichen Feind aufgerufen hatte. Sein im Jahre 1698 über den König gefälltes Urtheil lautet folgendermaßen: „Dieser große Fürst ist selbst das größte Wunder unseres Jahrhunderts, um das uns die Nachwelt beneiden wird. Ich meine hier nicht, was er im Staatswesen und im Kriege geleistet, sondern was er für die Wissenschaften thut, würde ihn allein schon unsterblich machen. Ich brauche ihn nicht weiter zu beschreiben, er ist zu einzig und zu bekannt. Glück und Verdienst vereinigen sich bei ihm auf's überraschendste. Nachdem er überall gesiegt und im eigenen Lande Ruhe und Ueberfluß geschaffen hat, bleibt ihm nicht allein nichts mehr zu fürchten, sondern er ist auch im Stande, alles für das Wohl der Menschheit zu thun. Sein guter Wille ist seiner Macht gleich, und schon die Menschenliebe, um vom Ruhm nichts zu sagen, treibt ihn, für die Erleichterung der menschlichen Leiden bis in's Kleine zu sorgen. Es ist das so ruhmvoll, als seine kriegerischen Eroberungen." Leibniz wünscht dann noch, daß der Himmel fortfahre, Ludwig zu begünstigen und ihn Europa in langem Genuß des glücklichen Friedens erhalten lasse, mit welchem er seine wunderbaren Unternehmungen gekrönt habe. — Der Deutsche hat freilich den inneren Zustand Frankreichs nicht gekannt, sonst würde er, im Jahre 1698, gewiß nicht von einem durch den König geschaffenen Ueberfluß geredet haben! Man erkennt aber den Eindruck, welchen Ludwig's Persönlichkeit auch da hervorbrachte, wo man das Schlimmste von ihm hatte erdulden müssen.

Der zweite Zeuge ist der Herzog von Saint-Simon. Abgesehen von dem urkundlichen Material ist bekanntlich sein großes Memoirenwerk die reichhaltigste und am meisten benützte Quelle

für die persönliche Geschichte Ludwig's, seines Hofes und der bedeutendsten ihn umgebenden Männer und Frauen. Er ist ein unübertrefflicher Portraitmaler und Darsteller von Hofscenen. Nicht mit Unrecht nennen ihn die Franzosen den Tacitus ihrer Literatnr. Er ist nicht frei von Irrthümern, von phantasiereichen Ausmalungen, von Vermuthungen, die sich als Thatsachen geben, von Standesvorurtheilen; Haß und Klatschereien haben seine Feder zu vielen Ungerechtigkeiten verleitet. Sein Werk hat, seit es bekannt geworden, nicht wenig dazu beigetragen, daß sich in ganz Europa das Urtheil über Ludwig im Allgemeinen ungünstiger gestaltet hat, als es nach Voltaire's bekanntem Werke gelautet hatte. Nun ist aber vor zwei Jahren ein anderes, bisher verborgenes Werk Saint-Simon's, eine Parallele Heinrich's IV. und der beiden Ludwige, erschienen. Hier rühmt er an Ludwig XIV. seine Güte und Frömmigkeit, seinc aufrichtige Liebe der Gerechtigkeit und Wahrheit, seine Seelenstärke und seinen Muth; er bewundert an ihm die echte und einfache Großherzigkeit, die demüthige und majestätische Resignation, mit welcher Ludwig die herben Schicksalsschläge seiner letzten Jahre und das Herannahen des Todes bis zum Ende ertragen habe; worauf er dann die Schattenseiten im Thun und Lassen des Königs der Maintenon und dem Bastard du Maine zur Last legt.

Wir Deutschen wollen doch nie vergessen, daß jene reiche classische Literatur, welche im Schatten von Ludwig's Thron, von ihm gepflegt und theilweise hervorgerufen, aufblühte, für unsere Väter eine bei der eigenen Armuth kaum zu entbehrende Quelle der Bildung war. Sie folgten einem richtigen Gefühl, indem sie, in diese Schule eintretend, den Franzosen nachzueifern begannen und von ihnen Formgewandtheit, Klarheit des Ausdrucks, Reinheit der Sprache sich aneigneten. Die Behandlung, welche Deutschland von Ludwig erlitten hat, der Raub deutschen Gebietes sollen uns nicht abhalten, die Lichtseiten in seinem Wesen und Thun anzuerkennen und mildernde Umstände für manche seiner Thaten gelten zu lassen! Das Jahr 1870 hat uns die Uebung dieser Pflicht in nicht geringem Maße erleichtert!

XII.

Die einflußreichste Frau der französischen Geschichte.*

Die Bemerkung ist vorlängst schon gemacht worden, daß es, nach dem Zeugnisse der Geschichte, den Frauen — den in Frankreich geborenen oder dahin verpflanzten — gelungen ist, die Wirkungen des salischen Gesetzes in gewissem Sinne zu nichte zu machen. In keinem anderen Lande haben die Frauen so tief und wirksam in das politische Leben eingegriffen, wie in Frankreich. Verwunderung kann das nicht erregen, falls die geistreiche Verfasserin der „Pariser Briefe von 1844", Mad. Emilie de Girardin, ihr Geschlecht richtig gezeichnet hat: Ehrgeiz, sagt sie, sei das ganze Leben der Französinnen; von Gewicht und Einfluß sein, sei der Inhalt ihrer Träume. Wie sollten sie auch nicht in Staatsangelegenheiten sich mischen oder sogar derselben sich zu bemächtigen streben, wenn es der Französin überhaupt eigen und von männlicher Seite ihr zugestanden ist, in Familie und Gesellschaft zu herrschen! Als Bonaparte 1795 nach Paris kam, äußerte er: hier nur verdienten die Frauen das Steuer zu führen; die Männer dächten nur an sie, lebten nur durch und für sie; eine Frau müsse sechs Monate in Paris gewesen sein, um zu wissen, was ihr zukomme und wie sie zu herrschen vermöge. Und das war unmittelbar nach der Sturmzeit des Schreckens, als der Hof, bis dahin vorzugsweise der Schauplatz weiblicher Macht und

* Erweitert aus einem in der Festsitzung der Münchener Akademie am 29. März 1886 gehaltenen Vortrag.

Hegemonie, gestürzt, zerstreut, in's Ausland entwichen war. Die französischen Frauen verstanden eben die ihrem Geschlechte eigenthümlichen Waffen, die edlen wie die unedlen, besser zu handhaben als andere, und ein Ehrgeiz, welchem nicht mit Huldigungen und Ehrenbezeigungen, sondern nur mit wirklicher Macht gedient ist, war häufiger als irgendwo an ihnen bemerkbar.

Die Reihe jener Königinnen, welche als Wittwen und Regentinnen zu herrschen verstanden, eröffnet die Mutter Ludwig's IX., Blanca von Castilien, welche, mit männlicher Energie, einen siebenjährigen Kampf gegen die großen Vasallen des Reiches glücklich bestand, aber freilich auch ihren Ruf durch die Theilnahme an den Albigenserkriegen verdunkelte, und sich als Werkzeug zur Begründung der Inquisition in Frankreich gebrauchen ließ.

In der verworrensten und trostlosesten Periode der französischen Geschichte, als das Königreich der Auflösung zu verfallen schien und, unter dem blödsinnigen Könige Karl VI., die Prinzen- und Adelsparteien sich und das Land zerfleischten, treten in schroffem Gegensatz, wie Licht und Finsterniß, zwei Frauengestalten uns entgegen. Die eine ist die Gattin dieses Königs, Isabella von Bayern, ein schamlos wollüstiges und bösartiges Weib und eine unnatürliche Mutter, die den eigenen Sohn seines Thronrechtes zu berauben und die Krone, mit der Hand ihrer Tochter, dem König von England zu überliefern unternahm. Die andere ist ein Mädchen aus dem Volke, von reinem Wandel und heroischem, visionär gesteigertem Gottvertrauen, welche mit zündender Begeisterung ihren verzagenden Landsleuten wieder Selbstvertrauen gab und den Fall der Fremdherrschaft vorbereitete.

Mit dem Tode Ludwig's XI. beginnt in Frankreich ein wachsender politischer Einfluß der Frauen, welcher wiederholt zur völligen Herrschaft wird; überhaupt dürfte man die ganze Periode von 1483 bis 1590, mit Abrechnung der Zeit Ludwig's XII., als den Zeitraum der Weiber- und Günstlingsherrschaft bezeichnen. Die Könige sind theils Schattengestalten, theils werden sie von klügeren Frauen geleitet, oder von Buhlerinnen mißbraucht und

ausgebeutet, oder endlich von männlichen Günstlingen beherrscht. Während der Jugendjahre Karl's VIII. war es seine ältere, übrigens erst 22jährige Schwester, Anna de Beaujeu, welche die Regierung führte. Sie schien den politischen Verstand ihres Vaters, Ludwig's XI., geerbt zu haben und erwarb sich, ohne durch Gesetz oder Stände dazu berufen zu sein, Anerkennung durch die Einsicht und Kraft ihrer Verwaltung.

Ganz entgegengesetzt war das Gebahren der Mutter Franz' I., Louise von Savoyen, welcher dieser König wie mit verbundenen Augen folgte, zum Unheil für sich und noch mehr für Frankreich. Das Wirken dieser habgierigen, verschwenderischen und rachsüchtigen Frau — man denke an den Connétable Bourbon — war stets ein der Nation feindliches, und neben ihr halfen die Favoritinnen des Königs, die Gräfin Chateaubriand und die Herzogin von Etampes, das Unheil vergrößern. „Die Weiber machten alles", sagt Tavannes, „auch die Generale", — auch die Bischöfe, seit dem Concordat und zum Theil schon vorher, hätte er hinzusetzen können!

Heinrich II., Franzens Sohn und Nachfolger, lag bis zu seinem Tode in den Banden einer bereits 48jährigen Wittwe, Diana von Poitiers, die er zur Herzogin von Valentinois machte. Er ließ sie im Gemeinwesen völlig frei gewähren, sie verfügte über den Staatsschatz, wie über weltliche und geistliche Würden, und umgab sich auch mit dem Glanze der Macht. Sie war es, welche dem lothringischen Hause der Guisen die Bahn zur künftigen Herrschaft ebnete, wie sie denn auch erfolgreich bemüht war, Protestanten auf den Scheiterhaufen zu bringen.

Mit der Medicäerin Katharina drangen italienische Elemente der schlimmsten Art in die Hofkreise ein. Katharina besaß den politischen Instinct der damaligen Italiener, sie kam aus der in ihrer Familie heimisch gewordenen Schule Machiavelli's; daß um der Herrschaft willen alles erlaubt sei, war medicäischer Grundsatz. Mehrere gleichgesinnte Landsleute folgten ihr nach Paris und wurden von ihr zu den höchsten Aemtern erhoben, wie Birago,

der, zur Belohnung für seine Mitwirkung bei dem Blutbade von 1572, zum Kanzler und zum Cardinal erhoben ward. Von Morgen bis Abend pflegte Katharina, wie man gesagt hat, dreimal ihre Meinung zu wechseln. Astrologischem Wahn und allerlei heidnischem Aberglauben ergeben, füllte sie, auf der Bahn ihres Schwiegervaters Franz fortwandelnd, den Hof mit einer Schaar in allen Buhlkünsten geübter Weiber, die ihr als Werkzeuge der Herrschaft dienen mußten. Bekannt ist, daß Plan und Ausführung der Bartholomäusnacht ihr zumeist angehören.

Nicht minder verhängnißvoll wurde für Frankreich eine andere Tochter des toscanischen Fürstenhauses, Maria, die Gemahlin Heinrich's IV. und Mutter Ludwig's XIII. Verschwenderisch, Sklavin ihrer Leidenschaften, abergläubig, mit sich selbst und ihrem Putze fortwährend beschäftigt, mißtrauisch und dann wieder Schmeichlern vertrauensvoll sich hingebend, machte sie die Zeit ihrer Regentschaft zu einer Unglücksperiode für Frankreich. Als die Tochter einer österreichischen Erzherzogin, stürzte sie das politische System ihres Gemahls und strebte, Frankreich in Abhängigkeit von Spanien zu versetzen. Als ihr Sohn die Regierung an sich genommen, suchte sie ihm überall Feinde zu erwecken, bewaffnete den eigenen Bruder und die Gattin gegen ihn und verbitterte sein ganzes Leben. Stark und beharrlich im Hasse, wechselnd und launenhaft in der Neigung, bot sie alles auf, den dem Könige unentbehrlichen Cardinal Richelieu zu stürzen, obgleich sie selber diesen zuerst emporgehoben und in den Staatsrath eingeführt hatte; sie zettelte wiederholt Verschwörungen an, und starb endlich, unausgesöhnt mit ihrem Sohne, ein Opfer der eigenen Verblendung, auf fremder Erde.

Noch einmal sollte Frankreich erfahren, was Weiberherrschaft, im Namen eines absoluten Königthums geführt, zu bedeuten habe, und welche Gefahren und Katastrophen weibliche Einmischung in die Politik nach sich ziehe.

Indem die Königin Anna, als Regentin für ihren minderjährigen Sohn, den Italiener Mazarin zum allgebietenden Minister

machte, folgte sie zugleich einem Zug ihres Herzens, — denn er hatte ihre Liebe gewonnen, — aber auch einer staatsklugen Berechnung, denn sie wollte einen Fortsetzer des Richelieu'schen Systems, einen Mann, der, frei von Parteifesseln, nur von ihr abhänge, nur ihr diene, ihr die Last der Geschäfte abnehme und doch das Bewußtsein schrankenloser Macht erhalte. Der fremde Günstling ward gehaßt und beneidet wie Richelieu, aber nicht so gefürchtet wie dieser. Vier Parteien, die sich gegen ihn erhoben, stürzten das Land in drei Bürgerkriege, zogen demselben eine spanische Invasion zu und ein Blutbad im Stadthaus zu Paris, in Folge dessen 150 Leichname in die Seine geworfen wurden. Ein chaotisches Wirrsal von körperschaftlichen und persönlichen Interessen und Bestrebungen entstand. Für Männer wie Retz und Condé handelte es sich bloß um Stellenwechsel und Machtbesitz.

Von größerer Bedeutung war der Versuch des Parlaments, sich zum stehenden Vermittler zwischen dem Königthum und der Nation zu machen und der Willkürgewalt der Krone gesetzliche Schranken zu setzen. Von den sich einmischenden Frauen sagte Mazarin: drei seien darunter, von denen jede im Stande sei, ein Königreich zu regieren oder zu verwirren. Doch Mazarin verstand es, Weiber mit Weibern zu bekämpfen, sie zu entwaffnen oder mit Geld und Stellen zu erkaufen. Zuletzt löste sich alles in Anarchie und Hochverrath auf, nämlich in ein Bündniß mit dem spanischen Erbfeind. Mazarin vergoß kein Blut, war aber unerschöpflich in List und Bestechungsmitteln, und das absolute Königthum ging erstarkt und gefestigt aus diesen Anfechtungen hervor.

Ludwig XIV. hatte, durch die Schuld seiner Mutter und des Cardinals Mazarin, eine sehr fehlerhafte und unzureichende Erziehung erhalten. Nichts von Belang hatte er gelernt. Weder Neigung zur Lectüre, noch Interesse an Studien hatte man in ihm geweckt. Seine Unwissenheit machte ihn abgeneigt, mit wissenschaftlich gebildeten Männern zu verkehren. Von Kindheit an überwiegend an weibliche Gesellschaft gewöhnt, behielt er bis in

sein Alter das Bedürfniß, sich von Frauen umgeben und auf seinen häufigen Wanderungen begleitet zu sehen. Seiner ersten ernstlichen Neigung, der Maria Mancini, Nichte des Cardinals, hatte er entsagen müssen. Das Fräulein de la Motte d'Argencourt hatte man von ihm zu trennen und in einem Kloster unterzubringen gewußt. Aber bald nach seiner Ehe mit der nie geliebten Tochter Philipp's IV. eröffnete sich die Reihe jener Frauen und Mädchen, welchen, zum Theil gleichzeitig, Ludwig's Gunst sich zuwandte: die Vallière, die Montespan, die Fontanges, die Soubise, dazwischen andere nicht oder wenig genannte. Anfänglich diese Verbindungen geheim haltend, begann er allmählich, erst am Hofe, dann ohne Schranke, mit Pomp und Schaugepränge, wie um dem Urtheile der Welt Trotz zu bieten, seine Geliebten mit sich herumzuführen; er gab diesen das Schauspiel von Festungsbelagerungen und Städtebeschießungen, er gestattete ihnen verschwenderischen Aufwand, sah mit Wohlgefallen die ihnen gewidmeten Huldigungen, hielt aber dabei fest an der Regel, ihnen keinen Einfluß auf Staatsgeschäfte zu gestatten.

Da trat Francisca d'Aubigné in seinen Gesichtskreis, bald auch in seinen Lebensgang ein, und diese, anfänglich wenig von ihm beachtete Frau, um drei Jahre älter als er, nahm — erst nur neben anderen, dann ausschließend — ruhig, langsamen aber sicheren Schrittes, mit still wachsender, unaufhaltsamer Macht, Besitz von Kopf und Herz des Monarchen, wurde ihm unentbehrlich, und von da an hat kein anderes Weib mehr seine Neigung gewonnen.

Diese außerordentliche Frau, vor 166 Jahren gestorben, lebt fort in den welthistorischen Folgen ihres Wirkens; sie hat, wie während ihres Lebens, so auch nach ihrem Tode, in der Geschichte, auf alle, welche ihr näher getreten sind, eine mächtige Anziehungskraft geübt und übt sie fortwährend. Gleichwohl gibt es kaum eine andere ihres Geschlechtes, welche im Leben und nach ihrem Tode so entstellt und mißhandelt, so mit Unglimpf überschüttet worden wäre, wie dieß ihr widerfuhr. Und immer noch,

bis in unsere Tage herein, ist das Urtheil der Geschichtskundigen über sie, in Deutschland wie in Frankreich, ein zweifelhaftes, unsicher hin und her schwankendes; kurz, sie ist noch immer ein geschichtliches Räthsel. Dieses Räthsel einigermaßen zu lösen, bisher unbeachtete, aber lehr- und aufschlußreiche Seiten ihres Lebens hervorzuziehen, eine Correctur des häufig von ihr aufgestellten Bildes durch richtigere Vertheilung von Licht und Schatten zu geben, — dieß und nicht etwa eine Apologie ihres Thuns und Lassens zu liefern, ist meine Absicht. Selbstverständlich sind einzelne apologetisch klingende Andeutungen damit nicht ausgeschlossen.

Aus dreifacher Quelle sind die zahlreichen Entstellungen ihrer Geschichte und die ungünstigen Urtheile über sie hergeflossen. Die erste sind die Veröffentlichungen von La Beaumelle, welcher zuerst, vor etwa 150 Jahren, eine ausführliche Geschichte der Dame geschrieben und einen großen Theil ihrer Briefe herausgegeben hat. La Beaumelle war ein dreister, gewissenloser Fälscher; er hat eine Menge von Briefen erdichtet, viele andere verstümmelt und besonders durch eingeschobene Zusätze entstellt. Dieß ist schon früher geahnt, erst in jüngster Zeit von Lavallée, der alle Originale in Händen hatte, evident nachgewiesen worden. Dabei hat sich gezeigt, daß gerade diejenigen Stellen, die man am häufigsten als charakteristisch für ihr Wesen und Treiben angeführt und der Schilderung ihrer Persönlichkeit zu Grunde gelegt hat, erdichtet sind. Der Beweis ist seit 1866 geliefert; gleichwohl werden sie, diesseits wie jenseits des Rheins, noch immer beharrlich angeführt; die Dame muß sich noch immer nach diesen Citaten beurtheilen, verdammen lassen. Denn La Beaumelle hat seine Fälschungen meist in der Absicht sich erlaubt, Frau von Maintenon als ein stets klug und kalt berechnendes, gefallsüchtiges Weib erscheinen zu lassen, welches mit feiner Kunst die Frau von Montespan allmählich zu verdrängen und sich an deren Stelle zu setzen verstanden habe. Indem er ferner Briefe von ihr an die berüchtigte Ninon de Lenclos erdichtet, soll die von den Zeitgenossen sonst

bezeugte Unbescholtenheit ihres früheren Lebens verdächtigt werden. Häufig läßt er sie in seinen Fictionen wie eine Pariser Dame von 1750, in halb leichtfertiger, halb sentimentaler Manier, reden; er will seinen Zeitgenossen den Trank, den er ihnen vorsetzt, durch Beimischung von Alkohol mundgerechter machen. Es wird wohl noch geraume Zeit währen, bis die unechte, aber in dieser Maske nun einmal stereotyp gewordene Maintenon aus der Geschichte und Literatur verschwinden wird. Denn selbst unsere bewährtesten Historiker lassen sich durch dieses Irrlicht noch immer verleiten; nicht einmal Ranke hat sich frei davon erhalten. Auch das große Werk des Herzogs von Noailles über die Maintenon ist durch beharrlichen Gebrauch der erdichteten Briefe und Interpolationen stark verunstaltet. Und obgleich nun seit zwanzig Jahren ihre Correspondenz bis zum Jahre 1701 in echter Gestalt vorliegt, gebricht es auch in den jüngsten Jahren und bis heute nicht an neuen Büchern, in denen die La Beaumelle'schen Fictionen immer wieder vorgeführt werden.

Inzwischen hat die Aufdeckung der von La Beaumelle so weit getriebenen Fälschung, der Zeit nach zusammenfallend mit der Verfertigung einer Menge von falschen Autographen, namentlich von Briefen der Königin Marie Antoinette, in Paris die hyperkritische Neigung erweckt, auch die von Lavallée neu veröffentlichten Briefe der Maintenon für unecht zu erklären. Grimblot, der dieß unternahm,[1]) baute seine Hypothese auf vermeintliche Widersprüche zwischen den Angaben in diesen Briefen und den

[1]) Les faux autographes de Madame de Maintenon. Paris 1867. Ein deutscher Beurtheiler in v. Sybel's „Historischer Zeitschrift", XVIII, 231, meinte sofort, Grimblot habe die Falschheit in völlig überzeugender Weise dargethan. Aber seit der Untersuchung von Geffroy in der „Revue des deux mondes", 1869, Bd. 79, S. 302 ff., wird kaum Jemand mehr an der Echtheit der fraglichen Briefe zweifeln. Das Gepräge des Maintenonschen Geistes und der Lage, in der sie sich befand, ist ihnen unverkennbar aufgedrückt. Geffroy bezeugt noch besonders, nach sorgfältiger Vergleichung der Originale, daß Lavallée sich nie durch unechte Stücke habe täuschen lassen.

gleichzeitigen in Dangeau's Tagebuch. Die Widersprüche ergaben sich aber nur in Folge einer willkürlichen, erst von späteren Händen und mitunter auch von Lavallée beigefügten Datirung der ursprünglich undatirten Briefe. Die Annahme, daß erst vor einigen Jahren die Briefe erdichtet worden, erweist sich überdieß schon durch die Beschaffenheit des in der Bibliothek des Herzogs de Mouchy befindlichen Manuscripts als völlig unhaltbar.

Nächst La Beaumelle ist es in Frankreich der Herzog von Saint-Simon, welcher vorzugsweise die Urtheile über Frau von Maintenon getrübt und irre geleitet hat. Dieser große Meister in der Kunst des Erzählens und Charakterschilderns, weit jünger als sie, ist ihr persönlich nie oder fast nie nahe gekommen. Er haßte sie, weil sie, nach seiner Anschauung, mit unsittlicher Dreistigkeit in eine ihr nicht geziemende, die Hierarchie des Hofsystems zerrüttende Stellung sich eingedrängt und dadurch den König vor den Augen von ganz Europa herabgewürdigt habe. Er haßte sie zweitens, weil er in ihr die Erzieherin und Gönnerin der von ihm so gründlich verabscheuten legitimirten Prinzen sah. Daß nun Unglimpf, boshafter Klatsch und Verläumdung sich an die Fersen einer so allgemein beneideten und in ein Geheimniß gehüllten Frau heftete, — einer Frau, die so viele Wünsche und Bitten versagen mußte — ist selbstverständlich. Saint-Simon war da, wo er haßte, für solche, in der giftigen Atmosphäre von Versailles ausgebrütete, von Zofen und Kammerdienern ausgemalte und herumgetragene Sagen und Gerüchte sehr empfänglich, und wie unzuverlässig er gerade in der Geschichte der Maintenon sei, haben bereits Chéruel und Ranke nachgewiesen.

Zu den beiden falschen oder unsicheren Zeugen ist nun ein für Deutschland scheinbar sehr gewichtiger, dritter hinzugekommen: die Briefe der Herzogin von Orleans, Elisabeth Charlotte; sie sind es, welche bei uns das Urtheil über Frau von Maintenon großentheils beherrscht haben und noch immer eine gerechtere Auffassung verhindern. Diese pfälzische Prinzessin war, ohne es sicher zu wissen, die Schwägerin der Frau von Maintenon; beide Frauen

lebten dreißig Jahre neben einander, in häufiger Berührung, und doch innerlich, bei der Grundverschiedenheit ihrer Charaktere, einander völlig fremd. Gleich fast allen nach Frankreich verheiratheten deutschen Fürstentöchtern war Elisabeth Charlotte tief unglücklich; ihr Gemahl, des Königs jüngerer Bruder, war eine Copie des letzten Valois, Heinrich's III., weibisch, putzsüchtig und lasterhaft wie jener, dazu in völliger Abhängigkeit von unwürdigen Günstlingen, denen er gestattete, seine Gattin zu quälen, zu verfolgen. Es ist unendlich viel an ihr gesündigt worden, nicht ohne Mitschuld des Königs; aber sie suchte und fand eine andere Persönlichkeit, auf welche sie die Verantwortung und den in ihr geweckten Haß übertragen konnte: das war Frau von Maintenon. Ihre Aeußerungen über ihre Schwägerin sind voll von Widersprüchen und handgreiflichen Unwahrheiten. Sie stellt diese dar als eine Furie in Menschengestalt, eine Mörderin und Giftmischerin, die nach allen Seiten hin nur Unheil und Zwietracht säe; als eine Heuchlerin, welche dem Dauphin Maitressen zugeführt habe. Die Maintenon hat die Dauphine — die bayerische Prinzessin — durch deren Geburtshelfer umbringen lassen, hat die von ihr erzogene Herzogin von Bourgogne zur Unzucht verleitet, hat in der Hungersnoth von 1709 das Getreide auf Speculation, um sich zu bereichern, aufgekauft. Sie hat Louvois und den Architekten Mansard vergiftet. Sie ist die Ursache alles über Frankreich gekommenen Unheils. Sie hat noch im Jahre 1719, als sie in Saint-Cyr zurückgezogen lebte, das Schloß von Luneville in Brand stecken lassen, und zwar bloß, weil der Herzog von Lothringen nicht zu den Parteigängern des Duc du Maine gehörte. Desgleichen hat sie von Saint-Cyr aus alle Verschwörungen gegen den Regenten angestiftet oder genährt. — Das alles weiß die Herzogin ganz genau; sie nennt zwar nicht ihre Gewährsmänner, deutet aber noch andere, nicht minder gräßliche Dinge an, von denen sie Kunde habe oder die sie vermuthe.

Hier stehen wir vor einem jener unerforschlichen Abgründe des menschlichen Herzens, welche den Geschichtsforscher zuweilen

rathlos machen. Alles dieß steht in so unbedingtem Widerspruch mit der wirklichen Geschichte und ihren verlässigsten Quellen, daß Niemand mit einer ernsten Prüfung solcher ungeheuerlichen Anklagen seine Zeit wird verschwenden wollen. Saint-Simon's Vorwürfe haben nichts mit dieser Kette von Verbrechen und Gräuelthaten gemein. Diese sind Erzeugnisse des grimmigen Hasses, welchen die Briefe der Herzogin, 35 Jahre lang, wiewohl nicht ohne merkwürdige Unterbrechungen und Wechsel in der Stimmung, athmen. Um so etwas begreiflich zu machen, haben wir zuvörderst zu bedenken, daß die Herzogin in einer moralisch verpesteten Atmosphäre leben mußte, um nicht gänzlich von ihrem Gemahl entfernt zu bleiben; sie mußte die Gesellschaft seiner Günstlinge, eines Chevalier de Lorraine, eines d'Effiat und ihrer Genossen, ertragen, einer Sippschaft, so verrucht, wie sie nur jemals an einem corrupten Hofe sich gefunden. In der Regel zeigt sich Charlotte in ihren Briefen unbefangen, gerechten Urtheils, wohl unterrichtet, keineswegs allzu leichtgläubig oder auf Gehässigkeiten versessen. Ihr Urtheil über die Menschen in ihrer Nähe neigt häufig eher zur sittlichen Indifferenz. Aber wo ihre Leidenschaft sich einmischt, da ist sie sofort bereit, auch aus der unreinsten Quelle oder Pfütze, die sie freilich in ihrer Nähe hatte, boshaften Klatsch und leere Erfindungen prüfungslos sich anzueignen und zu verbreiten. Da sie ihre Abneigung gegen Frau von Maintenon zur Schau trug, so wetteiferte ihre Umgebung, diesem Gefühle willkommene Nahrung zuzutragen. In einer Zeit, in welcher die Vergiftungsprocesse der Brinvilliers und Lavoisin bis in hohe gesellschaftliche Regionen sich verzweigten, in welcher ganze Provinzen viele Jahre lang der Schauplatz arger und spät erst bestrafter Verbrechen des Adels waren, in einer Zeit und an einem Hofe, wo ein Chevalier de Lorraine die Schwägerin des Königs (die Vorgängerin der Charlotte) vergiften und doch von diesem König — mehr als geduldet — begünstigt werden konnte, da begreift man einigermaßen, wie die von jener Rotte befruchtete Phantasie der Herzogin ein solches Gewebe von Schändlichkeiten glaubhaft finden mochte.

Charlotte selbst erwähnt, daß sie sich viele, aber vergebliche Mühe gegeben habe, die Gunst der Maintenon zu gewinnen und in ihren Abendkreis zugelassen zu werden. Sie scheint nicht gefühlt zu haben, wie sehr sie schon durch dieses Geständniß ihre Anklagen entkräfte. Ihr Haß floß vornehmlich aus drei Quellen: aus gekränktem Rangstolz, aus Eifersucht — sie hat selber dem König erklärt, daß sie aus Liebe zu ihm die Maintenon hasse — und aus dem Wahne, daß diese sie bei Ludwig in religiöser Beziehung verdächtige.

An diesem Hofe, an welchem die Länge des Mantelschweifes oder die dreifache Abstufung des Sitzes — Tabouret, Stuhl mit Rücklehne, Lehnsessel — zu den gewichtigsten, ernsthaft erörterten Fragen gehörte, pflegte Charlotte mit argwöhnischer Eifersucht über die Bewahrung der ihr, theils als deutscher Fürstentochter, theils als Schwägerin des Königs, gebührenden Ehrenbezeigungen zu wachen. Und nun mußte sie sehen, daß es, wie sie sagt, selbst für die königlichen Prinzen eine Gunst, für Alle eine Gnade war, der Wittwe Scarron's aufwarten zu dürfen, daß die Prinzessinnen dieser Zofendienste leisteten, während sie, die Herzogin, im Range Allen vorgehend, vereinsamt und vernachlässigt in ihren Gemächern saß.

Es ist offenbar Uebertreibung, wenn sie sagt: „Die Maintenon war absolute Herrscherin über all sein Sinnen und Denken." Wie viel hieran fehlte, wie zurückhaltend Frau von Maintenon oft sein mußte, zeigen unter anderm deren Briefe an Noailles. Der halbe Katholicismus seiner Schwägerin, die Erinnerung daran, daß diese nur aus Zwang übergetreten war, ihre Anhänglichkeit an ihre protestantischen Verwandten und der stete Briefwechsel mit ihnen, ihre unverhohlene Vorliebe für deutsche Sitten, Interessen, Personen, dann so mancher unweibliche Zug ihres Wesens, der Cynismus ihrer Ausdrucksweise in Schrift und Wort, — das alles stieß den König ab, machte seinen Argwohn stets rege, und das Bewußtsein, daß er diese, schon durch seinen Bruder so unglücklich gemachte Frau, zuerst bezüglich der Ansprüche auf die Pfalz,

dann bei der Verheirathung ihres Sohnes, schnöde behandelt und tief gekränkt habe, erweiterte die Kluft. Sie vergab ihm, aber er verzieh ihr nicht, daß er sich so oft und schwer an ihr vergangen hatte. Sie war ausgeschlossen vom Allerheiligsten, wie sie es nennt, das heißt von den Gemächern der Maintenon, wo der König die Abende zubrachte, sie allein von der ganzen Familie, — natürlich genug, da man ihr nicht traute, in kirchlicher wie in politischer Beziehung allzu abweichende Gesinnungen bei ihr voraussetzte, und mit Recht vermuthete, daß sie das in diesem Kreise vernommene ihren Verwandten im Norden, z. B. der Kurfürstin Sophie von Hannover, der natürlichen Gegnerin der englisch-französischen Politik, mittheilen werde. Man wußte, daß sie ganze Tage mit Briefschreiben zubringe. Dazu kam noch, daß, wie sie klagt, ihr eigener Gemahl, zeitweise sogar ihr Sohn, sie beim Könige anschwärzten. Sie war von Spionen umgeben, litt an Geldmangel, war verlassen und gemieden, fortwährend in ihren innersten Gefühlen verletzt und gepeinigt; so sammelte sie denn alle ihre Schmerzen und Kränkungen wie in ein Gefäß, welches sie über das verfehmte Haupt der beneideten Frau ausgoß. Sie pflegt dieß in höchst leidenschaftlichen, pöbelhaften Ausdrücken zu thun; es klingt oft, als ob sie beim Schreiben vor Wuth zittere. Die Maintenon dagegen, welche sich überhaupt in ihren Briefen nie ungünstig über andere Frauen äußert, gedenkt der Herzogin nicht oft, aber wenn, dann immer in achtungsvollen Ausdrücken. „Sie hat Eigenschaften, welche sie glücklich machen könnten," sagt sie. „Sie haßt mich," schreibt sie, „aber gleichwohl erweist sie mir mehr Rücksichten, als mir von ihr gebühren." [1]) Charlotte bedurfte eben gar oft ihrer Vermittelung, machte sie zum Organ ihrer Wünsche beim König, und so wechseln bei ihr äußerliche Huldigungen und Annäherungsversuche mit leidenschaftlichen Ausbrüchen des Grimmes und des Abscheus. Sie merkt es nicht, welche Selbstanklage in ihren Berichten liegt, wenn sie bedauert, daß sie

---

[1]) Lettres à Mme des Ursins. I, 291.

sich so viele Mühe vergeblich gegeben habe, die Gunst und Freundschaft der Dame — sie sagt: „ihre Gnade“ — zu gewinnen, derselben Dame, die sie dann wieder als einen jeder Abscheulichkeit fähigen und schuldigen Dämon in Weibesgestalt abmalt. Frau von Maintenon schien ihr alles weggenommen zu haben, worauf sie Werth legte. Vorerst die Liebe des Königs; sie ihrerseits liebte diesen, nach eigenem Bekenntniß, zärtlich; wie einen Vater, sagte sie, — aber dieser Vater war nur 14 Jahre älter als sie, und der schönste, unwiderstehlichste Mann Frankreichs. Einmal, im Jahre 1676, hatte er ihr Gunst gezeigt; später nie wieder. Dann war, seit dem Tode der Königin, Scarron's Wittwe die erste Dame in Versailles; der Hof ehrte sie, — „wie eine Göttin“, sagt Elisabeth Charlotte. Das hätte, bei der Bedeutungslosigkeit der Dauphine, eigentlich ihr zugestanden. Bald gewöhnte sie sich, alles unangenehme, was ihr von Seite des Königs widerfuhr, z. B. Verweise wegen allzu freier Aeußerungen, der verhaßten Nebenbuhlerin zuzuschreiben; denn der König hasse und liebe nur, wie diese es wolle. Während die Maintenon immer wieder der Sklaverei, in der sie lebe, gedenkt, bildet sich Charlotte ein, der eigenwilligste Monarch in Europa sei eine von den Händen seiner Gattin gezogene Drahtpuppe. Daß ihr launenhaftes, vielfach abstoßendes Wesen — ein steter Mißton an diesem Hofe — dem Könige mißfallen haben würde, wenn auch eine Maintenon nicht dagewesen wäre, diesen Gedanken faßte sie nicht. Uebrigens verräth sie selbst die unreine Quelle, aus welcher sie ihre Beschuldigungen schöpfte: es waren die lasterhaften Günstlinge ihres Gemahls, der Chevalier de Lorraine, d'Effiat und deren Genossen, — Menschen, die sie selber verabscheute und denen sie, wenn deren Afterreden einem ihrer deutschen Verwandten gegolten hätten, nicht ein Wort geglaubt haben würde. Aber die Glühhitze ihres Hasses hatte ihren sonst so klaren, gut und scharf blickenden Geist wie versengt, und bezüglich dieser einen Persönlichkeit eine Art Monomanie, einen Heißhunger der Anschwärzung, in ihr erzeugt.

Beim Tode ihres Gemahls, im Jahre 1701, erwies sich

Frau von Maintenon so theilnehmend und dienstwillig gegen sie, daß sich Charlotte, dem Wunsche des Königs und einer augenblicklichen Rührung folgend, mit ihr aussöhnte und in einem nachher an sie gerichteten Briefe, unter Versicherung aufrichtiger Freundschaft, um ihre Rathschläge und Belehrungen bat. Kurze Zeit nachher schrieb sie wieder: „Alle Wohlthaten des Königs gelangen durch Sie an mich, und bald wird meine Freundschaft der Ihnen schuldigen Achtung gleichkommen.“ [1]) Indeß trat bald wieder ein Rückfall in den alten Groll ein, mit den gewohnten Schmähungen, und der Paroxysmus währte mehrere Jahre, bis zur Vermählung ihrer Tochter mit dem Enkel Ludwig's, dem Herzog von Berry, die zum Theil das Werk der Frau von Maintenon war. Nun hieß es wieder: „Sie hat sich in dieser Sache recht wohl gehalten, und ich sage nichts gegen sie.“ Endlich kam des Königs Tod mit dem Testament und dem Sieg ihres Sohnes, als Regent, über den Liebling der Maintenon, den Herzog Du Maine, und obgleich sie der nach Saint-Cyr zurückgezogenen Dame einen Besuch abstattete, verzeichnen doch ihre Briefe wieder einen Ausbruch der alten Erbitterung, mit wo möglich verdoppelter Schärfe, die auch der Tod der Maintenon nicht zu mildern vermochte. Man denkt an den Ausspruch Larochefoucauld's: „Der Neid ist noch unversöhnlicher als der Haß.“

Der Großvater der Frau von Maintenon war einer der berühmtesten Franzosen seiner Zeit: Agrippa d'Aubigné, ein Führer und Vorkämpfer der Reformirten, mit tapferem Schwert wie mit beredter Schrift, ein Freund und Mitstreiter Heinrich's IV. Seinen unwürdigen Sohn, den schon frühe ein Todesurtheil getroffen, hatte vielfach verschuldetes Mißgeschick in den Kerker geführt, und dort, zu Niort, wurde Francisca geboren. Armuth und bittere Noth umgaben sie beim Erwachen ihres Bewußtseins. Sie ward als Kind von ihrem Vater nach Amerika geführt, von der Wittwe

---

[1]) Die Briefe stehen im Journal des Savans, 1861 S. 760.

gewordenen Mutter nach einigen Jahren wieder nach Frankreich zurückgebracht. Bei der Armuth der Mutter nahm eine Tante, Frau von Villette, das Mädchen zu sich und erzog es protestantisch; aber nach einigen Jahren ward Francisca von einer anderen Verwandten in ein Kloster gebracht, wo sie, nach längerem Widerstande, katholisch zu werden sich bequemte. Sie hat später erzählt, daß sie, zwölfjährig, mit der Bibel in der Hand, den Priestern das Geschäft ihrer Bekehrung schwer genug gemacht und erst nach zwei Jahren sich ergeben habe. Als auch ihre Mutter gestorben, stand sie, ein schönes fünfzehnjähriges Mädchen, völlig mittellos, allein in der Welt. Um nicht in's Kloster gehen zu müssen, entschloß sie sich, den burlesken Dichter Scarron zu heirathen. Bei dem Alter und hülflosen Zustand des an allen Gliedern gelähmten Mannes war diese Verbindung nur eine Scheinehe; Francisca diente ihm als Pflegerin zugleich und als Secretär, und er wurde ihr Lehrer; sie verdankte ihm die Ausbildung ihres Geistes und die Kenntniß dreier Sprachen, darunter der lateinischen; dabei genoß sie die Unterhaltung eines Kreises von männlichen und weiblichen Schriftstellern und Literaturfreunden, die sich um den stets heiteren und witzigen Dichter zu versammeln pflegten. Nach einigen Jahren wurde sie durch Scarron's Tod wieder frei. Die junge Wittwe lebte nun geraume Zeit in Paris, in genügsamer Armuth, aber in dem erlesensten Kreise, den die Hauptstadt damals darbot, willkommen und allgemein hochgeachtet. Da bot ihr die Frau von Montespan an, die Pflege und Erziehung der Kinder, welche sie insgeheim dem König geboren hatte, zu übernehmen. Frau Scarron sagte zu, als die von ihr gesetzte Bedingung, daß der König selber ihr diesen Auftrag gebe, erfüllt war, und bezog deshalb ein abgelegenes, einsam stehendes Haus in Paris, wo sie nun in stiller Verborgenheit ihrem Berufe lebte.

Als der König im Jahre 1673 diese Kinder anerkannte und sie in seiner Nähe, in Versailles, erziehen ließ, sah sich Frau Scarron plötzlich an den Hof versetzt, den sie Anfangs sehr anziehend fand. Vom König ward sie geraume Zeit nur wenig

beachtet: er hielt sie für einen etwas eingebildeten Schöngeist; da er aber Zeuge der wachsamen Hingebung war, mit der sie für das Wohl seiner Kinder, besonders seines Lieblings, des kränklichen Duc Du Maine, sorgte, suchte er sie festzuhalten. Indeß die beiden Frauen konnten sich nicht vertragen. Frau Scarron wußte oder glaubte, daß die Montespan, welche allein des Königs Ohr besaß, diesen gegen sie einnehme, als gegen ein launenhaftes Wesen; für die Montespan aber war die Gegenwart einer Dame unerträglich, deren Gedanken über ihr doppelt sträfliches Verhältniß zum König sie auch unausgesprochen genau kannte oder errieth. Francisca fand ihre Lage so peinlich, daß sie geraume Zeit darauf sann, ihre Stellung aufzugeben und den Hof zu verlassen. Aber ihr Beichtvater, Abbé Gobelin, welchem sie in noch vorhandenen Briefen das Peinliche ihrer Lage schilderte, rieth und mahnte auszuharren, um des Guten willen, das sie am Hofe wirken könne. Allmählich fand der König Geschmack an der Unterhaltung mit einer anspruchslosen, feingebildeten Frau; sie zeigte ihm, nach dem Ausdruck der Sévigné, „ein ihm ganz neues Land", — den ruhigen Verkehr der Freundschaft ohne leidenschaftliche Aufregung. Die Montespan hatte ihn an grelle Contraste der Stimmung, stürmische, mit zärtlicher Hingebung wechselnde Ausbrüche, boshaft-witzigen Spott über Andere gewöhnt; hier fand er bescheidene, echt weibliche Würde und Zurückhaltung, eine der seinigen überlegene Geistesbildung, angenehme, Scherz und Ernst mischende Unterhaltung.

Bald wurde durch königliche Schenkung aus der Wittwe Scarron Frau von Maintenon, Besitzerin des gleichnamigen Landgutes. Nach einiger Zeit ernannte sie der König, dessen Gunst immer entschiedener sich ihr zuwandte, zur Kammerdame (dame d'atour) der Dauphine, womit das drückende Verhältniß zur Montespan sich löste; sie hatte nun eine gesicherte Stellung am Hofe, ohne eigentliche Abhängigkeit. Im Jahre 1680 stand sie bereits so hoch und fest in des Monarchen Gunst, daß sie ihrem Bruder schrieb, sie werde den König um nichts bitten,

da er sie mit Gütern, Ehren und Annehmlichkeiten aller Art überschütte.

Schon in der frühesten Zeit ihrer Gunst, im Jahre 1675, hatte sie, geistlicher Ermuthigung folgend, es gewagt, den König auf das Aergerniß aufmerksam zu machen, das er durch sein doppelt ehebrecherisches Verhältniß gebe. Sie that dieß ohne jeden Hintergedanken, denn die Königin, jünger als sie und ganz gesund, lebte noch. Ihre Worte machten noch keinen Eindruck; noch zwei Jahre später gebar die Montespan dem König eine Tochter. Ja selbst noch im Jahre 1684, dem Jahre seiner Vermählung mit der Maintenon, pflegte er täglich zweimal der Montespan Besuche zu machen. Diese galten indeß nur noch der Mutter seiner Kinder. Frau von Maintenon hatte ihren Einfluß benützt, um ihn zu seiner lange vernachlässigten und gekränkten spanischen Gemahlin zurückzuführen. Es gelang ihr, und die Königin erkannte dankbar an, daß sie es sei, der sie dieses Lebensglück verdanke. Hatte die Sévigné schon im Jahre 1676 erwähnt, daß Frau Scarron in ihrer schwierigen Stellung bisher von der ganzen Welt bewundert worden sei, so stand diese in den drei Jahren von 1680 bis 1683 auf der Höhe ihres Ruhmes; alles huldigte ihr, alles beugte sich vor ihr, sie war, nach dem Ausdruck der Sévigné, die Seele des Hofes — des Hofes, der damals die Quintessenz von Frankreich umfaßte. Es dürften dieß wohl die glücklichsten Jahre ihres Lebens gewesen sein.

Da starb die Königin am 30. Juli 1683, und nach kurzer Frist, im Anfang des Jahres 1684, wurde die fast fünfzigjährige Frau durch geheime nächtliche Trauung die Gattin Ludwig's. Der Beschluß war, wie man aus einem Briefe der Frau von Maintenon an Gobelin sieht, im September 1683 gefaßt worden; denn da gedenkt sie des Seelenfriedens, den sie jetzt, nach einer Zeit innerer Unruhe und peinlichen Schwankens, genieße, und äußert, sie bedürfe besonderer, ihr von Gott zu verleihender Kraft, um einen guten Gebrauch von ihrem Glück zu machen. Der König hatte vorher, in Folge einer Berathung im Staatsrath,

öffentlich erklärt, daß er eine zweite Ehe zu schließen nicht gedenke, — das heißt keine ebenbürtige, welche eine Vermehrung der schon sehr zahlreichen Königsfamilie in Aussicht gestellt hätte. Als ein deutscher Fürst würde er wahrscheinlich die Form einer morganatischen Ehe gewählt haben, kraft welcher die von ihm Erwählte die Stellung und das Ansehen einer vor Gott und der Welt anerkannten, aber der politischen Rechte entbehrenden Gemahlin gehabt hätte. Daß dieß nicht geschah, die Ehe nicht bekannt gemacht wurde, war ein Opfer für Frau von Maintenon, zu welchem sie sich sicherlich schwer entschloß; wußte sie doch wohl, daß sie damit ihren bisher so sorgsam bewahrten Ruf bloßstellte, daß sie als die Nachfolgerin der zahlreichen früheren Geliebten des Königs, wenigstens in der Ferne, inner- und außerhalb Frankreichs, erschien. Aber hier trat die für sie entscheidende Autorität der Kirche ein. Die Priester, denen sie ihr Gewissen anvertraute, Gobelin und Godet des Marais, sagten ihr und die bereits errungenen Erfolge bestätigten ihr, daß es ihr Beruf, ihre Sendung sei, an der Seite des Königs für dessen Seelenheil, für das Wohl der Kirche und des Volkes Sorge zu tragen. Zwei oder drei Bischöfe und — gemäß einer in Saint-Cyr erhaltenen Ueberlieferung — der Papst selbst stimmten zu; — wie denn auch die späteren an die Dame gerichteten päpstlichen Briefe die von Rom ertheilte Bewilligung oder Dispensation außer Zweifel stellen.

Nach der später häufig wiederholten Angabe von Zeitgenossen soll sie die Kundmachung ihrer Ehe sehnlich gewünscht haben, und der König zweimal nahe daran gewesen sein, ihren Wunsch zu erfüllen; doch hätten um Rath gefragte Bischöfe und Minister — Louvois durch einen Fußfall — diesen davon abgehalten. Die Sache ist nicht glaublich. Die Maintenon schrieb bald nach der Vermählung ihrem Bruder: „Ich werde mich nie höher erheben, ich bin bereits nur zu sehr erhöht". In einem Briefe ihres Gewissensrathes Godet an sie heißt es: sie habe ein irdisches Königreich um eines himmlischen willen aufgeopfert; denn als ein Gott zu bringendes Opfer den Verzicht auf die Kundgebung aufzufassen

hatte man sie gelehrt. Darum vernichtete sie auch alle Briefe und Urkunden, welche Zeugniß von ihrer Ehe geben konnten, und sagte zu ihrer vertrauten Freundin: „Niemand soll erfahren, was ich dem König gewesen bin".

Derjenige unter unseren Historikern, welcher der Dame am gerechtesten geworden ist und die Größe dieser Erscheinung mit dem feinsten Verständniß gewürdigt hat, Karl von Noorden,[1] hält es noch immer für ungewiß, obgleich für sehr wahrscheinlich, daß eine kirchliche Trauung stattgefunden habe, und betont, daß auch Ranke — mit weisem Bedacht, wie Noorden sagt, — vermieden habe, sie geradezu als Eheweib Ludwig's zu bezeichnen. Aber die Briefe des in das Geheimniß eingeweihten Bischofs von Chartres, die Mahnungen darin, daß sie den ehelichen Anforderungen des Königs sich nicht versagen solle, und der an den König selbst gerichtete Brief des Bischofs, worin er diesem von dem Glücke spricht, eine so vortreffliche und liebevolle Lebensgefährtin zu besitzen,[2] — diese Dinge lassen doch keinen Zweifel übrig.

Versuchen wir nun, dieses so wunderbar zusammengefügte, so contrastirende und doch über dreißig Jahre in ungetrübter Eintracht ausharrende Paar, beide in ihrer Eigenthümlichkeit, ihren Licht- und Schattenseiten, uns zu vergegenwärtigen!

Ludwig war eine prachtvolle, im reinsten Ebenmaß sich bewegende Mannesgestalt von regelmäßiger Schönheit. Was er immer that, geschah mit Ruhe, Anmuth und Würde. Die Gabe, Jedermann passende, verbindliche Dinge zu sagen, besaß er in eminentem Grade, und nie sagte er, was verletzen konnte. Er

---

[1]) Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert. III, 17.

[2]) Vous avez une excellente compagne, pleine d'esprit de Dieu et de discernement, et dont la tendresse, la sensibilité pour vous sont sans égales. Il a plu à Dieu que je connusse le fond de son coeur. Je serais bien sa caution, Sire, qu'on ne peut vous aimer plus tendrement, ni plus respectueusement qu'elle vous aime. *Correspond. de M^me de M.* IV, 196.

war geduldig, vollkommen Herr seiner Regungen und seines Antlitzes, ward nie zornig, rügte nur selten und dann ohne Härte. Mit einer unwiderstehlich bestechenden, doch immer vornehmen Freundlichkeit und Herablassung spielte er in Versailles und auf seinen Schlössern den gastfreundlichen Hausherrn, stets die Eigenliebe der Menschen schonend, sorgsam für Zeitvertreib und theils feinere, teils gröbere Genüsse. So vieles traf bei ihm zusammen, um Männer und Frauen zu Huldigungen hinzureißen, welche häufig die Formen der einem Halbgott geleisteten Adoration annahmen.

Regieren hieß für Ludwig: befehlen. Er fühlte sich als Beherrscher der Geister wie der Leiber, als die Quelle alles Rechtes und aller Ehre. Eigentlich sollte Niemand in Frankreich etwas sein, als nur durch ihn. Ihn zu sehen und sich ihm sichtbar zu machen, das war die ernsteste Beschäftigung, welche er dem zahlreichen, an seinem Hof versammelten Adel zugewiesen hatte. Er war nicht Landesvater, aber Landesherr im weitesten Sinne. Die Sorge für seine Königswürde, für das Prestige seiner Persönlichkeit, stand für ihn obenan. Denn Staat, nationale Macht und Größe waren in ihm zusammengefaßt und gleichsam incarnirt; ohne ihn hätte in Frankreich nur ein Haufe persönlicher Atome existirt. Seine Anschauung hing mit den religiösen Ansichten zusammen, welche man ihm beigebracht hatte, und in denen er durch den Klerus sorgfältig unterhalten wurde. Frankreich, hieß es, hat als das älteste, mächtigste und vornehmste Reich die Führerschaft der ganzen Christenheit; sein König heißt deshalb der „allerchristlichste", der „älteste Sohn der Kirche", ist also berufsmäßig der erste Beschirmer der katholischen Religion und Kirche, ihr rechter Arm, der geborene Gegner und Ausrotter jeder Ketzerei. Je mehr Macht und Reichthum er gewinnt, je mehr sein Name gefürchtet wird, je mehr sich die Grenzen seines Reiches erweitern, desto besser vermag er den hohen, ihm angewiesenen Beruf zu erfüllen. So wurden die Kriege, die Ludwig führte, zu Glaubenskriegen; gleich bei dem ersten, den er gegen die Niederlande unternahm, machte er dieß geltend, und kündigte den katholischen Mächten

an, daß Ausrottung der Ketzerei das Ziel dieses Feldzugs sei, welcher mit der bisherigen Politik Frankreichs in so schroffem Contraste stand. Wenn er daher sagte, sich vergrößern sei für ihn die angenehmste Beschäftigung, so war dieses Vergnügen durch den Gedanken erhöht und geheiligt, daß jede Vergrößerung Frankreichs auch ein Gewinn für Religion und Kirche sei. Selbst als er später, im Frieden von Ryswik, den man in Frankreich schimpflich fand, erobertes Gebiet wieder herausgeben mußte, verstand er doch im Friedensschlusse die Clausel durchzusetzen, kraft welcher hunderte von protestantischen Gemeinden ihrer Religionsfreiheit beraubt wurden.

Stolz war dieses Mannes hervorragendster Zug, ein Stolz, der vielfach in maßlosen Uebermuth ausartete und, wie eine dichte Binde, sich um seine Augen legte. Er war stolz darauf, daß er trotz seiner elenden Erziehung, durch eigene Willenskraft, sich so hoch erhoben, so zum Meister der Regierungskunst ausgebildet habe. Hatte er doch, wie er wähnte, seine Minister selbst erzogen und dann mit ihnen Frankreich zur ersten Land- und Seemacht Europas, zum Träger der europäischen Hegemonie gemacht. Er war stolz in dem Bewußtsein des Zaubers, welchen er, trotz der unerschwinglichen, seinem Volke fort und fort aufgelegten Lasten, über die Franzosen aller Klassen ausübte, stolz auf die von ihm vorbereiteten Siege seiner Heere, wie auf seine allgegenwärtige, durch Klugheit wie durch Gold fast immer siegreiche, ganz von ihm geleitete Diplomatie, die es so gut verstand, fremde Rechte zu beugen oder zu brechen, französische Ansprüche auf fremdes Gebiet zu entdecken.

Und wie vieles wirkte zusammen, um dieses berauschende Selbstgefühl zu nähren und ihn vor Ernüchterung zu bewahren! An Huldigungen und Schmeicheleien suchte der Klerus, mit den Bischöfen an der Spitze, allen anderen Klassen es zuvor zu thun. Der Adel, der noch in der Zeit der Fronde sich so unbotmäßig und zügellos erwiesen, drängte sich jetzt in seine Vorzimmer, wäre es auch nur, um einen gnädigen Blick von ihm zu erhaschen. Jeder mußte, um von ihm beachtet zu werden, Höfling werden,

mußte an dem Aufwand eines prachtliebenden, verschwenderischen Hofes sich betheiligen; um dieß zu können, waren die meisten auf die Gnadengeschenke des Königs angewiesen, verzichteten aber um so williger auf politische Rechte und Antheil an der Staatsverwaltung.

Ludwig's viel bezeugter Egoismus war das unvermeidliche Erzeugniß seiner Lage, das logische Ergebniß eines Absolutismus, der gewohnt ist, sich nie etwas zu versagen, der nicht umhin kann, alles nur auf sich zu beziehen, alle Menschen nur darauf anzusehen, was sie für ihn seien oder leisten könnten. So verhielt es sich auch mit seiner ihn überallhin begleitenden argwöhnischen Stimmung; fast jeder, sagt sein Minister Torcy,[1] war ihm verdächtig, bei jedem pflegte er unreine Motive vorauszusetzen. Er stand dabei unter den täglichen Eindrücken eines gründlich verderbten Hofes, aber er erinnerte sich wohl nicht, daß dieser Hof, wie er geworden, doch eigentlich sein Werk war. Eben dieser Schauplatz, diese Umgebung, die mephitische Atmosphäre, in der er sein Leben zubrachte, erklären es uns, wie er oft Hartnäckigkeit mit Beharrlichkeit, Gewaltsamkeit mit Energie verwechseln konnte, und, ohne Gewissensregung, Massen von Menschenleben verschwendete.

Doch Ludwig war ein Mann des Contrastes. Während ganz Europa ihm maßlosen Uebermuth zuschrieb, zeigte er sich im engeren häuslichen Kreise gegen seine Umgebung milde, gefällig, sogar nachgiebig. Boileau, der es aus Erfahrung wußte, sagt: daheim bei sich scheine er mehr passiv und fremdem Anstoß folgend, als maßgebend sich zu verhalten. Seine Gattin äußerte im Jahre 1707, als die Unglücksjahre gekommen waren und schwere Schläge seinen Hochsinn gebrochen, seine Siegeszuversicht herabgestimmt hatten: bei ihm habe sie mehr Freiheit, ihm seine Mißgriffe vorzuhalten, als bei tausend anderen. Er halte sich nicht für nothwendig und meine, daß ein anderer es ebenso gut machen, — das hieß, ebenfalls durch göttliche Inspiration geleitet werden

[1]) Journal inédit de M. de Torcy. 1884 S. 170.

würde.[1]) Sie vergaß dabei nur, daß eben sie allein es war, welche irgend eines Tadels, und auch sie nur in einigen Dingen, sich unterfangen durfte. Daß ein Mann derartiges hätte wagen dürfen, war undenkbar bei diesem König, mit seiner anerzogenen Abneigung und Scheu vor jeder ausgezeichneten oder geistig überlegenen Persönlichkeit und seiner Vorliebe für gefügige und kriechende Menschen. Diesen Zug verstärkten noch die Bemühungen seiner Minister, Männer, die einflußreich werden konnten, von ihm fern zu halten. Auch mochten Männer, die ihres Werthes sich bewußt waren, nur selten versuchen, sich ihm zu nähern; denn, nach Saint-Simon's Bemerkung,[2]) mußte man, um ihm zu gefallen, sich das Ansehen geben, daß man im Gefühle der eigenen, alles nur seiner Gnade verdankenden Nichtigkeit lebe. Jede Größe sollte nur ein Ausfluß der seinigen sein.

Fortwährend leidend an Gicht, Kopfschwindel und anderen Gebrechen, und viel in den Händen der Aerzte und Chirurgen, besaß Ludwig doch Willensstärke genug, den Schein robuster Gesundheit zu behaupten und in beharrlicher Anstrengung zu arbeiten. Der Mensch war häufig krank und leidend, der König schien gesund. Selbst sehr heilungsbedürftig, war er von dem Besitz der königlichen Gnadengabe, andere zu heilen, überzeugt und legte regelmäßig nach Empfang der Communion den schaarenweise nach Versailles strömenden, mit Kropf oder Drüsengeschwulsten Behafteten, hunderten auf einmal, die Hände auf.

Ludwig war stets mit sich selber zufrieden, und mehr noch: er bewunderte sich aufrichtig, — sich, die Weisheit seiner Regierung, die herrlichen Erfolge seiner Thaten. War der Ausgang seiner Unternehmungen ein ungünstiger, so ward er dadurch nicht an sich irre, vielmehr trug er dann, nach einer Aeußerung in seinen Memoiren, jene Genugthuung in sich, „welche ein großer Geist empfinden muß, wenn er seiner eigenen Tugend Genüge gethan

---

[1]) Lettres historiques. 11, 199.

[2]) Mémoires, ed. de 1843. XXIV, 75.

hat." Wohl konnte er schon seit dem Jahre 1690 sich nicht mehr verbergen, daß er es war, der durch seine Kriege, seine Bauwuth, seinen unerhörten Aufwand, den Wohlstand des Landes zerstört, das Volk in Noth und Armuth gestürzt, sich selbst künftiger Hülfsmittel beraubt hatte. Aber aus Richelieu's Testament — einem Werke, welches, nach dem Bericht des venetianischen Gesandten, damals am Hofe als hohe Autorität galt, — hatte er gelernt, daß man das Volk in einer gewissen Armuth erhalten müsse, damit es nicht übermüthig werde, und dann war er der Ansicht, daß er legitimer Eigenthümer alles Besitzthums in Frankreich sei und nach Gutdünken darüber verfügen könne. Es sei ein großer Irrthum, sagte er, wenn ein Monarch ein besonderes, ihm gehöriges Eigenthum unterscheiden wolle, denn alles, was im Lande sei, gehöre ihm gleichmäßig; hatte ihm doch sein Beichtvater, Tellier, eine Consultation der Sorbonne verschafft, die dieß als theologische Wahrheit bestätigte. Ebenso fest glaubte er, daß alles Kirchengut von Rechts wegen ihm zur Verfügung stehe, obgleich er auch in der Zeit äußerster Noth nicht zugriff, sondern mit den vom Klerus bewilligten Summen sich begnügte. Desgleichen war es sein Grundsatz, daß jeder Einzelne und jede Körperschaft seinen Geboten zu gehorchen habe, ohne eigene Prüfung (sans discernement); daher seine geringschätzige Behandlung und Herabdrückung der Parlamente. Die völlig schrankenlose Monarchie hielt er nicht etwa für eine Verfassungsform neben anderen, auch berechtigten, sondern für diejenige, welche dem Willen Gottes allein entspreche. Dabei aber hegte er über Wahrhaftigkeit und über Beobachtung beschworener Verträge eigenthümliche Ansichten. Aus höheren politischen Rücksichten und im wohlverstandenen Selbstinteresse, sagt er, dürfe man sich wohl über dieselben hinwegsetzen oder sie durch künstliche Auslegung entkräften. Er übte diese Doctrin so häufig, daß seine Wortbrüchigkeit ein stehender, von allen Seiten her erhobener Vorwurf wurde, die Friedensverhandlungen zugleich verlängerte und, zum Schaden Frankreichs, erschwerte.

Nach der Versicherung seiner Gattin hatte Ludwig sehnlich gewünscht, sein Volk glücklich zu sehen und dessen ihm wohlbekannten Nothstand zu lindern. Aber bei solchen Worten ließ er es bewenden, und seine Wünsche sind nie zu Thaten geworden. Allerdings ist dabei zu bedenken, daß ihm, seit dem Jahre 1702 bis an seinen Tod, keine Frist und keine Möglichkeit mehr dazu gegeben war. Aber er hat seiner Bauleidenschaft in Versailles und Marly auch dann noch gefröhnt, als Tausende seiner Unterthanen um seinetwillen den Hungertod starben und Geldmangel die Wehrkraft des für seine Existenz kämpfenden Staates lähmte. Der Zug von starrer Verhärtung, von unbarmherziger Selbstsucht und Mißachtung der Menschen, der sich hier zeigt, kehrt in seiner Geschichte allzu oft wieder, als daß man, wie vielfach geschehen ist, seine Minister und nur sie dafür verantwortlich machen dürfte. Dazu war er viel zu sehr Selbstherrscher; kein Minister, auch Louvois nicht, hätte wagen können, durch eigenmächtige Gräuelthaten des Königs Ruf zu beflecken. Als Ludwig im Jahre 1670, in vollem Frieden, völkerrechtswidrig und plötzlich den Herzog von Lothringen überfiel und dessen Land eroberte, befahl er, die gefangenen Lothringer, die nur ihre Pflicht gethan, auf die Galeeren zu schleppen, und als sein Minister Lyonne ihm dagegen Vorstellungen machte, erneuerte er den Befehl[1]). Die barbarische, von Louvois empfohlene und vom König genehmigte Kriegführung: das Verbrennen der Dörfer, ja ganzer Städte, die Verwüstung eines weiten Gebietes, selbst ohne strategischen Nutzen, wie das in der Pfalz, in Piemont, in den Niederlanden geübt wurde, — dann die massenhaften Hinrichtungen in der Gascogne und in der Bretagne, als er das Volk dort durch unerträglichen Abgabendruck in den Aufstand getrieben hatte, — der Befehl, daß der von ihm eines derartigen Aufstandes wegen abgeordnete Commissär schon gleich vor der Untersuchung mindestens 1200 Personen hinrichten lassen solle, — für diese Dinge kann die Geschichte nur mit ihm allein

[1]) Journal des Savans, 1860. S. 220.

abrechnen, und sie muß hinzufügen, daß diese Herzenshärte zuweilen auch die Züge eines finsteren Fanatismus trägt, als ob der Herzog von Alba oder Simon von Montfort seine Vorbilder gewesen wären. Dahin gehört, was Rousset[1]) von seinen Aeußerungen und Befehlen bezüglich der Waldenser in Piemont berichtet.

Gilt es nun ein treues Bild von Ludwig's Gemahlin zu zeichnen und sehen wir uns nach Berichten der Zeitgenossen um, so sind zwar zwei Hauptzeugen, Elisabeth Charlotte und Saint-Simon, wie gezeigt wurde, in vielen ihrer Angaben abzulehnen, aber sie enthalten doch auch manchen innerlich als wahrhaft erkennbaren Zug, manches unwillkürliche Geständniß, die man sich nicht entgehen lassen darf. Sonst sind wir von zeitgenössischen Berichten ziemlich verlassen. Obgleich Versailles der Mittelpunkt der damaligen Welt war, vernehmen wir doch nur wenige Stimmen von Gewicht. Gleichzeitige Geschichtschreibung und Biographie war in jenen Tagen, bei der Strenge der Censur, so gut wie unmöglich. Das Wort von La Bruyère, daß es für einen Franzosen seiner Zeit schwer sei, überhaupt nur einen zulässigen Stoff für seine Feder zu finden, gilt vor allem auch für historische Stoffe. Die Tagebücher von Dangeau und Sourches sind trockene Notizensammlungen und enthalten sich alles Urtheils. Die zahlreichen in's Ausland geflüchteten Schriftsteller wußten zu wenig, und ihre Berichte sind allzu parteiisch gefärbt. Der Herzog von Berwick und der Minister Torcy, deren Zeugniß sehr willkommen wäre, schweigen beide. Der Abbé de Choisy hat, außer der geheimen nächtlichen Trauung, nichts von Bedeutung zu berichten. In den Memoiren von La Fare, dem Epikuräer aus der Rotte Orléans, sind alle auf Frau von Maintenon bezüglichen Angaben falsch. Werthvoll und belehrend sind die Memoiren des Languet de Gergy, der durch Frau von Maintenon für die Jahre 1700 bis 1715 die Stelle eines Aumônier (Hofcaplans) der Herzogin von Bourgogne

---

[1]) Histoire de Louvois. IV, 28.

erhalten hatte, also in größter Nähe und häufiger Berührung mit seiner Gönnerin sich befand, dann durch sie Bischof von Soissons wurde und im J. 1753 als Erzbischof von Sens starb. Er war einer der Männer ihres Vertrauens und empfing von ihr viele Aufträge in kirchlichen Dingen, wie die noch vorhandenen Briefe zeigen, welche sie an ihn gerichtet hat; eine Zeit lang war er auch ihr Beichtvater. Man möchte gerne vergessen, daß dieser Mann auch ein Buch, wie die berüchtigte Biographie der Nonne Alacoque, schreiben konnte; zudem sind seine Memoiren, obwohl nicht für den Druck bestimmt, ein Bild, in welchem jeder Schatten fehlt. Dennoch bleiben diese eine unschätzbare Quelle; denn er redet nicht nur als Augenzeuge und völlig eingeweihter Gewissensrath, er hat auch seitdem verlorene, von Frau von Maintenon herrührende oder sich auf sie beziehende Aufzeichnungen benützt, und trifft doch häufig mit Saint-Simon's Angaben zusammen, — nur daß dieser gerne den Dingen eine gehässige Deutung gibt, welche in Languet's Augen ganz natürlich und preiswürdig sind.

Die Berichte der fremden, am Hofe befindlichen Gesandten, der venetianischen wie der deutschen, sind gleichfalls beachtungswerth. Foscarini sagt im Jahre 1683, Frau von Maintenon stehe am Hofe allgemein im besten Rufe, werde hochgeehrt, lebe sehr still und zurückgezogen; den König habe sie gewonnen durch die Lebhaftigkeit und Feinheit ihres Geistes und durch ihre Gabe des sich Anbequemens und Eingehens auf die Sinnesweise Anderer; man freue sich über die hohe Gunst, in der sie stehe, da man glaube, daß sie die Leutseligkeit und Sanftmuth ihres Wesens dem Könige mittheile. Girolamo Venier erwähnt mit wenigen Worten ihren Einfluß auf den König zu Gunsten des Friedens und religiöser Stiftungen (1688). Dieß bekräftigt Pietro Venier im Jahre 1695 und findet, daß die Grundsätze, nach denen sie handle, die besten und gerechtesten, ihr Einfluß durchaus wohlthätig sei, und daß sie sehr zurückgezogen und bescheiden lebe. Erizzo endlich, im J. 1699, nennt sie eine Frau von ausgezeichneten Geistesgaben und einem höchst heiligen Leben, welche weit entfernt sei, ihre Macht und

Autorität irgendwie zu mißbrauchen.[1]) Merkwürdigerweise scheint keiner dieser Männer an eine wirkliche Ehe der Dame mit dem Könige gedacht zu haben.

Weniger günstig lautet der im Jahre 1690 für den nachherigen König von Preußen, Friedrich I., von einem deutschen Diplomaten verfaßte Bericht;[2]) aber auch dieser, Ezechiel Spanheim, weiß, außer ihrem Verhalten bei der Protestantenverfolgung, eigentlich nichts an ihr zu tadeln und hält ihre Vermählung mit dem König fast für gewiß. Der Graf Sinzendorf, in seinem für den Kaiser bestimmten Bericht von 1701, zweifelt nicht an der Ehe, rühmt ihre „unbeschreibliche Eingezogenheit" und Enthaltung von jedem Aufwand, theilt aber mit Saint-Simon und mit Elisabeth Charlotte den Wahn, daß die Begierde, als Königin erklärt zu werden, der leitende Gedanke ihrer Politik sei; wobei die wahrscheinlich von der Herzogin von Orleans ihm mitgetheilte Fabel erwähnt wird, daß Fénelon dem Könige davon abgerathen, und sein Sturz das Werk ihrer Rache sei. Uebrigens findet sich auch bei ihm kein einziger ihr nachtheiliger Zug.[3])

Im Ganzen empfängt man, je mehr man die Stimmung der Zeugen und Zeitgenossen befragt, den Eindruck, daß die besten sie auch am günstigsten beurtheilen, und unter ihnen wieder diejenigen, welche sie am längsten und genauesten kannten. So unter den Frauen die Sévigné, — die für heilig geachtete Frau von Miramion, welche sterbend noch ihre Gegenwart erbat, — die Aebtissin von Fontevrault, Schwester der Montespan, — die Königin von England, — die Frau von Dangeau, eine geborene Prinzessin von Löwenstein, welche selbst von Saint-Simon schön und tugendhaft wie ein Engel genannt wird, — sogar ihre sonst unversöhnlichste Feindin, die Herzogin von Lothringen. Die Sprache der Bewunderung, welche die Fürstin Orsini in den an sie gerichteten Briefen führt,

[1]) Relazioni di Francia. 11, 363, 448, 519.

[2]) In Dohm's Materialien für die Statistik. 1781. Bd. III.

[3]) Archiv für Kunde Oesterr. Geschichtsquellen. XIII, 11.

ist, das fühlt man, nicht Schmeichelei, sondern Ausdruck der Ueberzeugung. Von den Briefen des Marschalls von Villars an sie ist das gleiche zu sagen. Wenn in Fénelon's Briefen an die Frau von Maintenon ein Ton hoher Verehrung durchklingt, so gilt das nicht bloß ihrer Stellung, sondern mehr noch ihrer Persönlichkeit.

Kein Weib in der Geschichte ist mehr geliebt und bewundert, keines auch mehr gehaßt worden. Aber der Haß war immer die Wirkung des Neides. „Ihre Stelle", sagt die Sévigné, „ist einzig in der Welt, es hat nie eine solche gegeben und wird nie wieder eine ähnliche geben."[1]) Der Abgott Frankreichs gehörte ihr ausschließlich, und damit waren die Wünsche und Bestrebungen einer weiblichen Hofwelt zu hoffnungsloser Ohnmacht verurtheilt, in einem Lande, wo, nach der Aeußerung der Herzogin von Orleans[2]), „die Weiber mehr aus Ambition, als aus Liebe, auf ihre Männer eifersüchtig sind, und alles regieren und sich unterthänig machen wollen, und wo keine Küchenmagd ist, die nicht meint, daß sie Verstand genug habe, das ganze Königreich zu regieren."

Beide Gatten offenbaren uns ihr Wesen, so eng verbunden in ungetrübter Harmonie, und doch wieder so getrennt in ihrem Denken und Fühlen, durch ihre Schriften: Ludwig durch seine, wie vor dem Spiegel geschriebenen, von naiver Selbstbewunderung erfüllten Memoiren, Francisca in dem reichen, jüngst noch sehr vermehrten Vorrath ihrer Briefe, sowie in ihren für Saint-Cyr verfaßten Schriften und Aufzeichnungen. Die Memoiren Ludwig's, ganz aus seiner eigensten Gesinnung hervorgegangen, aber in einem Stil geschrieben, dessen er nicht mächtig war, sind höchst wahrscheinlich unter Mitwirkung seiner Gattin zu Stande gekommen oder wenigstens revidirt worden. Schon der venetianische Gesandte berichtet, daß dieß geglaubt werde,[3]) und auch der Herausgeber

---

[1]) Lettres, éd. Monmerqué. 1862. VII, 289.

[2]) Briefe a. d. Jahre 1720. Tübingen 1879. S. 178, 209.

[3]) Relazioni, ed. Barozzi e Berchet. 1865. S. 111, 364.

von 1806 nimmt eine Theilnahme der Dame an einzelnen Partien an. Jedenfalls hat der König sie ihr zu lesen gegeben. Sie schöpfte also die genaue Kenntniß seiner Denkweise und seiner Strebeziele aus mündlicher wie aus schriftlicher Quelle. Es war unvermeidlich, daß sie nachgerade die Entdeckung machte, sie habe mit der Person auch deren Ansichten — wenigstens bis zu der von ihrem Directeur gezogenen Grenze — geheirathet.

Die Briefe der Frau von Maintenon gehören zu den besten, welche die französische Literatur darbietet, und stehen, wiewohl in Ton und Inhalt völlig verschieden, würdig neben denen ihrer Freundin, der Frau von Sévigné. Ihr Stil ist klar, gedrängt, vornehm, oft sententiös; die Briefe von geschäftlichem Inhalt sind Muster von Einfachheit und prägnanter Kürze. Man möchte sie weiblich-männliche Briefe nennen, so sehr verbinden sie Wärme und Tiefe des weiblichen Gefühls mit Kraft und Klarheit eines männlichen Verstandes. Wenn manche, besonders die an ihren, sittlich tief unter ihr stehenden Bruder, den Eindruck einer gewissen berechnenden Kälte und eines trockenen Utilitarismus hervorbringen, so ist dieß eine durch die Adressaten verursachte Ausnahme; in den meisten ihrer Briefe berührt uns wohlthuend die Wärme und natürliche Wahrhaftigkeit des Gefühls, die herzliche Menschenliebe, die Milde und Schonung im Urtheil über Einzelne, die Abwesenheit alles dessen, was in das Gebiet des vornehmen Klatsches gehört. Sie sind nicht frei von gewissen Härten, die wir noch zu erklären haben, aber, alles erwogen, läßt sich doch behaupten: sie sind der Spiegel einer edlen, vornehmen, mehr über ihrer Zeit als in derselben stehenden Seele.

Die herrschende Vorstellung, daß Francisca d'Aubigné eine überaus kluge, ruhige, kalte, schlau berechnende Frau gewesen sei, ist großentheils irrig. Sie besaß vielmehr eine hohe Lebhaftigkeit und Empfindlichkeit der Gefühle, ein mächtiges Bedürfniß zu lieben, und eine fast leidenschaftliche Sehnsucht, anderen Menschen sich durch Diensteslеistungen und Opfer werth zu machen. Sie habe, erzählt sie, als junges Mädchen zu ihrer Lehrerin, der Nonne

Céleste, eine so heftige Liebe gefaßt, daß sie, als sie aus dem Kloster (in Niort) entlassen wurde, Gott um den Tod gebeten habe; so unerträglich sei ihr die Trennung von dieser Nonne gewesen.[1])

Ihre früh schon entwickelte Frömmigkeit hatte sie zu täglich geübter Selbstprüfung und Selbsterkenntniß geführt; auf diesem Wege hatte sie es zu einer seltenen Herrschaft über ihren Körper, wie über ihre Gefühle und ihren Willen gebracht. Sie war, behauptet sie, von Natur ungeduldig, und gleichwohl bemerkte der König in fast vierzigjährigem Zusammenleben nichts davon, obwohl sie häufig in völliger Erschöpfung bei ihm zusammenzubrechen fürchtete. In diesen Zügen ihres Wesens offenbart sich dann die Grundlage jener Virtuosität der Erziehungskunst, zu welcher sie, ohne selbst je Mutter gewesen zu sein, — oder gerade darum — sich ausgebildet hat. Denn in hohem Grade besaß sie die Kunst, Allen alles zu werden, sich in eines Jeden Eigenart hineinzudenken und ihr anzubequemen, die Gewissen zu errathen, zu wecken, zu lenken, selbst Kind mit den Kindern zu werden, wie sie denn wirklich treffliche Kinderlehrerin wurde und, ihres Talentes bewußt, es gern in Dorfschulen, wie in Avon und Fontainebleau, ausübte.

Nach Fénelon's Bemerkung vermochten bei Ludwig persönliche Eindrücke mehr, als angenommene Grundsätze. Der Eindruck, welchen Frau Scarron auf ihn machte, die Mischung von sinnlicher Hinneigung, von Bewunderung ihres Geistes und Wohlgefallen an ihrer Unterhaltung, welche er bei ihr empfand, fesselten ihn an sie mit immer stärkeren Banden. Dabei nahm er wahr, daß sie selbstlos, nichts erstrebend, nichts begehrend, nur für ihn, für seine Gesundheit und Aufheiterung, vor allem aber für sein Seelenheil besorgt war. Mit ihrer Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit erschien sie ihm wie ein weiblicher, ihm zur Seite gestellter Schutzengel, berufen, ihn zu berathen und zu warnen, zu erquicken und zu trösten. Er fand, daß die bei ihr zugebrachten

---

[1]) Entretiens sur l'éducation des filles, par Mme de M., éd. Lavallée. 1854. S. 314.

Stunden die angenehmsten seines Tages waren. Sonst gegen Jedermann mißtrauisch und gewohnt an allgemeine, in Worten, Blicken, Seufzern sich äußernde Begehrlichkeit, genoß er nur bei ihr die Süßigkeit eines unbedingten Vertrauens und fühlte den vollen Werth einer selbstlosen, von jedem Eigennutz freien Liebe. Zum ersten Male hatte er Gelegenheit — er, der sonst das wirkliche Leben nur durch den Weihrauchduft der Hofluft sah, — aus dem Munde einer ihm angehörigen Persönlichkeit Wahrheit und Wirklichkeit der Dinge zu erfahren. Denn einen Freund, wie Heinrich IV. ihn besessen, konnte ein König wie Ludwig nicht haben; höchstens einen geistig unbedeutenden Günstling, wie Villeroi es war.

Nun aber hatte Ludwig endlich, was er bisher immer vermißt hatte: ein ruhiges, zwangloses, angenehmes Privatleben, ein trauliches Heim, in welchem er von dem Druck des steten theatralischen Repräsentirens sich erholen konnte. Auch fortwährend angebetet und umschmeichelt zu werden, wirkt zuletzt ermüdend, und der verwöhnteste Monarch verlangt zu Zeiten nach gesünderer Nahrung, und vor allem nach Stunden der Erlösung von dem Joche der Etikette, — einem Joche, welches ihm selbst, wie den Prinzen, Prinzessinnen und Höflingen, nicht den freien Gebrauch ihrer Arme und Hände, ihres Willens ließ, und auch die Vergnügungen zu einem lästigen Frohndienst machte. Er freilich trug diesen Eisenreif, den er selber zum Theil geschmiedet und sich um den Leib gelegt hatte, mit würdevoller Standhaftigkeit und Willenskraft,[1]) während seine Gattin die ganze Pein dieses täglichen Zwanges empfand und zuweilen darunter zu erliegen fürchtete, das aber stets vor ihm zu verbergen wußte.

„Niemals," sagt Elisabeth Charlotte, „ist eine junge und schöne Maitresse so angebetet worden, wie dieses alte Weib; so

[1]) im Ganzen! — einzelne Ausbrüche von Rohheit und cynischem Egoismus, welche Saint-Simon berichtet, dürfen wir wohl als Ausnahmen betrachten.

verliebt ist der große Mann in sein Schätzchen."[1]) „Sie war," sagt die Herzogin ein andermal, „Gebieterin über all sein Sinnen und Denken." In der That ist es, seit sie die seinige geworden, keinem Weibe mehr gelungen, in des Königs Gunst sich einzudrängen; man kennt kein Beispiel von Untreue, obgleich er fortwährend weibliche Gesellschaft suchte, sich von Damen auf seinen Reisen begleiten ließ. Königliche Geschenke und Gnadenbezeugungen wurden den Hofdamen großentheils nur durch ihre Vermittelung zu Theil. In der Oeffentlichkeit erschien sie als Privatperson oder einfache Hofdame, kein Zeichen höheren Ranges in Anspruch nehmend; aber in ihren Gemächern mußte sie gestatten, daß Prinzen und Prinzessinnen ihr wie einer Königin huldigten, sie bedienten und umschmeichelten, ihre Bedürfnisse erriethen und wetteifernd befriedigten. Die Huldigungen, welche man ihr aufdrang, sobald sie sich öffentlich zeigte oder einen Besuch machte, bewogen sie, sich möglichst zurückziehen; selbst für ihre Freundinnen müsse sie für todt gelten, äußerte sie; aber in ihren Gemächern wußte sie das Frauenscepter mit ebensoviel Anmuth als Würde zu handhaben.

Ludwig's Bedürfniß, dieses Weib seiner Wahl stets in seiner Nähe zu haben, ist fast räthselhaft. Es war ihm, als ob ein wohlthuendes seelisches Fluidum, von ihr ausfließend, seinem Wesen sich mittheile, ihr Blick, der Wohlklang ihrer Stimme schon ihn beruhige und erquicke. Im Jahre 1698 schreibt die schon 63jährige Dame, der König komme täglich dreimal in ihr Gemach; — bald darauf gedenkt sie ihres Zeitmangels, und wie unzugänglich sie sei, denn der König komme fast nicht aus ihrem Zimmer.[2]) Freilich, bemerkt sie, spreche sie kaum mit ihm, denn er sei gerade in die ernstesten politischen Geschäfte vertieft. Seinen Schreibtisch hatte er, zu ihrer nicht geringen Beläſtigung, dicht an ihr Bett gerückt und arbeitete da noch, auch mit seinen Ministern, während

---

[1]) Bei Ranke, Werke XIII, 171, im Jahre 1699.

[2]) Corresp. IV, 253.

sie im Bette liegend zuhörte. Torcy erwähnt einmal, daß sie, während einer Discussion, vom Bette aus ihm zugeredet habe, dem Rathe der Minister zu folgen.[1]) Selbst in ein Kriegslager mußte sie ihm folgen. Da ist es denn nicht anders denkbar, als daß, gleichwie Ludwig vieles von ihr annahm, so auch umgekehrt des Königs Anschauungsweise allmählich in ihre Seele überging. Man wird hier wirklich an den Zauberring der Fastrada erinnert, welcher Karl's des Großen Herz mit Liebeszauber umstrickte, und welcher, von Turpin in den Weiher bei Aachen geworfen, den Kaiser mit magischer Kraft dort festhielt. Man darf sagen, Ludwig bewunderte die Marquise mehr, als er von ihr bewundert wurde. „Sie ist eine Heilige," sagte er, „sie hat alle Vollkommenheiten und mehr Geist als die meisten Männer." War sie bei den Berathungen mit den Ministern zugegen, so fragte er wohl: „Was denkt die Vernunft davon? Was dünkt eurer Solidität?" Sie dagegen meldete ihrem Directeur: ihre Ansichten und Grundsätze seien so verschieden von denen des Königs, daß ihre Stellung dadurch sehr erschwert werde.

Francisca mußte den König nehmen, wie er war; sie konnte nicht hoffen, durfte nicht wagen, ihn von seinem Wahne einer dem Königthum eigenen göttlichen Inspiration abzubringen. Sie hatte doch schon in zwanzigjährigem Umgange auf seinen Geist eingewirkt, als er in der Denkschrift für seinen Enkel, den spanischen König, diesen ermahnte, nur immer selber zu entscheiden, denn die göttliche Erleuchtung sei ihm sicher, falls er nur gute Absichten habe und die Meinung einiger Personen anhöre. Diese Schranke, immer nur auf Befragen ihre Meinung zu äußern, blieb auch für sie gezogen und entsprach wohl auch ihrer eigenen Neigung; aber diese Meinung wurde immer häufiger, auch in Staatsgeschäften, begehrt; der göttlich erleuchtete König entschied und fand dann meistens, daß seine Egeria gerade das gemeint und gerathen habe, was Gottes Wille sei. Darin bestand ihre

[1]) Journal inédit, publ. par Masson. 1884. S. 125.

Allmacht, von der Elisabeth Charlotte, Saint-Simon und die fremden Gesandten so viel zu sagen wissen. Er legte um so größeren Werth auf ihre Meinung, auch in Geschäften, als er überzeugt war, daß er, in seinen täglich stundenlang währenden Unterredungen mit ihr, sie belehrt und in die großen Fragen und Ziele seiner Politik und Verwaltung eingeweiht habe, so wie er ja auch, seiner Ueberzeugung nach, seine Minister herangezogen und durch seinen Unterricht zu brauchbaren Geschäftsmännern gebildet hatte. Er vergab daher seiner Würde nichts, wenn er häufig sie um ihre Ansicht befragte und, auf die Gediegenheit ihres Urtheils vertrauend, — votre solidité pflegte er sie zu nennen — ihr zustimmte.

Freilich vermochte ihr Einfluß an dem Gange der Politik, der fortgesetzten Kriegführung, bis auf den Frieden von Ryswik nichts zu ändern. Wenn sie nach Frieden seufzte, so hieß es, die Feinde wären zu hartnäckig, und die Kriege würden ja zu Nutz und Frommen der katholischen Religion geführt. So glaubten, so versicherten ihre Gewissensräthe. Ihr Beichtvater Gobelin schrieb ihr darüber begeisterte Briefe voll kühner Hoffnungen. Sie aber ließ sich gerne von diesen Wahngebilden bethören; was konnte auch angenehmer und erhebender sein, als das Bewußtsein, dem vornehmsten Glaubenshelden des Zeitalters, dem neuen Ludwig IX., dem erkorenen Streiter für das Wohl und die Ausbreitung der Kirche, als liebende und bewundernde Gattin zur Seite zu stehen! Es machte sie nicht irre, daß dieser Vorkämpfer des Glaubens und der Kirche mit dem Erzfeind der Christenheit im Bunde stand und türkische Verheerungszüge nach den christlichen Ländern des Ostens unterstützte.

Das freilich war selbstverständlich, daß sie in keiner Lage und in keinem Zeitpunkt ihres über dreißig Jahre währenden Einflusses daran denken konnte, an dem schrankenlosen Königthum, wie es die Cardinalsherrschaft in Frankreich erstrebt und verwirklicht, Ludwig noch folgerichtiger ausgebildet hatte, irgendwie zu rütteln. Wohl mochten ihr Zweifel aufsteigen, ob ein derartiges

System christlich genannt werden könne; sie mag auch aus Fénelon's Munde, zur Zeit ihres Verkehrs mit ihm, einzelne Bedenken vernommen haben. Aber die Kirche war es ja, die dieses System geschaffen hatte, deren Bischöfe und Kanzelredner es priesen und bestätigten. Sie wußte, daß der erste Kirchenlehrer des Reiches, Bossuet, erklärt hatte, dieser Zustand der Selbstherrlichkeit und absoluten Machtfülle beruhe auf göttlicher Ordnung und sei die alte, unveränderte Staatsverfassung Frankreichs. So durfte sie das System der willkürlichen Einkerkerungen durch königliche Haftbefehle nicht antasten, aber hie und da, in einzelnen Fällen, gelang es ihr, eine Einkerkerung oder eine Verbannung abzuwenden oder doch abzukürzen. Das heillose System des Aemterverkaufs durfte sie schon der Finanzlage wegen nicht in Frage stellen. Immerhin blieb ihr noch ein weites, umfassendes Gebiet, in welchem sie einzuwirken, Härten zu mildern, eine schonendere Anwendung der Gewaltacte zu erlangen wenigstens versuchen konnte; sie mußte dann freilich nicht selten hören, das sei herkömmlich, so sei es immer gewesen. Da der König ihrem Urtheil über Personen erhebliches Gewicht beilegte und von der Reinheit ihrer Absichten, sowie von ihrer treuen Hingebung an ihn selbst, überzeugt war, so ist mitunter auch ein bedeutendes Amt auf ihre Empfehlung hin besetzt worden, — nicht immer glücklich: ein Beispiel ist der redliche aber unfähige Minister Chamillard. Sie hat es später beklagt, daß ihre Bemühungen, dem Könige die besten Männer nahe zu bringen, wie die Herzoge von Chevreuse und Beauvilliers, einen für die Betheiligten ungünstigen Ausgang genommen hätten. Nicht selten scheiterten ihre Bemühungen an der alten Abneigung des Königs gegen alle, welche durch Geist, Wissenschaft, höhere Bildung oder selbstständige Gesinnung sich hervorthaten und folglich ihn selbst zu verdunkeln oder in seiner Unwissenheit bloßzustellen drohten. Am wenigsten durfte sie wagen, einer zur Leidenschaft gewordenen Liebhaberei des Königs entgegenzutreten: als sie einmal, in der Zeit der großen Finanznoth, gegen die Bauverschwendung in Marly, nachdem Versailles schon an 400 Millionen

gekostet, sich eine Einrede gestattete, erfuhr sie eine unfreundliche Zurückweisung.

Es liegt kein Widerspruch darin, daß eine Frau, welcher man wie einer Königin huldigte, die nur winken durfte, um sofort Gehorsam zu finden, gleichwohl über ihre Sklaverei klagte. Tröstend schrieb ihr der Bischof von Chartres: das sei nun einmal Gottes Wille, daß sie, obgleich freigeboren, Sklavin sein müsse. Es machte sich ganz von selbst, daß Ludwig, gerade weil er sie so hochstellte und ihr so viel zutraute, ihr auch allmählich immer mehr aufbürdete und die ihm unangenehmen Dinge, besonders wenn sie den weiblichen Theil der Königsfamilie betrafen, auf sie übertrug. Sie mußte die Prinzessinnen überwachen, warnen, ihnen Rügen ertheilen, und man sah diese verzogenen, launenhaften Wesen, von denen, wie sie sagt, keine sich zum Guten wandte, nicht selten weinend aus ihrem Zimmer kommen. So völlig war sie dem Dienste des Königs verfallen, daß sie sagen konnte: sie entziehe dem Könige nicht einen Augenblick ihres Lebens, und daß sie niemals vor Nachts 10 Uhr wisse, was sie am folgenden Tage zu verrichten haben werde. Godet empfahl ihr mit besonderem Nachdruck, daß sie den König unterhalten und aufheitern solle, um sich so ein günstiges Gehör für ernstere Dinge zu erwerben. Er schrieb ihr: durch die Freude, die der König so sehr liebe, müsse man ihn vorbereiten für die Wahrheiten, die er nicht liebe.[1]) Das that sie denn auch: sie wurde erfinderisch in stets neuen Formen geselliger Vergnügungen; Concerte, selbst Tanzübungen

---

[1]) Ayez donc une grande confiance; marchez dans la joie du St. Esprit en la répandant sur le Roi: car il a besoin de goûter la douceur et la liberté de la bonne conscience. Il regarde encore trop la vertu et la perfection de son état, par ce qu'il y a de plus austere et de plus rebutant pour la nature: quand il verra la personne, qu'il aime et qu'il estime le plus, dans une joie et une liberté d'esprit continuelle, dans une continuelle innocence et dans un amour ardent des bonnes oeuvres, Dieu lui fera la grace d'aspirer au même bonheur. La femme fidèle sanctifiera l'homme infidèle, dit St. Paul, combien plus le mari chrétien. *Lettres de l'évêque de Chartres.* 1757. p. 173.

fanden in ihren Gemächern statt, während sie, wie sie äußerte, im Herzen tief traurig war über den Gang der Ereignisse und den Zustand des Landes; denn der König, heißt es in einem ihrer Briefe, wolle nur sich belustigen und alles vergessen. Allmählich aber kamen auch Zeiten, wo der blasirte, übersättigte, kränklich gewordene König, verdüstert durch die Unfälle in Staat und Familie, nicht mehr belustigungsfähig war — inamusable, sagt sie, — und ihr doch stetes Zusammensein mit ihm auferlegte. Und wenn nun dieser am meisten bewunderte und meistgefürchtete Monarch seiner Zeit bei ihr sich ausweinte, von ihr Trost und Ermuthigung begehrte, da bedurfte sie ihrer ganzen Seelenstärke, um nicht, unter der Doppellast des eigenen und des fremden Kummers und bei der anhaltenden Anspannung aller Geisteskräfte, zu erliegen.[1]) Sie mußte eine Heldin im Dulden, Tragen und Trösten werden.

Begreiflich sind ihre Briefe voll von Klagen: an dem Platze einer Königin stehend, habe sie nicht so viel Freiheit, wie eine geringe Bürgersfrau; der König, den sie liebe, werde oft ihr schwerstes Kreuz; sie bedürfe in ihrem kränklichen Alter der Ruhe und sei doch zu steter Thätigkeit gezwungen.[2]) Die Sehnsucht nach dem Tode scheint, nach ihren Briefen zu urtheilen, eine ihrer stärksten, stets wiederkehrenden Empfindungen gewesen zu sein.[3]) Durch eine exaltirte, mitunter krampfhafte Ueberspannung und Selbstpeinigung machte sie es sich zum Vorwurf, daß sie noch wünsche geliebt zu werden, und fürchtete sie, daß der König sie allzu sehr

---

[1]) Quand le Roi est revenu de la chasse, il vient chez moi; on ferme la porte et personne n'entre plus. Me voilà donc seule avec lui. Il faut essuyer ses chagrins, s'il en a, ses tristesses, ses vapeurs; il lui prend quelquefois des pleurs dont il n'est pas le maître, ou bien il se trouve incommodé. Il n'a point de conversation. Il vient quelque ministre qui apporte souvent de mauvaises nouvelles; le Roi travaille. Si on veut que je sois en tiers dans ce conseil, on m'appelle; si on ne veut pas de moi, je me retire un peu plus loin, et c'est là où je place quelquefois mes prières de l'après-midi. *Lettres hist. et édif.* II, 163.

[2]) Lettres de Mr. de Chartres. Glasgow, 1756. 180. [3]) Daselbst 74.

liebe und hochschätze.[1]) Wiederum klagte sie, daß sie unter dem Vorwande des Gehorsams — ihr Gewissensrath hatte ihr das auferlegt — sich zu sehr mit ihrer Gesundheit beschäftige, daß sie, erdrückt von der Last ihrer Leiden und ihrer Traurigkeit, sich wie stumpf fühle.[2]) Denn eine so ganz excentrische, man möchte sagen disharmonische Stellung, wie die ihrige, erheischte eine stete Spannung des Geistes und eine Anstrengung der Körperkräfte, welcher sie nicht gewachsen war. Sie klagt, daß das tägliche lange Stehen, bei den vornehmen Besuchen, die sie empfing, ihr fast unerträglich falle; sie hatte fortwährend mit Nervenleiden — vapeurs nannte man damals, was später migraine hieß — zu ringen. Das verschlimmerte sich mit den Jahren. Sie litt fortwährend an Fieberanfällen, welche des Königs Leibarzt Fagon, sonst ihr ergebenster Bewunderer, „phantastische" nannte, weil sie nämlich durch geistige Aufregung und innere Seelenkämpfe erzeugt seien. Schon in ihrem 55. Jahre war sie so leidend, daß sie ihren Tod für ganz nahe hielt. Aber sie glich darin dem König, daß auch bei ihr die Willenskraft über die physische Schwäche und Kränklichkeit siegte. Ihre körperlichen Gebrechen, sagte sie, könnte sie noch ertragen, wenn sie nur ein ihren Jahren angemessenes Leben führen dürfte; aber in stetem Ortswechsel nöthige man sie zu leben, als ob sie zwanzig Jahre alt wäre. Der König, immer nur an sich denkend, hatte kein Auge dafür.

Frau von Maintenon hielt es für ihren Beruf und für eine der vom König ihr auferlegten Pflichten, in der zahlreichen königlichen Familie Friede und Eintracht zu erhalten oder herzustellen. Sie entwickelte dabei jene feinsinnige weibliche Diplomatie, in der sie Meisterin war; denn Niemand hatte das menschliche Herz, voraus das weibliche, in allen seinen Falten und Winkeln sorgfältiger durchforscht, als sie. An Zwistigkeiten aller Art fehlte es in diesem Kreise nicht; fast alle diese Kinder, Neffen und Vettern des Königs waren, nicht ohne Ludwig's Schuld, schlecht erzogen und gaben,

---

[1]) Lettres de Mr. de Chartres. Glasgow, 1756. 73. [2]) Daselbst 194.

der königliche Bruder an der Spitze, das Beispiel arger Ausschweifungen, selbst schimpflicher Laster. Sie hat es geschildert, welche Last es für sie war, diese fürstlichen Personen, die nur aus Langeweile sie besuchten und dann stundenlang blieben, die, blasirt und abgestumpft, an Nichts rechten Antheil nahmen, unterhalten zu sollen.

Da der König ein Wanderleben führte, von einem Lustschlosse zum andern zog, zwischen Versailles, Marly, Clagny, Trianon, Fontainebleau wechselnd, mußte ihn seine Gattin überallhin begleiten und häufig in erst kürzlich vollendeten, ungesunden Räumen wohnen; denn bei den Bauten wurde, wie sie klagt, nicht auf Wohnlichkeit, sondern auf architektonischen Effect gesehen. Die Folge war für sie stets wachsende Kränklichkeit, und es ist zu verwundern, daß sie, ungeachtet ihrer periodischen Fieberleiden, ein so hohes Alter erreichte. „Um der Symmetrie willen müssen wir zu Grunde gehen," schrieb sie einmal, nicht ohne Bitterkeit. Der König liebte sie aufrichtig, aber in seiner egoistischen Rücksichtslosigkeit achtete er nicht auf dergleichen Dinge, und sie scheute sich, ihm durch Klagen lästig zu fallen.

Dazu nun die Sisyphus-Arbeit, den unablässigen Hunger des müßigen Hofes, der Prinzen und Prinzessinnen, nach Vergnügungen und Genüssen befriedigen zu helfen; sie hat es wohl erfahren, daß diese Vergnügungen, je mehr man ihnen nachjagt, desto unaufhaltsamer entfliehen und nur Abstumpfung und Ueberdruß zurücklassen.[1]) Dennoch durfte sie nicht ganz sich ihnen entziehen, mußte selbst dabei mitwirken und, weil der König es wünschte, auf immer neue Erfindungen sinnen.

---

[1]) J'ai passé le temps de Fontainebleau dans une grande solitude, dont je me suis très-bien trouvée: je la veux continuer ici. Je n'ai nulle raison de me montrer, et j'en ai mille pour me cacher: je suis vieille, sourde, souvent triste, malade, ennuyée du monde, connaissant trop les courtisans; je n'ai plus ce qui m'intéressait à tout, qui m'est devenu indifférent, excepté ce qui regarde la personne du Roi et le bien de son état. *Lettres de M^me à la Pr. des Ursins.* 11, 320.

Es war in ihr ein unendlicher Trieb des Helfens und Wohlthuns. In dem Dorf Avon bei Maintenon lehrte sie Bauernknaben den Katechismus, pflegte arme kranke Bäuerinnen. Da sie sich zur Regel gemacht hatte, den König nie um Geld zu bitten, so mußte sie ihre milden Gaben oft beschränken oder, bis sie wieder über eine Summe verfügen konnte, hinausschieben. Da der König den Adel absichtlich in Armuth versetzt hatte, und den an den Hof gezogenen dennoch zu großem Aufwand nöthigte, so mußte er, der durch seine Finanzkünste alles Vermögen des Landes an sich gezogen hatte, die nunmehr zu begehrlichen Höflingen gewordenen Feudalherren mit häufigen Geldgeschenken und Gehaltsverleihungen unterstützen. Die Tagebücher von Dangeau und Sourches verzeichnen derartige Geschenke, oft bis 50 000, ja 100 000 Livres, von Woche zu Woche in Menge. Daß der Frau von Maintenon von Männern und mehr noch von Frauen die Vermittelung und Befürwortung der Gesuche angesonnen wurde, war bei ihrer Stellung und dem Ruf ihrer Allmacht wie selbstverständlich. Indem nun jede derartige Gabe bloßes Gnadengeschenk war, wurde die Weigerung zur Ungnade, also doppelt kränkend. Der König fühlte dieses Mißverhältniß nicht, für seine Gattin aber wurde es peinlich, eine nie versiegende Quelle von Verdruß und Feindschaft. Sie pflegte bei der Auswahl der zu Empfehlenden den Maßstab des sittlichen Verhaltens anzulegen, und da zugleich bei den anhaltenden, stets größeren Aufwand erheischenden Kriegen die zu solchen Gnadengeschenken verfügbaren Summen jährlich abnahmen, so ergab sich eine wachsende Schaar von Unbefriedigten; Unglimpf und Afterrede ergoß sich über die Dame, welcher, meinte man, der König sicher das Begehrte gewährt haben würde, wenn sie nur ernstlich hätte bitten wollen. Wir vernehmen diese Stimmen noch bei Saint-Simon und in den Briefen der Herzogin von Orleans. Sie selber sagte: es sei nichts trauriger, als immer den Personen, denen man doch so gerne dienen möchte, Nein sagen zu müssen; erst im Thal Josaphat werde sie billig beurtheilt werden. An sich selbst und ihre Zukunft dachte sie in Geldsachen so wenig,

daß sie nicht einmal ein Wittwengehalt sich versichern ließ. Noch auf dem Todesbett äußerte Ludwig: was denn aus ihr werden solle? sie habe ja nichts! — Doch sie hatte etwas: sie hatte ein Asyl in Saint-Cyr, und der Gedanke an diese ihr an's Herz gewachsene Schöpfung, die Hoffnung dort ihre Lebenstage beschließen zu können, fern vom Weltgetöse, fern von den Ränken und Lastern eines tief verderbten Hofes, im Kreise ihrer geliebten Töchter, welche, sagte sie, rein und gut wie Engel seien, — das war es, was in den späteren, sorgen- und kummervollen Jahren und bei zunehmender Kränklichkeit sie aufrecht hielt.

Frau von Maintenon wußte wohl, daß Pasquille auf sie, Lügen und Anschwärzungen, Spottverse und dergleichen in Paris und Versailles täglich wie Pilze aus dem Boden wuchsen. Aber sie nahm das Unvermeidliche in ruhiger Ergebung hin; „wir leben hier von Schmähungen," sagte sie einmal,[1]) und wieder: „wir sind es gewöhnt, von Gift zu leben." Wußte sie doch auch, daß es nun einmal ihr unabwendbares Schicksal war, den allgemeinen Haß mitzutragen, welchen das Regierungssystem ihres königlichen Gemahls, seit ihrer Verbindung mit ihm, in steigender Progression auf sich lud; daß das Volk ihre Macht, aber nicht die Grenzen derselben kannte, nicht die Hülf- und Rathlosigkeit, mit welcher sie den großen Staatskrankheiten trauernd gegenüberstand.

Um das Maß ihrer Sorgen und die Bürden ihres Lebens noch zu erhöhen, ließ sich im Jahr 1688 auch noch der vertriebene König Jakob II. von England mit seiner Gemahlin Beatrix in ihrer Nähe nieder; diese, eine geborene Prinzessin von Modena, säumte nicht, sich der Maintenon anzuvertrauen, ihre Vermittelung in allen Angelegenheiten und Bedürfnissen in Anspruch zu nehmen. Beide Frauen wurden, nicht zum Vortheil Frankreichs, bald warme Freundinnen, so daß die Maintenon sagt, sie müsse mitunter zwei Höfe, den englischen und den französischen zusammen, in ihren Gemächern aufnehmen. Beatrix schrieb ihr: „Ich vertraue mich

---

[1]) Nous vivons ici d'injures. *Lettres hist. et édif.* 1856. 11, 211.

Ihnen in allem an." Die Folge war, daß Frau von Maintenon Ludwig überredete, in einem höchst kritischen Zeitpunkt, durch einen Act des Wortbruchs, den Prätendenten, der sich König Jakob III. nannte, als König von England zu begrüßen und anzuerkennen, — eine That, welche sofort die ganze englische Nation zur thätigsten Theilnahme an dem sich vorbereitenden Successionskrieg aufstachelte, und für den französischen König und sein Volk ungemein schädliche Folgen hatte.

Francisca's Frömmigkeit that ihrer gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit keinen Eintrag; in ihren gesunden Tagen ebenso heiter und anmuthig, als gefällig, bescheiden und dienstfertig, war sie in den gewähltesten Kreisen willkommen, bezauberte Frauen wie Männer. Dabei vergab sie sich nichts, verstand es, durch einfache Würde der Haltung jede Zudringlichkeit fern zu halten und sich einen fleckenlosen Ruf zu bewahren. Sie hat später ihren Zöglingen in Saint-Cyr erzählt: was sie vor jeder Schwäche und Verirrung bewahrt habe, sei nicht Frömmigkeit, sondern Ehrgeiz gewesen, — die bis zur Leidenschaft ausgebildete Begierde, von Jedermann hochgeachtet zu werden und in der Meinung der Welt als tadelfrei zu gelten. Nie habe sie Jemanden gefunden, der ihr darin gleichgekommen sei. Dieser Durst nach Anerkennung, Lob und Beifall war und blieb ein unauslöschlicher Grundzug ihres Wesens; sie faßte ihn zusammen in das Wort: sie sei eine „Glorieuse." Gleichwohl hat sie nachher, einen Ehrgeiz dem andern opfernd, sich darein gefunden, vor der Welt eine zweideutige Stellung einzunehmen, und dadurch in weiten Kreisen einem schlimmen Argwohn sich auszusetzen. Es war ein Opfer, welches, wie man ihr sagte, durch eine höhere Pflicht ihr auferlegt wurde, — gewiß ein mit schmerzlichem Widerstreben gebrachtes, aber nie bereutes Opfer.

Frau von Maintenon strebte aber nach einem höheren Grade von Frömmigkeit, als der damals durchschnittliche war. Man unterschied in jenen Tagen Frömmigkeit und Gottergebenheit oder

Devotion. Die große Masse der Frommen begnügte sich mit dem äußeren Gehorsam gegen die Satzungen der Kirche und mit der Beobachtung der herkömmlichen religiösen Observanzen. Die „Devoten" dagegen wollten vollen Ernst mit der Religion machen; sie sollte ihnen Regel und Hauptangelegenheit des ganzen Lebens werden. Einen Beichtvater mußte in Versailles jeder haben, der sich dem König näherte, und von allen, die seine Aufmerksamkeit irgendwie auf sich zogen, wollte Ludwig wissen, wem sie beichteten. Die bloß Frommen pflegten damit öfter zu wechseln, die Devoten aber hielten sich an den einmal gewählten, und hatten neben oder über ihm noch einen „Directeur," welcher, für besonders erfahren in der Kunst der Seelenleitung geltend, allgemeinere Verhaltungsregeln oder ascetische Rathschläge ertheilte, besondere religiöse Uebungen empfahl und leitete, über schwierigere Gewissensfälle gleichsam in zweiter Instanz entschied. Männer hatten nur ausnahmsweise einen Directeur, Frauen aber häufiger, und dann war er gewöhnlich der Mann, dem sie volles Vertrauen, gläubige Hingebung und unbedingten Gehorsam widmeten, — oft allzusehr auf Kosten der dem Gemahl gebührenden Rechte; denn blinde Unterwerfung, Verzicht auf jedes eigene Urtheil galt in diesem Verhältniß als Hauptsache; man hatte Frau von Maintenon belehrt, daß im geistlichen Leben die Tugend des Gehorsams das höchste sei, und daß jedes auch unscheinbare, an sich bedeutungslose Werk, dadurch daß es im Gehorsam geschehe, geheiligt nnd verdienstlich werde.

Die Marquise hatte ihr ganzes Vertrauen den Sulpicianern geschenkt, einem erst seit kurzem gestifteten Priesterbund ohne Ordensgelübde, der sich vorzüglich der Erziehung des Klerus widmete. Diese Männer suchten eine Mittelstellung in den damaligen kirchlichen Kämpfen und Gegensätzen zu behaupten. Sie waren, gleich den Jesuiten, Gegner von allen, die für jansenistisch gesinnt galten, sie drangen auf unbedingte Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl und dessen Decrete, mißbilligten aber die jesuitische Casuistik und Bußpraxis. Daß Frau von Maintenon sich ihnen

ergab, ganz in ihre Richtung einging, so daß sie noch in ihren letzten Jahren sich eine „vollständige Sulpicianerin" nannte,[1]) und nun natürlich auch ihre Beschützerin und Fürsprecherin beim König wurde, das hat für die Geschichte Frankreichs eine weitragende Bedeutung erlangt.

Der Priester Godet des Marais war es, den sie zu ihrem Directeur machte. Er blieb das, auch nachdem er durch sie Bischof von Chartres geworden, dreißig Jahre lang, bis zu seinem Tode im Jahre 1709, und wurde durch dieses Verhältniß, neben oder nach dem königlichen Beichtvater, der einflußreichste Mann in der gallischen Kirche, der mächtigste der französischen Bischöfe, ohne gerade diese Macht zu mißbrauchen. Sie selbst sagte: ohne ihren Directeur würde sie nicht leben können.[2]) Er sollte ihr persönlich gewordenes Gewissen sein und die Last der Verantwortung in ihrer so schwierigen, anfechtungsvollen Stellung mit ihr theilen, ihr genau vorzeichnen, was sie zu thun und zu lassen, wie sie in dieser oder jener Lage sich zu benehmen habe. So lange sie nach eigener Wahl gehandelt, sagt sie, habe sie immerdar gefürchtet, bald zu viel, bald zu wenig oder nicht das Rechte zu thun. Jetzt erst, im Gehorsam gegen ihren Directeur, habe sie den Frieden gefunden. Ihre Schülerin und Freundin, das Fräulein d'Aumale, sagt: es habe sie oft in Erstaunen und Verwirrung gesetzt, daß die Maintenon in ganz einfachen Dingen, bei denen Niemand sich unsicher gefühlt haben würde, erst ihren Directeur befragt habe. Aber es war eben das Verdienst des Gehorsams, was sie dabei suchte. Sie sandte ihm monatlich einen Bericht über ihren Seelenzustand, ihre Versuchungen, ihre geistlichen Leiden und Freuden. Wir kennen diese Berichte (redditions) aus seinen Trost und

[1]) Lettres hist. et édif. I, 350 ff.

[2]) Grâce à Dieu, j'ai un directeur de bon esprit, et qui me décide de gros en gros ce que j'ai à faire, et quand une fois il m'a dit ce que je puis faire en sûreté de conscience, ou ce que je dois éviter, je m'en tiens à sa décision; autrement, je ne vivrais pas, et j'aurais des peines infinies. *Lettres hist. et édif.* II, 276.

Ermuthigung spendenden Erwiderungen. Man sieht, daß sie eine sehr gewissenhafte, schonungslos auf den Grund gehende Selbstprüferin war. Sie empfand die zahlreichen Anforderungen und Schwierigkeiten ihrer Stellung als eine niederdrückende Last; oft ist sie rathlos in dem Gewirre und Gedränge der verschiedenartigsten Geschäfte, in die sie hereingezogen wird, über die man ein Urtheil von ihr begehrt, so fremdartig sie ihr sind. Sie müsse, schrieb Godet ihr, am Hofe das Licht der Welt und das Salz der Erde sein, sie sei die Stütze und der Trost der Kirche; Gott habe das Wohl des Staates, der Kirche, das Seelenheil eines großen Königs in ihre Hand gelegt; sie sei die Zufluchtsstätte, der Schutzengel dieses Monarchen; der König selbst habe ihr die kostbarsten Dinge seines Reiches anvertraut. Er versteigt sich bis zu der Versicherung: ihr Beruf sei es, die Welt zu reformiren. Dazwischen läuft dann stets die Mahnung, daß sie sich im Joch des Gehorsams, vorzüglich gegen das Priesterthum, erhalte und daß sie den Eifer des Königs in Ausrottung des Protestantismus und Jansenismus nicht erkalten lasse. In seinem Eifer, sie aufzurichten, zu trösten, zu ermuthigen, geht er bis an die Grenze der Schmeichelei und überschreitet sie zuweilen, so sehr weiß er ihre Tugenden, die reine Unschuld ihres Lebens und die Gewißheit ihrer künftigen Seligkeit zu betonen. Sie selber hielt ihm klagend vor, daß er durch seine so zuversichtlichen Lobsprüche ihre Eigenliebe nähre. So versicherte er sie auch, Stolz und Eitelkeit habe sie völlig überwunden und abgelegt, während sie allzu gut das Gegentheil wußte. Er legt ihr nahe, daß es seine Direction sei, unter welcher sie es so weit gebracht habe, — man wird an Praxiteles erinnert, der in dem Götterbild, vor dem er zu knieen pflegte, das Werk seiner eigenen Hände anbetete.

Neben Godet besaß, während einiger Jahre, noch großen Einfluß auf die Maintenon ein anderer, ganz zum Directeur, zur Leitung der Menschen durch die Religion, geschaffener Mann. Das war Fénelon, dessen hohe Begabung sie frühe schon erkannt und den sie an den Hof gezogen hatte. Unter ihrer Mitwirkung war

er zum Lehrer des Prinzen und künftigen Thronerben, des Herzogs von Bourgogne, ernannt worden. Gleich Godet gehörte Fénelon der Sulpicianer-Schule an, war jenem nahe befreundet, doch geistig ihm weit überlegen. Die Marquise schloß auch ihm ihr Inneres vollständig auf, sie bat ihn, über ihre Fehler und die rechten Heilmittel gegen dieselben sie aufzuklären. Seine Antwort[1]) gewährt uns Einsicht in die Stellung und Denkweise der drei hier betheiligten Persönlichkeiten. Da er in ihrer Nähe lebte und im längeren Verkehr sie genau kennen gelernt hatte, so ist sein Schreiben zugleich, ihren Anklägern Saint-Simon und der Pfälzerin gegenüber, von entscheidendem Gewicht, obwohl er, verglichen mit dem stets tröstenden und schmeichelnden Godet, streng und ernst mit ihr in's Gericht geht und hohe, selbst allzu hohe Anforderungen an sie stellt. Sie ist zu kalt und trocken gegen die ihr nicht zusagenden Personen, ist noch immer, ohne es zu merken, „gloriös," — allzu empfindlich in allen ihre Glorie berührenden Dingen; sie legt zu hohen Werth auf die Achtung und Billigung der Gutgesinnten und auf das Bewußtsein ihrer eigenen Tugend. Kurz: das Ich ist für sie ein noch unzerbrochenes Idol. Zugleich aber bezeugt er ihr, daß ihre Frömmigkeit lauter sei, daß sie nie an den Lastern der Welt sich betheiligt und die Irrthümer der Welt längst abgeschworen habe, und daß man ihr allgemein eine aufrichtige Liebe zum Guten beimesse und nur ihre unnachsichtige Strenge gegen die Fehltritte der Menschen rüge. Ihr Geist sei der Einsicht in die öffentlichen Angelegenheiten besser fähig, als sie selber meine; sie solle sich zwar nicht in die Staatssachen eindrängen, aber sie studiren, und dann die von der Vorsehung ihr dargebotenen Gelegenheiten des Einwirkens auf den König vorsichtig und maßvoll benützen. Sie soll, sagt er, den König förmlich belagern, denn er wolle es so; sie solle ihn regieren, denn er wolle regiert sein. Zugleich soll sie die tüchtigsten Männer aller Berufsgattungen ausfindig machen und ihnen die Wege zu

---

[1]) Correspondance de Fénelon. 1827. V, 470 ff.

den Aemtern bahnen, soll den König gegen alle schädlichen Einflüsse bewahren und überwachen, soll, wie eine Schildwache in Israel, auf der Lauer stehen, — kurz, mehr leisten, als der erfahrenste Staatsmann vermocht hätte. Zu dieser Bergeslast, die er ihr aufladet, fügt er eine noch schwerere: sie, die mit ihrer angeborenen Lebhaftigkeit und Sensibilität ein so starkes Bedürfniß weiblicher Freundschaft empfand, soll dieser natürlichen Zärtlichkeit und Herzensneigung entsagen, denn das sei alles nur raffinirte Selbstliebe, also teuflisch. Sie soll sich dafür der „reinen Liebe“ (Gottes) ergeben. — Das schrieb er ihr im Jahre 1690. Es war ein Vorgeschmack dessen, was sie sechs Jahre später, als der Hader über diese „reine Liebe“ zwischen Fénelon und Bossuet ausbrach, von ihm zu hören und zu lesen bekam.

Hier müssen wir nun eines anderen, von Fénelon vier Jahre später (1694) verfaßten Schriftstücks gedenken, denn es ertheilt uns zugleich Aufschluß, wie sie im Grunde ihres Herzens über die Regierungsweise des Königs und die Früchte derselben dachte. Es ist der berühmte Brief, welchen Fénelon, seinen Namen verschweigend, im Jahre 1694 an den König schrieb, um diesen wo möglich zur Besinnung, Selbsterkenntniß und Umkehr zu bewegen. [1]) Fénelon sagt ihm darin: seine bisherige Regierung sei nur eine lange Kette von ungerechten, aus Ehrgeiz, Hab- und Ruhmgier geführten Kriegen. Seine Wortbrüchigkeit mache die Kriege endlos, weil die verbündeten Mächte, in der Ueberzeugung, daß Ludwig den Frieden doch sofort wieder brechen werde, lieber mit Verlust

[1]) Ranke (Werke XI, 74) zweifelt an der Echtheit, weil Fénelon nicht hätte von sich sagen können, daß er dem Könige unbekannt sei. Aber er konnte das mit voller Wahrheit sagen, denn der König kannte damals wohl seinen Namen, aber nicht seine Person. Er hat nur eine Audienz beim König gehabt, und diese, von der Maintenon vermittelt, fand erst nach der Zeit dieses Briefes statt. S. hierüber die Zeitschrift: La France catholique. 1825. 11, 194. Wer Fénelon's Briefe und politische Schriften kennt, wird ihn in diesem Briefe leicht und sicher erkennen; auch wird dessen Echtheit in Frankreich allgemein angenommen. Ranke hat das Zeugniß in den Briefen der Frau von Maintenon noch nicht gekannt.

fortkämpften. Frankreich gleiche in seiner völligen Erschöpfung einem großen, trost- und nahrungslosen Hospital; der König sei es, der den Wohlstand der Nation zerstört habe, um an seinem Hofe einen monströsen und unheilbaren Luxus einzuführen, der sich zum Alleinbesitzer alles Reichthums gemacht und sich so mit Schaaren murrender Bettler umgeben habe. Sein Durst nach Glorie verblende ihn, er beachte nicht die starke Abnahme der durch Noth, Hunger und Epidemien verminderten Volkszahl, nicht die beginnenden Volksaufstände. Seine Minister, harte, hochmüthige, unredliche Männer, die ihm nur den täuschenden Schein einer Selbstregierung gelassen, hätten jeden Widerstrebenden gewaltthätig erdrückt. Seine Religion bestehe nur in Furcht und Superstition. Nach einer scharfen Kritik seines Beichtvaters (La Chaise), den er aus einem Ordenspriester zum Staatsminister gemacht, und dem er die Vergebung aller Kirchenpfründen ohne Beirath überlassen habe, werden auch die Marquise von Maintenon und der Herzog von Beauvilliers um ihrer Schwäche und Furchtsamkeit willen getadelt, — denn ihnen, die sein Vertrauen besäßen, hätte es zugestanden, ihm die Augen zu öffnen. Diesen Brief, welchen Fénelon durch einen verschwiegenen Freund, vermuthlich den Herzog von Chevreuse, in des Königs Hände zu spielen wußte, theilte Frau von Maintenon, die ihn vom König empfangen zu haben scheint, dem Erzbischof Noailles mit, indem sie dazu bemerkte: der Brief sei gut geschrieben (elle est bien faite), aber solche Wahrheiten könnten Ludwig nicht bekehren; sie erbitterten oder entmuthigten ihn, und der Brief sei doch zu hart. Sie scheint eine Vermuthung bezüglich des Verfassers gehabt zu haben, denn sie fragt Noailles, ob er nicht den Stil erkenne. Also hart, aber wahr! — ein vielsagendes Bekenntniß aus ihrem Munde, zugleich ein Bekenntniß ihrer Ohnmacht in den wichtigsten Dingen! Es entlastet sie einigermaßen, denn als Gattin mußte sie gehorchen, mußte vieles, was sie mißbilligte, schweigend geschehen lassen. Aber in der Beleuchtung dieses Briefes ermessen wir die Tragweite ihres so oft geäußerten Verlangens nach Flucht und Erlösung, ihrer Sehnsucht

nach dem Tode, trotz der aufrichtigen Liebe, mit der sie ihrem Gemahl ergeben war. Denn kaum konnte doch etwas niederschlagender und trostloser für sie sein, als daß, nach zehn Jahren ihres durch das engste Band gefestigten und legitimirten Einflusses, der Zustand Frankreichs und der Geist der Regierung noch immer in so düsterer Färbung sich dem Beobachter darstellte. Wenn sie, wie wahrscheinlich ist, den Verfasser errieth, so wußte sie damit auch, daß dessen Freunde, zwei von ihr selbst hochgeehrte und in des Königs Nähe gebrachte Männer, die Herzoge von Chevreuse und Beauvilliers, ebenso dachten.

Der Mann, welcher der Frau von Maintenon diese Dinge sagte, durfte aber nicht ihr bleibender Gewissensleiter werden; — er hätte sie zur Verzweiflung getrieben. Sie hat später geäußert, sie erkenne eine gnädige Fügung Gottes darin, daß sie den äußerlich abstoßenden Godet dem glänzenden, bestechenden Fénelon, mit seinem hohen Geistesfluge, vorgezogen, denn dieser würde sie in seine mystischen Irrthümer verstrickt haben. Doch Godet ersetzte das, was ihm äußerlich mangelte, reichlich. Er erschien ihr, und nicht nur ihr, als ein hienieden wandelnder Heiliger, und sie pflegte ihn so zu bezeichnen. Dabei wußte er ihr so viel angenehmes und tröstliches zu sagen, er verbürgte sich für die lautere Echtheit ihrer Frömmigkeit und die Gewißheit ihrer künftigen Seligkeit, er glaubte so fest, daß sie ein von Gott ganz besonders auserwähltes und begnadigtes Werkzeug, ihre Verbindung mit Ludwig ein von Gott gewirktes Wunder sei. Zudem hatte er am Könige so viele treffliche Eigenschaften, so viel Glaubensstärke, Weisheit und Rechtlichkeit entdeckt, — alles Dinge, von denen Fénelon nichts oder das Gegentheil sah. Ihr Herz glaubte ihm so gern, wenn auch ihr Kopf widersprach. Es that ihr wohl, wenn Godet ihr sagte, der König liebe sein Volk, obgleich sie täglich sehen mußte, wie diese Volksliebe, bei stets entgegengesetzten Handlungen, in leeren Wünschen sich verflüchtigte. So blieb sie ihm treu und unterthänig bis zu seinem Tode, hielt fest an seinen Mahnungen und Meinungen, als an unfehlbaren Gesetzen, und

übergab nach seinem Tode (1709) ihr Gewissen den Männern, die er ihr empfohlen, Bissy und La Chetardie. Der erste wurde durch sie Bossuet's Nachfolger in Meaux und Cardinal, den zweiten hätte sie gern, nach La Chaise's Tode, zum Beichtvater des Königs gemacht, aber er lehnte ab und begnügte sich, der ihrige zu sein.

Der Ausbruch des quietistischen Streites führte Frau von Maintenon und Fénelon, obwohl dieser ihr seine Erhebung zum Erzbischof von Cambray verdankte, bis zur völligen Entfremdung und bereitete ihr bitteres Leid, vielleicht das schwerste ihres ganzen Lebens. Ihr Verhalten gegen Fénelon und gegen die phantasiereiche Seherin, Frau von Guyon, unterliegt heute noch vielfachem Tadel.[1]) In Bezug auf Fénelon läßt sich kein Grund zu einem Vorwurf entdecken; vielmehr ist zu sagen, daß sie mit umsichtiger Gewissenhaftigkeit, in reinster Absicht und mit aller möglichen Schonung ihres Freundes verfuhr, und that, was sie konnte, um die schlimmen Folgen der unvorsichtig von ihm veröffentlichten Schrift abzuwenden oder zu mildern. Sie pflog lange Verhandlungen mit Fénelon sowohl als mit Bossuet, sie las die allgemein angefochtene Schrift des ersteren sorgfältig; Fénelon selbst ließ kein Mittel unversucht, sie für seine Lehre zu gewinnen. Vergeblich! Sie fürchtete für Saint-Cyr, wo die von Fénelon in Schutz genommene Frau von Guyon bereits einige Nonnen in ihre quietistische Doctrin eingeweiht hatte.[2]) Sie konnte sich nicht mit

[1]) Neben Sainte-Beuve hat jüngst Guerrier (Mad. Guyon. Paris 1881) das Verhalten der Maintenon, auch wieder mit Benützung der La Beaumelle-schen Fictionen, in ungünstiges Licht gestellt, obgleich er sonst ihren Tugenden gerecht wird.

[2]) La liaison qui est entre M. de Cambrai et madame Guyon est fondée sur la conformité de la doctrine; où peut on voir le danger, étant soutenue d'un homme de telle vertu, d'un tel esprit, et dans un tel poste. Nous l'avons caché tant que nous avons espéré d'y apporter du remède; nous l'avons découvert quand nous avons cru le devoir à l'Église: voilà ce qui dépendait de nous, c'est à Dieu à faire le reste. *Correspond. de M^me de M.* IV, 266.

der Idee einer reinen, völlig ruhenden, auf alle Tugendübung verzichtenden Liebe befreunden, mit einem Zustand, in welchem die Seele, aller unterschiedenen Acte bar oder unbewußt, bloß in der intellectuellen Idee des unendlich vollkommenen, unnennbaren Wesens schwelgt, selbst zeitweise auf die eigene Seligkeit verzichtet. Diese von dem Erzbischof von Cambray den älteren Mystikern entnommenen Lehren und Schilderungen eines Zustandes, den sie nie erlebt, nie an anderen wahrgenommen hatte, erschienen ihr, wie fast allen Personen, mit denen sie verkehrte, anstößig und gefährlich; sie meinte, Gott lasse diesen erhabenen und glänzenden Geist in Irrthümer fallen, um ihn zu demüthigen.

Fénelon bot alles auf, sie auf seine Seite zu ziehen; er stellte ihr in beweglichen, eindringlichen Briefen vor: er habe ja nur die Lehren der von der Kirche heilig gesprochenen Mystiker und Asceten vorgetragen. Er hegte, wie man wohl wahrnimmt, eine hohe Meinung von ihrem Geist und ihrer Frömmigkeit; er meinte, sie sei wohl im Stande, diese dunkeln und durch eigenthümliche Terminologie verhüllten, in metaphysische Feinheiten sich versteigenden Fragen selbstständig zu beurtheilen. Waren doch beide, er und sie, bisher in so innigen Beziehungen zu einander gestanden, daß Elisabeth Charlotte von Orleans sagen konnte, er habe eine Zeit lang mit ihr regiert.[1]) Aber er bemühte sich vergeblich: Godet hatte sich stark und entschieden, trotz der engen Freundschaft, die bisher zwischen ihm und Fénelon bestanden, gegen dessen Buch erklärt; alle anderen der Marquise erreichbaren Autoritäten fällten das gleiche Urtheil. Sie sagt, die, welche am mildesten urtheilten, meinten doch, es wäre besser gewesen, wenn das Buch nie erschienen wäre. Fénelon selbst gab ihr gewissermaßen Recht: — er dürfe sich, schrieb er ihr zuletzt, nicht darüber beklagen, daß sie drei großen Prälaten (Bossuet, Noailles und Godet) mehr geglaubt habe, als ihm allein, und daß ihr die Sicherheit der Kirche theurer gewesen sei, als sein persönliches Ansehen.

---

[1]) Bei Ranke XIII, 159.

Der ganze Jesuiten-Orden, La Chaise an der Spitze, hatte sich, in Paris wie in Rom, auf Fénelon's Seite gestellt; sie sahen in ihm ihren Anwalt und Streitgenossen gegen den Jansenismus, und ihre Mystiker lehrten wie er; aber dießmal siegten bei Ludwig die verbündeten Bischöfe, und La Chaise lenkte noch rechtzeitig ein. Sie sagten dem König, das Buch enthalte Neuerungen, und zwar sehr gefährliche. Dieß genügte bei dem Monarchen, welchen das bloße Wort Neuerung in Schrecken und Entrüstung zu versetzen pflegte. Mit dem Vollgewichte seines Ansehens und seiner Machtmittel drängte er den lange zögernden, nur mit dem größten Widerwillen nachgebenden Papst, eine feierliche Verdammung des Buches auszusprechen. In drohenden, gebieterischen Briefen erklärte er der Curie: nur ein solches Urtheil habe er verlangt, und nur dieß, keineswegs aber eine einfache dogmatische Aufstellung der rechten Lehren, werde er in Frankreich zulassen. So war das Brennus-Schwert in die theologische Wagschale geworfen. Beide Parteien führten den Kampf in Rom, nicht immer mit erlaubten Waffen; trug doch Fénelon kein Bedenken, Bossuet des Jansenismus zu beschuldigen, was dann seine römischen Agenten auch auf Noailles und Godet ausdehnten; auch verfehlte er nicht, im Gegensatze gegen den Verfasser der Declaration von 1682, seine ultramontane Gesinnung und devote Hingebung an die römischen Principien geltend zu machen.

Unter den Personen, die sich in dieser Angelegenheit das königliche Mißfallen zuzogen, befand sich Frau von Maintenon selbst. Ludwig zürnte ihr, daß sie ihm einen Mann, dessen Denkweise ihr schon vor dem Erscheinen seines Buches habe bekannt sein müssen, zum Prinzen-Erzieher und Erzbischof empfohlen habe. Niemals, sagt sie, sei sie einer wirklichen Ungnade so nahe gewesen als damals. Sie ward ernstlich krank vor Schmerz und Sorge, so daß der König endlich an ihrem Bette fragte: ob sie denn wirklich um dieser Sache willen sterben wolle?

Fénelon und seine Gönnerin haben sich nie wieder gesehen, nie mehr Briefe gewechselt. Er unterwarf sich vorbehaltlos, als

Rom seine Schrift, in 23 aus ihr gezogenen Sätzen, verdammt hatte. Aber sie glaubte nicht an die Aufrichtigkeit dieser Unterwerfung; sie wußte zu gut, daß sein System allzu fest mit seiner ganzen Denkweise verwachsen war. Fénelon verhehlte unter Freunden nicht seine Ueberzeugung, daß Wahrheit und Gerechtigkeit vielmehr die Verdammung seines Gegners Bossuet erfordert hätten, der so offen die reine, selbstlose Gottesliebe bekämpft und nur die interessirte, auf der Verheißung und Hoffnung ewiger Seligkeit beruhende Liebe zugelassen habe. „Der Irrende", schrieb er, „hat gesiegt, der Irrthumsfreie ist erdrückt worden." [1]) Er beklagte, daß auf diese Weise, und zwar gerade durch die römische Entscheidung, die Gläubigen irregeführt würden; aber sein Wort war verpfändet, und er scheint geglaubt zu haben, daß in dem Conflict zweier Pflichten, der Pflicht die Wahrheit zu bezeugen, und derjenigen des kirchlichen Gehorsams, dieser letzteren der Vorrang gebühre. Für Frau von Maintenon aber kam noch ein Ereigniß hinzu, welches jede Versöhnung oder nur Annäherung unmöglich machte: das Erscheinen des „Télémaque". Sie sah, wie fast alle Zeitgenossen, in diesem für den Prinzen geschriebenen Roman die Absicht, denselben gegen die Regierungsweise seines Großvaters einzunehmen und diesen vor der Welt im ungünstigsten Lichte, als ehrgeizigen Eroberer und tyrannischen Bedrücker seines Volkes, abzumalen. In ihren Augen war dieß unverzeihlicher Undank und noch schlimmeres.

Wahrscheinlich wäre Frau von Maintenon viel früher ihren Leiden erlegen, wenn sie nicht ihr Saint-Cyr gehabt hätte, diese

---

[1]) Feu M. de Meaux a combattu mon livre par prévention pour une doctrine pernicieuse et insoutenable, qui est celle de dire que la raison d'aimer Dieu ne s'explique que par le seul désir du bonheur. On a toléré et laissé triompher cette indigne doctrine, qui dégrade la charité en la réduisant au seul motif de l'espérance. Celui qui errait a prévalu; celui qui était exempt d'erreur a été écrasé. *Correspondance.* 1827. III, 246.

dicht bei Versailles gelegene Erziehungsanstalt für arme Adelstöchter, welche der König auf ihren Wunsch gegründet und reichlich ausgestattet hatte. Sie empfand dieß als die größte Wohlthat, die er ihr hätte erweisen können. Dort hatte sie ihr Asyl, wohin sie flüchtete, wenn ihr Versailles unerträglich geworden, ihre Geduld erschöpft war. Der König gestattete ihr, daß sie die Stunden, die sie nicht ihm zu widmen hatte, an diesem ihrem Lieblingsorte zubrachte. Es waren die glücklichsten Stunden ihres Lebens. Sie fühlte sich da so recht in ihrem Elemente der pädagogischen Thätigkeit, der von Religion durchdrungenen Erziehung. Dort setzte ihr von Liebe und Geduld geführter Eifer allmählich alles durch, was sie und ihr Gewissensfreund Godet als nothwendig oder wohlthätig erkannten. Sie war es auch, welche die Erzieherinnen der Anstalt, die Damen von Saint-Louis, heranbildete, so daß dieselbe in dem ganzen Jahrhundert ihrer Dauer das Gepräge des Maintenon'schen Geistes unverändert bewahrte.

Doch eine große, ernste Wendung in der Leitung der Anstalt erwies sich schon frühe als nothwendig, und die Marquise vollzog dieselbe nicht ohne bittere Reue und Selbstanklage. Ihr Bedürfniß, dem König angenehme Zerstreuung und Unterhaltung zu verschaffen, hatte sie verleitet, die Racine'schen Dramen durch die Mädchen von Saint-Cyr vor ihm aufführen zu lassen. Die schlimme Wirkung blieb nicht aus. Die Mädchen, in denen alsbald, unter dem reichlich gespendeten Beifall einer so hohen Zuhörerschaft, Stolz, Eitelkeit, Gefallsucht erwachten, wurden sehr weltlich, sehr zerstreut und nachlässig in ihren sonstigen Beschäftigungen. „Sie haben Geist", äußerte die Marquise, „sie bedienen sich desselben gegen uns und sind hochmüthiger, als es Prinzessinnen anstünde." Sofort trachtete sie, stufenweise und ohne jede Härte, das schöngeistige Wesen, welches sich eingeschlichen hatte, wieder auszutreiben; die dramatischen Spiele verschwanden. Die Heilung gelang vollständig, und die Mädchen fühlten sich zufrieden und glücklicher. Das Institut der Lehrerinnen und Erzieherinnen, der Damen von Saint-Louis, wurde, nicht ohne Widerstand, in eine

geistliche Körperschaft mit Gelübden umgewandelt. Auch hierin machte sie Godet's Ansicht zur ihrigen. Sie umfaßte Saint-Cyr mit der energischen Zärtlichkeit einer Frau, die hier den erwünschtesten Spielraum für ihre Begabung und ihre Neigungen gefunden hatte. Saint-Cyr blieb der Trost und die Stütze ihres Lebens; dort athmete sie reinere Luft, dort konnte sie, auf einige Stunden wenigstens, die moralischen Miasmen von Versailles vergessen. Wie ein stärkendes und reinigendes Bad wirkte auf sie die Gesellschaft der Damen von Saint-Louis und der ihnen anvertrauten Mädchenschaar. Dort war sie so ganz, was Schicksalsfügung ihr versagt hatte und wofür sie doch so ausgezeichnet begabt war: zärtliche, fürsorgende Mutter, nichts übersehend, weder an Körper- noch an Seelenpflege, sich hingebend im vertraulichsten Verkehr, in unermüdlicher Geduld, bittend, ermahnend und warnend; wo es Noth that, auch gebietend und durchgreifend; von allen geliebt und verehrt, fast wie ein höheres Wesen, welches verdiene, daß man jedes von seinen Lippen gefallene Wort aufbewahre. Hohe, kühne Hoffnungen knüpfte sie an diese ihre Stiftung; sie sah in derselben eine Pflanzschule, aus welcher ein Segensstrom sich über das Familienleben, zunächst des Adels, allmählich auch der anderen Stände ergießen werde. Und da so viele Zöglinge von Saint-Cyr sich dem Klosterleben ergaben, erwartete sie, daß diese den besseren Lehr- und Erziehungsgeist von Saint-Cyr und dessen Einrichtungen in den mit Mädchenbildung sich beschäftigenden Klöstern verbreiten würden.

Gleichwohl blieb ihr geliebtes, sonst so trostreiches Saint-Cyr eine Sorgenquelle für sie: denn wenn diese Mädchen mit aller Sorgfalt erzogen und nun auszutreten und ein neues Leben zu beginnen reif waren, was sollte aus ihnen werden? Alle waren arm; nur die Minderzahl trat in's Kloster, für die Mehrzahl sollten Männer gefunden werden. „Mir fehlen Schwiegersöhne", äußerte die ihre Zöglinge mit Mutterliebe umfassende Frau; die Ehen sollten doch standesgemäß, die Männer also adelig sein. Aber der Adel war gänzlich verarmt, kannte keinen Beruf, als

Armee, Hofleben und Kirche, übernahm keine Staatsämter und war in der Mehrzahl ganz auf königliche Gnadengaben angewiesen, auf deren Verleihung sie allerdings großen Einfluß hatte, die aber, seit der steigenden Finanznoth, immer spärlicher wurden. Dazu kam, daß jenes häßliche Männerlaster, von dessen weiter Verbreitung sie selbst und alle Zeitgenossen Zeugniß geben, sie abschrecken mußte, ihre Pflegetöchter derartigen Gatten zu überliefern. Es scheint, daß in diesem Punkt ihre Vorstellungen beim König ebenso vergeblich waren, wie die von der Kanzel herab an ihn gerichteten Aufforderungen, dem Unheil zu steuern. Er duldete es halb freiwillig, — aus System, wenn die Angabe seiner Schwägerin richtig ist, halb gezwungen, — denn er hätte mit dem eigenen Bruder den Anfang machen müssen. Immerhin wird die Behauptung der Marquise: nach ihren Erfahrungen sei die weitaus größere Zahl der Ehen unglücklich, für die Klasse, deren Töchter sie erzog, wohl richtig sein; verstieg sich doch eine andere Dame, die ihre Wahrnehmungen an demselben Orte, wie die Maintenon, machte, Elisabeth Charlotte, bis zu der Behauptung: unter tausend Ehen gebe es kaum zwei glückliche. Die Marquise hat denn auch kein Bedenken getragen, den Mädchen in Saint-Cyr ein höchst abschreckendes Bild von den Männern zu entwerfen. Auch im vertrauten brieflichen Verkehr äußert sie sich über die Nichtswürdigkeit der Männer ihrer Umgebung in Ausdrücken, welche erkennen lassen, daß sie und Larochefoucauld, für seine Maximen, am gleichen Orte und an der gleichen Menschengattung ihre Eindrücke empfangen und ihre Beobachtungen gemacht haben.[1])

Ueber die Theilnahme der Marquise an den Staatsgeschäften und ihren Einfluß auf die Vergebung der höchsten Stellen sind

---

[1]) Je serais bien fachée, madame, que vous m'ôtassiez l'estime que j'ai pour le comte de Bergheitz, car je voudrais bien croire qu'il y a un fort honnête homme dans le monde; je comprends pourtant bien qu'il n'y en a point de parfait. *Lettres de Mme de M. et des Ursins.* III, 133. Dieß nur ein Beispiel der Aeußerungen, aus welchen ihr Urtheil über die in ihren Gesichtskreis getretenen Männer ersichtlich ist.

sehr verschiedene Ansichten aufgestellt worden; man hat beides bald unterschätzt, bald wieder zu hoch angeschlagen und zu sehr verallgemeinert. Ihre priesterlichen Rathgeber hatten ihr ein Verhalten vorgezeichnet, welches, in seiner Unbestimmtheit, und indem es theils ermunterte, theils abrieth, sie mit Zweifeln und Bedenken erfüllen mußte. Sie sollte ganz besonders dann, wenn es sich um kirchliche Interessen handle, ihren Einfluß auf den König geltend machen. Aber in so vielen Fällen griffen weltliche Dinge in das religiöse und kirchliche Gebiet hinüber — eine sichere Grenzlinie war hier nicht zu ziehen. Allmählich bildete sich zwischen der Dame und den Ministern ein stillschweigendes Uebereinkommen, kraft dessen diese ihr in kirchlichen Dingen freie Hand ließen, sie dagegen in weltlichen Angelegenheiten sich fernhielt oder den Ministern zustimmte; in gemischten Fragen suchte man sich zu verständigen oder entschied der König.

Es war kein Widerspruch, wenn sie äußerte, sie hasse die Staatsgeschäfte, und doch fort und fort, am meisten seit 1701, sich mit denselben befaßte und auch auf diesem Gebiete den Ruf der Allmacht sich zuzog. Sie haßte diese Geschäfte, weil sie doch das Bewußtsein ihrer ganz unzureichenden Kenntniß hatte; sie mußte so oft erleben, daß das was sie im Einzelnen und Kleinen aufgebaut zu haben wähnte, plötzlich durch einen nicht berechneten Zwischenfall zusammenbrach; wenn sie eingreifen wollte, fühlte sie sich wie umsponnen von den Fäden eines ihr unsichtbaren und doch unzerreißbaren Netzes. Dazu kam, daß sie alsbald mit ihren religiösen Ueberzeugungen in Zwiespalt gerieth, wenn sie irgendwie in ein Verwaltungssystem eingriff, welches so ganz von den fiscalischen Interessen beherrscht wurde, wie dieß damals der Fall war.

Nur zweimal in ihrem Leben begegnete es der Marquise, einer Staatsrathssitzung beizuwohnen. Sie schildert in einem Briefe an den Erzbischof Noailles ihr Erstaunen und zugleich den Schrecken und den Abscheu, welche sie überfielen, als sie hier vernahm, nach welchen Grundsätzen und Zwecken und mit welchen Mitteln das

Regierungsgeschäft betrieben wurde.[1]) Und doch hatte sie damals nur ein Vorspiel jener Gewaltthaten, jener Erpressungsmittel erlebt, welche nachher, während des Successionskrieges, über das unglückliche Volk hereinbrachen und es dicht an den Rand des Ruins und des Bankerottes brachten.

Das erste Ereigniß, welches ihr entschieden in der öffentlichen Meinung schadete, war der Friede von Ryswik, durch welchen im Jahre 1697 der neunjährige Krieg beendet wurde. Ludwig hatte diesen Krieg durch seinen Uebermuth und seine Vergrößerungsgier hervorgerufen, hatte ihn mit riesigen Anstrengungen, bis zur äußersten Erschöpfung seines Volkes und der Hülfsquellen des Landes, geführt, die französischen Heere hatten in den meisten Schlachten gesiegt, und nun gab er fast alle gemachten Eroberungen heraus. Frau von Maintenon hatte noch während des Krieges an ihre Freundin Brinon geschrieben: es sei die Sache Gottes, welche der König vertheidige, — dachte sie dabei wohl auch an die barbarische Kriegführung in der Pfalz und in Piemont? — die Feinde würden daher gewiß besiegt werden. Auch sei der König sicher, daß seine Siege ihm von Gott verliehen seien; dabei sei ihm aber das Elend des Volkes vollständig bekannt.[2]) Und nun diese Demüthigung des stolzesten Monarchen, dieses Zurückgehen bis auf die Grenzen von 1681, mit Ausnahme von Straßburg! Es war die Niederlage und Verdammung der ganzen, seit dem Frieden von Nimwegen betriebenen Politik. Alles staunte, fand die Sache uner-

---

[1]) Quand on est du conseil, Monseigneur, on est mystérieux. Le Roi nous a imposé silence sur ce qui se passa il y a quinze jours. Et, en vérité, c'est un bien pour moi, et encore plus pour eux, que je n'ose dire tout ce que je vis, et tout ce que j'entendis. J'en suis tout affligée, Monseigneur, non-seulement par rapport à l'affaire présente, mais pour toutes celles que ces messieurs auront à traiter. Cet échantillon me fait voir que je mourrais de douleur si j'assistais au conseil. Que les rois sont à plaindre! Que les hommes sont mauvais! Enfin, Monseigneur, si l'on ne prenait patience, en considerant celle de Dieu, on se désespérerait. *Correpond. de M^{me} de M.* IV. 263.

[2]) Mémoires de Languet. 401.

klärbar. In Paris, in Versailles und in ganz Frankreich glaubte man, daß nur der Einfluß der Frau von Maintenon das Räthsel erkläre. In der That verhielt es sich auch so, — insofern als, wie Torcy bemerkt, die äußerste Erschöpfung, in der die Nation sich befand, und die Aussicht auf die sich nähernde Frage der spanischen Erbfolge den Worten der Dame leichteren Eingang beim König verschafften. Immerhin galt sie in Frankreich als die Hauptschuldige; sie klagte von da an, daß sie „von Gift leben müsse, daß sie gehaßt und geschmäht werde," und Godet verhehlte ihr nicht, daß die öffentliche Meinung gegen sie sei.[1])

Mit dem Jahre 1701 trat, wie für ganz Frankreich, so auch für Frau von Maintenon ein bedeutsamer Wendepunkt ein. Es war der Beginn des Successionskrieges, in welchem Frankreich, ohne Bundesgenossen, zwölf Jahre lang den Waffen des halben, gegen Ludwig verbündeten Europa Widerstand leistete. Jetzt mußte sie sich, trotz ihrer Abneigung, in die Staatsgeschäfte mischen. Sie allein besaß eine Uebersicht, welche den Ministern und selbst dem Könige abging. Seitdem die in früherem Uebermuth begangenen Sünden sich so furchtbar zu rächen begannen und nun zahlreiche Niederlagen zu verzeichnen waren, seitdem in der Noth und Gefahr die gehässigsten Maßregeln beschlossen werden mußten, verlor der alternde, kränkliche Monarch das ehemalige Wohlgefallen an den Staatsgeschäften, und fühlte seine Gattin, daß sie, schon um dem König die Last erträglicher zu machen und sein mehr als je dem Staate unentbehrlich gewordenes Leben möglichst zu verlängern, rathend und mitarbeitend ihm zur Seite stehen müsse. Sie vermittelte zwischen ihm und den Ministern, verständigte sich mit diesen, half ihnen den König überreden, unterlag wohl auch mitunter im Kampfe mit ihnen. Man hat sie beschuldigt, sie habe die Minister bewogen, dem Könige wichtige, aber für ihn schmerzliche Ereignisse zu verheimlichen, was dann schlimme Folgen gehabt

---

[1]) Spanheim bezeugt dasselbe in seinem Bericht von 1689. S. Bulletin de l'Institut national Genévois. T. VII, 186.

habe. Hier überwog in ihr das Weib, welchem die Sorge für die Person den Blick für die Politik trübte. Sie las nun die Depeschen der an fremden Höfen weilenden Gesandten, sie berieth mit Chamillard und Torcy, und die kürzlich veröffentlichten Briefe des Marschalls Villars an sie zeigen, daß dieser Feldherr volles Vertrauen in ihre Einsicht setzte und sich ihrer Vermittelung beim Könige bediente. Aus ihrer langen Correspondenz mit ihrer Freundin, der damals Spanien regierenden Fürstin Orsini, erkennen wir, daß auch die spanischen Angelegenheiten sie in Anspruch nahmen. [1])

So durchlebte sie zwölf qualvolle Jahre, in welchen der Wunsch, durch den Tod von dieser kummervollen Bürde und stets sich erneuernden Angst erlöst zu werden, kaum jemals von ihr wich. Bei ihrer Reizbarkeit und Empfänglichkeit für alle schmerzlichen Eindrücke wurden politische und militärische Mißerfolge für sie zu körperlichen Leiden. Sie erwähnt einmal, daß die Nachricht von einem drohenden savoyischen Einbruch in die Dauphiné sie für 24 Stunden krank und bettlägerig gemacht habe. Als ihr gemeldet ward, daß ihre Freundin Brinon sich vor dem Tode fürchte, schrieb sie: „Ist's denn möglich? Mir wäre die Ankündigung des Todes ein entzückendes Begebniß."

---

[1]) J'ai toujours à l'esprit l'Espagne presque perdue, la paix qui s'éloigne de plus en plus, les misères que j'apprends de tous côtés, mille gens qui souffrent sous mes yeux, et que je ne puis soulager; du côté de la piété, tous les excès qui règnent présentement, cette ivrognerie, cette gourmandise, ce luxe excessif etc.; de celui de la religion, le danger visible où je vois qu'elle est. Je ne sais s'il faut porter le Roi à pousser les choses jusqu'à un certain point, ou s'il faut le modérer; car qui sait, si une conduite trop sévère n'aigrira pas les esprits, n'excitera pas une révolte, ne causera point un schisme? D'un autre côté, qui sait, si Dieu s'accommode de cette prudence humaine et de la politique des hommes, quand il s'agit de l'intérêt de l'Église? Tout cela m'agite à un point inconcevable .... en vérité la tête en est quelquefois prête à me tourner; je crois que si on ouvrait mon corps après ma mort, on trouverait mon coeur sec et tors comme celui de M. de Louvois. *Lettres hist. et édif.* II, 277.

Ihr ganzes religiös-patriotisches Bewußtsein war in Verwirrung gerathen durch die Siege der Feinde. Sie konnte sich es nicht erklären, daß Gott die Waffen der ketzerischen Mächte segne, und drei treffliche und eifrig katholische Könige — sie meinte die beiden Bourbons und den englischen Prätendenten — unterliegen lasse. Dazwischen erwacht doch der Gedanke in ihr, daß der König, durch seinen gewaltthätigen Uebermuth, und die Nation, durch ihr Verderbniß, diese göttliche Strafe verschuldet haben möchten. Sie wußte zu gut, wo die Hauptschuldigen zu suchen seien. Sie sah es täglich, wie die Begehrlichkeiten, die Ränke und Gehässigkeiten der Hofwelt zerrüttend in den Gang der Regierung und in die Kriegführung sich einmischten. Sie schrieb dem Erzbischof Noailles: „Fast alle Menschen hier verrathen und verderben ihre Verwandten und Freunde, nur um dem König ein Wort mehr zu sagen und um ihm zu zeigen, daß sie ihm Alles opfern. In diesem fürchterlichen Lande — nämlich am Hof — ist Niemand, der nicht vom allgemeinen Schwindel ergriffen wird; der Hof verwandelt auch die Besten!" Elisabeth Charlotte hat von ihrem Standpunkt aus ganz die gleichen Beobachtungen gemacht und spricht sie fast mit denselben Worten aus.

Als endlich der Utrechter Friede unerwartet günstig für Frankreich zu Stande gekommen war, das Reich unvermindert, die Dynastie auf dem spanischen Throne blieb, — da war auch sie wieder die echte, nach Glorie für den königlichen Gemahl dürstende Französin. Ihr erster Gedanke war nicht an das unsägliche Elend des aus zahllosen Wunden blutenden, kaum dem Ruin entgangenen Volkes, sondern, wie glorreich es für Ludwig sei, daß er aus einem von halb Europa wider ihn geführten Krieg ohne Landverlust hervorgegangen sei. Hätte sie nicht eine Binde vor den Augen gehabt, so müßte eine Ahnung wenigstens in ihr aufgestiegen sein, daß es kein Heilmittel mehr für das angerichtete Unheil gebe, daß die allgemeine Corruption der politischen und sittlichen Kräfte der Nation in nicht allzu ferner Zeit zu einem großen Zusammenbruch und Einsturz des Gebäudes führen müsse!

So schwer es mit ihrem sonst bekannten Charakter vereinbar scheint, kann man doch nicht umhin, eine gewisse Herzensverhärtung und einen, mehr in sie hineingelegten, als aus ihr hervorgewachsenen fanatischen Zug wahrzunehmen. Ihre französischen Beurtheiler meinen wohl dasselbe, wenn sie fast einstimmig von ihrer „Herzenstrockenheit“ (sècheresse) reden. Sie hat kein Wort der Trauer oder des Mitleids für die zweimal verwüstete Pfalz, für das einem Mord- und Brandkriege preisgegebene Piemont. Sie ermuntert ihren Bruder, sich mit den wohlfeil zu erwerbenden Gütern der protestantischen Edelleute in Poitou zu bereichern. Sie berichtet, ganz geschäftsmäßig, dem Cardinal Noailles, es seien wieder mehrere hundert „Fanatiker“ — das heißt, für ihre Gewissensfreiheit kämpfende protestantische Bauern — in den Cevennen erschlagen worden, und man hoffe, nun ganz Languedoc von ihnen zu „purgiren.“ Freilich stritt hier ein Fanatismus gegen den andern, aber diesen zu entzünden hatte sie mitgeholfen.

Doch wir haben hier ihre ganze Stellung zum französischen Protestantismus zu betrachten. Denn daß der Widerruf des Edicts von Nantes und die Unterdrückung der Protestanten ihr vorzüglich zur Last falle, das ist die am häufigsten gegen sie erhobene Anklage. Sie ist theils zu beschränken, theils noch zu verschärfen!

Die protestantische Kirche seines Reiches zu zerstören, das war der ureigenste Gedanke Ludwig's; nur in der Wahl der Mittel zu diesem von Anfang an gesteckten Ziele hat er gewechselt. Es gehörte zur der Glorie, die ihn und seine Regierung umgeben sollte; gelang es, so stand er hoch über seinen Vorgängern, die Anfangs daran gescheitert waren, später nicht mehr den Muth dazu gehabt hatten. Und wie sollte er mit seiner Machtfülle nicht zu Stande bringen, was den österreichischen Habsburgern in ihren Erblanden, scheinbar wenigstens, gelungen war! Zudem fand er es unerträglich, daß ein so beträchtlicher Theil seiner Unterthanen ihn als einen in der wichtigsten Sache Irrenden betrachtete und in den Kriegen mit protestantischen Mächten, die für ihn selbst, für die südlichen und östlichen Mächte und für die Nation als

Religionskriege gelten sollten, den Feinden den Sieg zu wünschen nicht umhin konnte. Schon hatten die zwanzig Jahre hindurch fortgesetzten Gewalt- und Bestechungsmittel sehr viel erreicht, als im Jahre 1685 der Hauptschlag durch die Aufhebung des Edicts von Nantes geführt wurde. Ob die Marquise hiezu gerathen hat, bleibt ungewiß; jedenfalls wagte sie keinen Widerspruch; — sie erzählte in Saint-Cyr: als sie einmal Milderung des Verfahrens empfohlen, habe Ludwig ihr gesagt, es scheine, daß noch einige Anhänglichkeit an ihre Jugendeindrücke in ihr zurückgeblieben sei. In Wirklichkeit dachte sie darüber, mit Jedermann in Frankreich, vor allen der ganze Klerus, wie Ausnahme der Jansenisten: daß nämlich Religionsfreiheit höchst verwerflich, Zwang und Gewalt gegen Andersgläubige höchst löblich, für den Monarchen, als Schutzherrn der Kirche, selbst pflichtgemäß sei. So lehrte Rom, so erscholl es von allen Kanzeln und Lehrstühlen, so las man in den bischöflichen Hirtenbriefen. Hatte doch selbst der dem König so unfreundliche Papst Innocenz XI. diese seine That, als eine höchst preiswürdige und verdienstvolle, mit glänzenden in Rom veranstalteten Festlichkeiten gefeiert. Auch trug es wesentlich zum Haß des Königs und der Maintenon gegen die Jansenisten bei, daß nur sie in den allgemeinen Beifallsjubel nicht einstimmen wollten und an den Zwangsmaßregeln Anstoß nahmen. Hiezu kam, daß Godet in seinem Gutachten den Zwang, wenn auch nicht gerade die Dragonaden, durchaus billigte und sogar darauf drang, daß die Neubekehrten mit Gewalt zur Messe und zu den Sacramenten getrieben werden sollten. Das war doch anderen Bischöfen anstößig: sie meinten, damit mache man sich zahlloser Sacrilegien schuldig, und auch die Maintenon schreckte davor zurück. Aber ihre Denkschrift vom Jahre 1697 [1]) athmet doch eine auffallende Härte. Sie verwirft jede Gestattung auch der beschränktesten Religionsfreiheit; die Reputation des Königs erfordere, daß er keinen Schritt zurückthue; man solle fortfahren, den Eltern ihre

---

[1]) Bei *Lavallée*, Correspondance gén. de M[me] de M. IV, 199 ff.

Kinder wegzunehmen, um sie katholisch erziehen zu lassen. Die Denkschrift verräth, daß sie des Königs Anschauungen in dieser Lebensfrage vollkommen theilte, und mit den Bischöfen, die den König wegen des verhängten Glaubenszwanges hochgepriesen hatten, einverstanden war. Es wäre, sagt sie, gegen des Königs Ruf und Ehre, wenn die Ausgewanderten zurückkehren dürften; die Bekehrten würden neue Hoffnungen schöpfen und sich von der Kirche wieder lossagen; die völlige Ausrottung des Protestantismus müsse durchgeführt werden. Ohne ein Wort der Mißbilligung erwähnt sie den Wortbruch des Königs, welcher in einem zweiten Edict den Protestanten Enthaltung von Zwangsmitteln zugesagt hatte, dann aber gleichwohl die grausamsten Strafen und Mißhandlungen, Confiscation, Dragonaden, Galeeren-Sklaverei, Kerker, Wegnahme der Kinder von ihren Eltern und anderes, erbarmungslos hatte anwenden lassen. Alles, was sie zugesteht, beschränkt sich auf „unmerkliche Milderungen.“ Versammlungen zum Gottesdienst sollen mit den strengsten Strafen belegt werden; da damals Todesstrafe in solchen Fällen schon gebräuchlich war, so zeigt sie sich sogar hiemit einverstanden. Kurz sie war und blieb die würdige Schülerin ihres Directeurs Godet, — bis auf einen Punkt: sie wollte nicht, daß die Hunderttausende, welche man zur Abschwörung ihres Glaubens gezwungen hatte, auch zu Sacrilegien, nämlich zum glaubenslosen Empfang der Sacramente, gezwungen würden. Ihr geistlicher Meister Godet drang darauf, daß dieß geschehe, weil man, meinte er, nicht eine ganz religionslose Bevölkerung dulden und nicht eine Generation von Atheisten heranziehen dürfe; es sei freilich wahr, daß man hiemit die Menschen zu Todsünden, Heuchelei und Entweihung des Heiligsten zwinge; allein die Verantwortung dafür falle nicht auf die den Zwang übenden, sondern auf die ihn erleidenden. Das war doch selbst der sonst blindgläubigen Dame zu stark; sie trat daher auf die Seite derjenigen Prälaten, welche, wie die Cardinäle Noailles und Le Camus und alle Freunde jansenistischer Ansichten, den Zwang zur Beichte und Communion als einen gottlosen Frevel verwarfen. Die Bischöfe, hülf- und rathlos,

befragten sich wechselseitig; keiner wußte aus diesem Labyrinth, in welches die Kirchenhäupter den König, sich und ihren Klerus geführt hatten, einen vernünftigen Ausweg anzugeben. Nach Verlauf mehrerer Jahre meldeten Bischöfe und Intendanten — was indeß dem König meist verschwiegen wurde —: erreicht sei eigentlich nur so viel, daß man die Menschen religionslos gemacht habe, und daß unzählige Sacrilegien begangen würden; die wirkliche Bekehrung müsse erst noch zu Stande gebracht werden. Man wechselte in den Quälereien; einzelne Mittel der Bedrängung, die sich nicht wirksam genug erwiesen hatten, ließ man wieder fallen. Dann wurden wieder die furchtbarsten Strafen angeordnet, um die massenhafte Auswanderung zu verhindern. Die Protestanten wurden behandelt wie ein Kranker, welchen ein unfähiger Wundarzt durch bald rechts, bald links geführte Schnitte und Stiche peinigt und zerfleischt. Es geschah alles, um ihnen den Aufenthalt in Frankreich unerträglich zu machen. Als nun gegen hunderttausend in's Ausland entwichen, und zwar gerade die wohlhabendsten, gewerbfleißigsten Familien, als die dadurch Frankreich zugefügte Einbuße an Geld und Arbeitskräften mit jedem Jahre fühlbarer wurde, — da suchte man durch geheime, Nachsicht und milderes Verfahren anordnende Verfügungen wieder einzulenken und die Vertriebenen zurückzubringen. Das blieb vergeblich. Was aber das Gutachten der Frau von Maintenon betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß es zum Ausbruche des Cevennenkriegs beigetragen hat, welcher gerade in der Zeit des letzten großen Krieges Frankreichs Streitkräfte zertheilte, welcher ihm den Verlust von hunderttausend Menschenleben, sowie die Zerstörung von 500 Ortschaften eintrug, und dem Könige die stärkste Demüthigung, die ihn bis dahin getroffen hatte, zuzog: — die Nothwendigkeit, mit Aufrührern zu unterhandeln und ihnen Zugeständnisse zu machen. Es ist das ein dunkles Blatt in der Geschichte dieser Frau. Hier, wie in anderen Fällen, haben beide, sie und der König, sich wechselseitig erhitzt und bethört. Daher dann die Ungleichheit und Willkür des Verfahrens. Man ließ die härtesten und schädlichsten Verfügungen

unausgeführt, wenn man, gerade mit den auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt, die Lage zu verschlimmern fürchtete; aber sobald man freie Hände zu haben meinte, wurde alles was besonders gehässig in dem Verfahren war, wieder in Kraft gesetzt. Denn der Grundgedanke blieb doch immer, für die Maintenon so gut wie für den König, die Minister und die Bischöfe, — der Protestantismus muß gründlich vertilgt werden.

In den Berichten der königlichen Beamten und selbst der Missionäre, häufig nur darauf berechnet, den im Hochgefühle seiner geistlichen Triumphe schwelgenden König noch tiefer zu verstricken, fanden sich doch auch Züge, die geeignet gewesen wären, den Hof zu ernüchtern. Es wurde bemerkt, daß die Protestanten durchschnittlich sittlicher und darum wohlhabender seien als die Katholiken, — wie dieß bei gedrückten und in der Minderzahl befindlichen Genossenschaften der Fall zu sein pflegt — und man mußte sich sagen, daß man durch den Zwang zur Verläugnung ihres Glaubens zugleich ihre, ganz auf Religion gegründete Moralität zerstöre. Es wurde ferner berichtet, daß die an einen ihnen vollkommen verständlichen und ganz biblischen Gottesdienst von Kindheit an gewöhnten Gemeinden nicht dahin gebracht werden könnten, sich mit einem ihnen unverständlichen und theatralisch vorkommenden Meßritus zu begnügen. Daß man ihnen das Abendmahl unter beiden Gestalten gestatte, wünschte selbst Bossuet; er dachte dabei an Unterhandlungen, welche deshalb mit dem päpstlichen Stuhle geführt werden könnten. Aber Frau von Maintenon war, da sie schon in so frühem Alter übergetreten, allem Verständnisse für die religiösen Anschauungen und Bedürfnisse der Protestanten entfremdet, und dem Könige war schon der Gedanke unerträglich, daß irgend Jemand in Frankreich ein religiöses Vorrecht sogar vor ihm, dem Monarchen, voraus haben solle. Es stand fest, daß auch nicht die geringste Eigenthümlichkeit zugestanden, die Symmetrie des absoluten Zwanges nicht gestört werden dürfe. Darum wurden auch die gleichzeitigen, auf Union gerichteten Vorschläge des Bischofs Spinola und von Leibniz schlechthin abgelehnt. Man hat später,

als der Hader über die Unigenitus-Bulle entbrannt war, bemerkt: das religiöse Frankreich zeichne sich durch die Anomalie aus, daß man denen, welche die Communion begehrten, — den Appellanten — sie verweigere, und denen, welche sie verabscheuten, — den Protestanten — sie aufzwinge. Auch für die Katholiken war das ganze Verfahren in hohem Grade schädlich. Die Volksmassen wurden durch den Anblick so vieler, an wehrlosen und unschuldigen Menschen verübten Gewaltthaten und durch die dabei geleistete Mithülfe verwildert und entsittlicht. Die Gerichtshöfe, welche zu einem so gesetzlosen Verfahren mitwirken mußten, verloren ihr Ansehen. Alles Gerechtigkeitsgefühl mußte erstickt sein, wenn man ruhig mit ansehen konnte, daß in den Jahren 1686 bis 1757 über 7000 Männer zu den Galeeren verurtheilt wurden, bloß weil sie versucht hatten, um des Glaubens willen Frankreich zu verlassen, und daß als Regel vorgeschrieben wurde, protestantische Galeerensklaven sollten, auch wenn ihre Strafzeit abgelaufen, doch nie entlassen werden. Auch der Klerus verlor an seinem Ansehen und seinem Einflusse auf das Volk. Wenn das „Brod der Engel", die heiligste christliche Handlung und die kostbarste Gabe der Kirche, für welche vor allem fester Glaube und sittliche Reinheit unerläßlich sein sollten, täglich an Menschen weggeworfen wurde, welche sie mit innerem Widerwillen, ja mit Abscheu hinnahmen, so konnte dieß nur eine doppelte Wirkung hervorbringen: — einmal Mißachtung der Männer, welche sich als Verwalter des Heiligthums zu einer so unwürdigen Rolle hergaben, und dann wachsende Geringschätzung der so entweihten Gabe. Die Jahre 1685 und 1793 stehen in näherem Causalnexus, als es einem oberflächlichen Betrachter scheinen möchte!

Als ihre oberste Pflicht und heiligste Aufgabe betrachtete die Marquise die Bekehrung des Königs. Darum, glaubte sie, habe Gott alles so wunderbar gefügt und sie an Ludwig's Seite gestellt, damit sie ihn von einem todten, unfruchtbaren Glauben und mechanischen Satzungs- und Ceremoniendienst zu einem

lebendigen, in Gottes- und Nächstenliebe thätigen Glauben emporhebe. Man hat eine von ihr aufgesetzte Gebetsformel: sie erfleht darin, daß Gott das Herz des Königs ihr öffnen möge; Gott möge ihr verleihen, daß sie den König erfreue, tröste, ermuthige, auch, wenn dieß für Gottes Ehre nothwendig, ihn betrübe; daß sie ihm nichts von den Dingen verschweige, die er durch sie erfahren müsse, und die ihm zu sagen Niemand sonst den Muth haben würde.[1])

Sie wollte ein priesterliches Amt am König verwalten, ein besserer Seelenarzt und Gewissensführer für ihn sein, als der, den er sich gewählt und den er, meinte sie, nur aus Gewohnheit und Schonung noch beibehielt; sie wollte eine kleine Hauskirche, mit wechselseitiger Ermunterung und Erbauung, mit ihm führen. Das gelang ihr denn freilich nur für ganz kurze Zeit; Ludwig ward dessen bald überdrüssig und sagte, sich entschuldigend: je ne suis pas un homme de suite — es sei ihm nicht gegeben, in solchen Dingen zu beharren. Sie aber äußerte in bitterem Schmerz: Gott möge sie wohl eines so hohen Glückes nicht würdig erachtet haben. Ihre steten Bemühungen, den König mit christlichem Geist und Leben zu erfüllen, blieben unfruchtbar. Sie selbst gestand und beklagte, daß das Gefühl, welches ihn zu religiösen Handlungen dränge, nur das der Furcht vor der Hölle sei, und alle Zeitgenossen, die ihn näher kannten, bestätigen dieß. Selbst fremden Gesandten, wie Spanheim und Sinzendorf, fiel dieser Zug auf. Als Bossuet einmal gegen Ludwig die Nothwendigkeit der Liebe Gottes zur Erlangung der Sündenvergebung erwähnte, sagte der sechzigjährige Mann, der doch mehr als hundert Mal Beichte abgelegt und Absolution empfangen hatte, — davon habe er nie etwas gehört.

Die Marquise ließ sich durch nichts abschrecken; stets hoffend und nie ermüdend, arbeitete sie an der religiösen Umwandlung des Königs; aber der Stempel, den diesem seine spanische Mutter und seine Beichtväter in früher Jugend aufgedrückt hatten, blieb

---

[1]) Lettres III, 319.

unvertilgbar: — Ludwig beobachtete sorgfältig alle ihm vorgeschriebenen Formalien und Manipulationen, er recitirte Gebetsformeln, beobachtete Fastenzeiten, ging zur Messe, trug Reliquien unter seinen Kleidern, duldete keinen Andersgläubigen in seiner Nähe, zahlte, als guter Rechner, mit seinen Observanzen, seiner Unterdrückung aller Andersgläubigen, seiner Beschirmung der Kirche für seine Sünden — aber was seine Gattin die Heiligung, den evangelischen Geist nannte, das fand keine Stätte in ihm.[1]) Sie brachte es nur zu momentanen flüchtigen Rührungen bei ihm, obwohl sie in den traurigen Zeiten des Successionskrieges oft seine Thränen zu trocknen hatte.

Hier stand ihr ein Mann entgegen, der Pater La Chaise, welcher schon lange vor ihr der erprobte, gefällige, auch in den bedenklichsten Zeiten ausharrende Gewissenslenker des Königs war, und auf dem Grunde fortbaute, den seine Vorgänger, Dinet, Paulin, Ferrier, Annat, in Ludwig's Seele gelegt hatten. Ludwig war dem Orden, in dessen Namen und durch dessen Autorität gedeckt La Chaise sein schwieriges Amt verwaltete, von ganzem Herzen und mit unbedingtem Vertrauen zugethan; er sah in demselben das feste Bollwerk seiner Königsmacht und ein geistliches, die französischen Interessen in Ost und West wie im ganzen Süden verfechtendes Kriegsheer. Dem Beichtvater kamen die Hauptlehren seines Ordens, namentlich die Attritionslehre — daß nämlich die bloße Höllenfurcht, ohne Liebe, zur Absolution und Anwartschaft auf die Seligkeit genüge — und der Probabilismus, das heißt die Kunst, schwere Sünden in leichte, oder in unschuldige Handlungen umzudeuten, bei Ludwig sehr zu Statten. La Chaise war viele Jahre

---

[1]) La religion est peu connue à la cour: on veut l'accommoder à soi, et non pas s'accommoder à elle; ou on veut toutes les pratiques extérieures, mais non pas l'esprit. Le Roi ne manquera pas à une station ni à une abstinence; mais il ne comprendra point qu'il faille s'humilier et prendre l'esprit d'une vraie pénitence, et que nous devrions nous couvrir du sac et de la cendre pour demander la paix. *Correspond. de Mme de M.* IV, 308.

hindurch der mächtigste Mann in der französischen Kirche, da ihm das königliche Patronat, das heißt die Verleihung aller kirchlichen Würden und Pfründen, übertragen war. Dadurch wurde der ganze Adel, dessen jüngere Söhne in der Kirche versorgt werden sollten, ihm und dem Orden dienstpflichtig; die Abhängigkeit der Bischöfe und des Klerus von der Gunst der Gesellschaft ergab sich von selbst. Die Marquise sah nun in dem Pater das vornehmste Hemmniß ihrer auf den König gerichteten Bemühungen. Er habe, sagt sie, mehr Talent für das Böse als für das Gute; er mache das königliche Gewissen zu leicht und bequem; solange er da sei, sei nichts zu hoffen. Ueberdieß habe er, wie dieß allgemein bekannt sei, dem Könige die Ansicht beigebracht, daß die Frommen (les dévots) zu nichts gut seien, und handle selber bei der Vergebung der Bisthümer und Pfründen nach diesem Grundsatz.[1]) Allmählich erstreckte sich die Abneigung und das religiöse Mißtrauen der Marquise auf den ganzen Orden, je deutlicher sie erkannte, daß eben La Chaise nur der echte Sohn und Vertreter desselben sei, und zwar nach manchen Seiten hin in gemilderter Form. Die Bischöfe, welche sie am höchsten achtete und ehrte, Godet, Bossuet, Noailles, bestärkten sie in ihrer Ansicht von der Schädlichkeit des Ordens. In einem Briefe an Noailles erzählt sie, wie der lasterhafte Bruder Ludwig's, in ihrer und des Königs Gegenwart, sich darauf berufen habe, daß seine jesuitischen Beichtväter, auch in einer Zeit, wo er noch viel unsittlicher gewesen als jetzt, doch ihn stets absolvirt und zur Communion getrieben hätten; — da habe sie gesagt, das sei eben die Ursache des allgemeinen Unwillens gegen den Orden, daß dieser den Menschen

[1]) Le père de La Chaise . . . . . a plus de talents pour le mal que pour le bien, et cela vient de ce que les intentions ne sont pas droites; peut-être aussi n'est-ce que faute de lumière. Il fit de grandes doléances au Roi de n'être pas sous les évêques. Il surprend sa bonté par de tels discours; et ma malice répondit en face que, ne pouvant être sous eux, il ne faudrait pas se déclarer leur ennemi. *Correspond. de Mme de M.* IV, 180.

so ohne alle Rücksicht auf ihren moralisch-religiösen Zustand die Sacramente gewähre.[1]) Sie wähnte wirklich eine Zeit lang, auf die Bischöfe und die öffentliche Meinung gestützt, den Kampf mit dieser mächtigsten aller Körperschaften, zunächst um die Seele des Königs, aufnehmen zu können; sie brachte es auch dahin, den Einfluß La Chaise's zu vermindern und dem Orden den Zutritt zu ihrem geliebten Saint-Cyr zu verschließen. Was ihr dabei half, das war die allgemeine Mißachtung, in welcher die Jesuiten damals standen, obschon sie in Frankreich viele hervorragende Gelehrte und Kanzelredner besaßen, — eine Mißachtung und ein Haß, welche gerade durch die in den höchsten Kreisen ihnen erwiesene Gunst und Bevorzugung gesteigert wurden. La Chaise selber meldete dem Ordensgeneral Oliva in Rom: die Jesuiten seien jetzt überhaupt, aber ganz besonders in Frankreich, in der Lage der ersten Christen; gleich diesen würden sie als die Urheber alles Unheils betrachtet, obgleich sie doch nur mit der Bekehrung der Ketzer und der Ausbreitung des Glaubens sich befaßten.[2]) Oliva verstand die bedenkliche Tragweite dieser Verachtung, die den Orden vorzüglich wegen des mit dem Beichtstuhl getriebenen Mißbrauchs getroffen hatte, und als einige Bischöfe anfingen, den Jesuiten die Zulassung zu demselben zu erschweren oder zu weigern, richtete er eine Apologie der Gesellschaft an Ludwig: er stellte vor, wie ehrenrührig eine solche Verdächtigung des Ordens, in dem wirksamsten Mittel seiner Thätigkeit, für die Päpste, Kaiser, Könige, zahllosen Fürsten, Prinzen und Hochgestellten sei, welche alle die Führung ihrer Gewissen den Jesuiten anvertrauten; der König möge also seine eigene Ehre und die der anderen an den Anklägern rächen.[3]) — Die Gegner meinten: gerade diese Gunst spreche deutlich genug; man dürfe nur Versailles und andere Höfe näher ansehen.

Inzwischen trat im Jahre 1695 ein Ereigniß ein, an

[1]) Lettres IV, 315.

[2]) *Chantelauze,* Le Père de la Chaise. Paris 1859. S. 84.

[3]) Lettere di G. P. Oliva. Bologna 1704. II, 129.

welches die Marquise die schönsten Hoffnungen knüpfte. Es gelang ihr, einen durch Abkunft und Frömmigkeit ausgezeichneten Mann, den bisherigen Bischof von Chalons, Noailles, als Erzbischof von Paris an die Spitze der französischen Kirche zu bringen. Sie war durch Familienbande — sein Neffe war eben Gemahl ihrer Nichte geworden — mit ihm verknüpft. Sie und er, meinte sie, sollten einander beim König in die Hände arbeiten: sie wolle alles thun, des Königs Vertrauen zu ihm zu wecken und zu nähren; er seinerseits solle im Verkehr mit Ludwig ihren Worten Gewicht verleihen, dadurch, daß er ihren Beruf und ihre Befähigung, über alles mit dem Könige zu reden, betone. Insbesondere sollte er im Kampfe gegen die Jesuiten, zusammen mit dem Bischof von Chartres, ihr Mitstreiter werden. „Die Jesuiten", sagt sie, „erklären uns von allen Seiten den Krieg; wir sind von ihren Spähern umgeben";[1]) sie erwartet nur einen Wink des Erzbischofs, daß der Zeitpunkt gekommen sei, um ernstlich am Fall derselben zu arbeiten,[2]) — so überzeugt war sie von der Verkehrtheit ihrer Grundsätze und der Schädlichkeit ihrer beichtväterlichen Macht. Sie meinte, ihr Bemühen, Ludwig seinem mechanischen Formendienst zu entreißen und zur Selbsterkenntniß zu bringen, werde vergeblich sein, so lange er einen Jesuiten zum Gewissenslenker habe. Aber hier scheiterten alle ihre Bemühungen. Es gelang den Jesuiten bald genug, Noailles selbst als jansenistisch gesinnt zu verdächtigen, und dieser war zudem ein allzu zaghafter und schwankender Charakter, als daß er ein starker Bundesgenosse für sie hätte werden können. Er kämpfte wohl; in jahrelangem Ringen mit dem übermächtigen Orden, hie und da siegend, häufiger unterliegend und nachgebend, suchte er mühsam sich zu behaupten. Lange Zeit standen ihm dabei Bossuet und Frau von Maintenon getreu zur Seite. Aber Bossuet starb im Jahre 1704, und dieselbe Frau, welche in ihren zahlreichen Briefen an den Cardinal

---

[1]) Corresp. de Mme de Maintenon. 1866. IV, 94.

[2]) Ibid. IV, 94, 95 — quand vous voudrez que je travaille à leur ruine.

von Ergebenheit, Gehorsam, Beifall und Bewunderung überströmte, entfremdete sich diesem von da an mehr und mehr. Ihr Directeur, Godet, hatte das Gespenst des Jansenismus in dem von Noailles approbirten Werke Quesnel's verkörpert gesehen, hatte ihr Briefe voll der schwersten Anklagen gegen den die Ketzer beschützenden Cardinal geschrieben. Godet's Autorität überwog auch hier wie immer, und so ward sie die thätige Gehülfin des königlichen Beichtvaters Tellier und setzte es beim Könige durch, daß eine Bulle begehrt wurde, deren erzwungene Durchführung drei Leben, das des Cardinals, das des Königs und das ihrige, mit Gram und Bitterkeit erfüllte. Sie selber beklagte ihr Schicksal, welches sie genöthigt habe, wie mit Fénelon, so auch mit Noailles zu brechen.

Die Versammlung des Klerus, welche im J. 1700 in Saint Germain-en-Laye gehalten wurde, ist ein auch in der Geschichte der Frau von Maintenon denkwürdiges Ereigniß; denn diese Frau allein war es, welche den Bischöfen, an deren Spitze — neben dem nun Cardinal gewordenen Noailles — Bossuet, Godet und Le Tellier von Reims standen, die Freiheit verschaffte, die verdorbene Moral der Jesuiten und ihre Attritionslehre zu verdammen. Bossuet, der mit seiner theologischen Ueberlegenheit die Seele der Versammlung und der Urheber dieser Decrete war, gelang es, den Erfolg des für jene Zeit so kühnen Unternehmens zu sichern, indem er, sechs Wochen in Versailles und Marly weilend, die Marquise fortwährend besuchte und bearbeitete. Ihm galt die jesuitische Lehre von der Entbehrlichkeit der Gottesliebe als die gefährlichste Häresie des Zeitalters, welche an der wachsenden Sittenlosigkeit und Irreligiosität der Menschen wesentlichen Antheil habe; ihrer Bekämpfung wollte er, wie er an Noailles schrieb, zusammen mit diesem, den Rest seines Lebens widmen.[1]) Die Bischöfe hatten aus den moraltheologischen Schriften des Ordens eine Reihe der anstößigsten Sätze ausgehoben, welche sie verdammen wollten, und dießmal waren alle Bemühungen der Väter, den Schlag abzuwenden,

---

[1]) Oeuvres, éd. de Versailles. XXXVIII, 59.

vergeblich. Indeß erlaubte der König, von der Marquise überredet, den Bischöfen die Verurtheilung der den jesuitischen Schriften entnommenen Sätze doch nur unter der Bedingung, daß die Namen der Autoren verschwiegen würden und so die Ehre des Ordens unangetastet bleibe. Die Attritionsfrage scheint Ludwig, bei seiner vollständigen Unwissenheit in religiösen Dingen, nicht verstanden zu haben; sonst würde er sicher nicht gestattet haben, daß eine Doctrin verworfen wurde, auf die gestützt seine Beichtväter ihm fortwährend die Absolution ertheilt hatten.

Wenn die Marquise es zu ihren höchsten und heiligsten Obliegenheiten rechnete, dem König, dessen Macht über die Kirche — nach Fénelon's Bemerkung — die päpstliche überstieg, als Beschirmerin der Kirche, als Organ und Fürsprecherin der Bischöfe, zur Seite zu stehen, so leistete sie damit, was ihre Gewissensräthe von ihr forderten, und was der König selbst ihr bereitwillig einräumte. Sie sagt in einem ihrer Briefe: so oft in den Berathungen mit den Ministern die Rede auf die Bischöfe komme, pflege der König das Wort an sie zu richten. Es gibt in der Geschichte aller Jahrhunderte wohl kein Seitenstück zu der ganz wunderbaren Autorität, welche diese Frau in der Kirche besaß. Reichte sie doch selbst, durch den Nuntius und durch einzelne Cardinäle, bis nach Rom. Die Päpste nahmen ihre Vermittelung in Anspruch, sendeten ihrer geliebten Tochter Briefe mit den stärksten Lobeserhebungen. Clemens XI. pries ihre zahllosen glänzenden Tugenden in Ausdrücken, wie sie sonst nur bei Canonisationen Verstorbener üblich waren. Wohl konnte man sagen: ihr Vorzimmer sei der Concilsaal der gallischen Kirche, — so viele Bischöfe traf man dort. Ihre Rathschläge und Wünsche waren für die Bischöfe Befehle. Selbst Fénelon und Bossuet unterwarfen sich ihrem Willen, oder riefen ihr Urtheil und ihre Hülfe in theologischen Dingen an. Fénelon äußerte im J. 1703,[1]) also wenige Jahre nach dem Abbruch jedes Verkehrs mit ihr: „Wenn nur Pater de la Chaise einen Theil der Bischöfe, Frau von Maintenon den andern bearbeitet, dann wird

[1]) Coresp. II, 508.

alles gut gehen" — es galt nämlich wieder einen gegen den Jansenismus zu führenden Schlag. Sie mußte in der That ein starkes Weib sein, um nicht von diesen bischöflichen Huldigungen, diesen Weihrauchwolken, wie berauscht und übermüthig zu werden. In einem merkwürdigen, stark mit Schmeicheleien gewürzten Briefe versichert der Directeur und Bischof Godet den König: Gott selbst habe ihm diese Frau als die beste, mit der Gabe der Unterscheidung (discernement) ausgestattete Rathgeberin an die Seite gestellt, die ihn nie täuschen werde, außer wenn sie selbst getäuscht sei; sie urtheile stets unfehlbar nach Weisheit und Gerechtigkeit. Man sollte meinen, ein Monarch wie Ludwig, die Incarnation der Selbstherrlichkeit, würde eine derartige Zudringlichkeit ungnädig aufgenommen haben. Aber daß dieß nicht der Fall war, ersehen wir aus einem Berichte Fénelon's an Papst Clemens XI., in welchem es heißt: von allen französischen Bischöfen sei der von Chartres derjenige, welcher nicht nur bei der Maintenon, sondern auch beim Könige im höchsten Ansehen stehe. So geschah denn auch das bisher unerhörte: der Papst, der den König in so sicheren Händen wußte, schicke ihm im strengsten Geheimniß den Entwurf seiner anti-jansenistischen Bulle Vineam Domini zu etwaiger Correctur und vorheriger Billigung. Man stand damals in Rom und Versailles, nach den früheren stürmischen Kämpfen und wechselseitigen Anklagen, in bester Eintracht. Und was dieß, wenn nicht für Frankreich, so doch für die Dynastie werth sei, das sah man schon im Jahre 1700, als König Karl von Spanien den Papst Innocenz XII. über die Succession in der spanischen Monarchie befragte, und ob er für das deutsch-habsburgische oder für das bourbonische Haus sich entscheiden solle. Der Papst, oder vielmehr die von dem sterbenden ernannte Congregation von Cardinälen, erklärte, das beste, was Spanien thun könne, sei, einen französischen Prinzen zum Könige zu ernennen; und in Madrid folgte man dem Rathe[1]) Im Grunde hatte Niemand zu diesem Ergebnisse

---

[1]) Klopp, Der Fall des Hauses Stuart. VIII, 510. Dieß berichtet der kaiserliche Bevollmächtigte Lamberg seinem Hofe.

mehr beigetragen, als Frau von Maintenon; — der Zusammenhang der Dinge war freilich damals für Jedermann unsichtbar. — Für uns wird der Ruhm dieser Dame nur dadurch verdunkelt, daß das nächste Ergebniß ein dreizehnjähriger Krieg war, welchen Frankreich allein gegen überlegene, verbündete Mächte führen mußte.

Die Marquise bemühte sich, den Jesuiten, wo nicht alle, doch einige Ernennungen von Bischöfen zu entwinden, da der Orden dieses Patronat benützte, um die Bischofsstühle mit seinen, ihm unbedingt ergebenen Anhängern zu besetzen. Sie pflegte ihre Bischöfe aus einem damals noch sehr beschränkten Kreise von Männern, den Sulpicianern, auszusuchen, aber ihre Wahlen fanden allgemeine Anerkennung, und sie glaubte sich am Ende ihrer Laufbahn rühmen zu dürfen, daß sie der Kirche keinen einzigen unwürdigen Bischof gegeben habe.

Eine der von ihren sulpicianischen Gewissensleitern ihr auferlegten Aufgaben war, den König, und durch ihn die französische Kirche, zur vollständigen Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl zurückzuführen. Es galt demnach, die berühmte Declaration von 1682 über die Stellung der französischen Kirche zum Papstthum zu entkräften. Diese hatte, im Anschluß an die von den Päpsten selbst bestätigten Decrete der Concilien von Konstanz und Basel, die Theorie einer päpstlichen Unfehlbarkeit in Glaubens- und Moralfragen verworfen und die Gewalt des obersten Bischofs als eine durch die alten Kirchengesetze beschränkte erklärt.

Ludwig selbst befand sich während seiner ganzen Regierung bezüglich seiner Ansicht vom Papstthum im Schwanken, und ließ sich theils von den Umständen, theils durch persönliche Einflüsse bald auf die gallicanische, bald auf die römische Seite drängen. Von absolutistischen Vorstellungen durchtränkt, wie er war, und gewöhnt an den Gedanken, daß die Kirche ein auch mit Körperstrafen vorgehendes Reich des Zwanges und der Gewalt sei, mußte ihm ein schrankenlos herrschender und unfehlbarer Papst sehr annehmbar erscheinen. Aber die beiden Cardinäle, Richelieu in seinem „Testament“ und Mazarin in mündlicher Unterweisung,

hatten ihn gewarnt: er möge der Curie widerstehen, da sie auf jedes Zugeständniß eine neue Forderung baue, und in seinen Memoiren beruft er sich deßfalls auf die eigene Erfahrung. Die Minister, die Parlamente, alle Juristen, die große Mehrzahl der Theologen an den Hochschulen waren gallicanisch gesinnt, verwarfen die päpstliche Unfehlbarkeit, welche, nach Roms eigener Erklärung, mit dem Rechte, die Könige abzusetzen und die Treueide der Völker zu vernichten, unzertrennlich verknüpft sei. Eben diese Thatsache wog, nach Fénelon's Bemerkung, schwer in der Seele des Königs. Allein die Macht der Marquise erprobte sich allmählich auch hier; er ward durch sie dahin gebracht, daß er, nach Daguesseau's Ausdruck, beim bloßen Namen des Papstes zitterte. Zugleich war seine Gattin, von Godet und Fénelon dazu angewiesen, bemüht, ihm seine Minister, welche ihm in kirchlich-staatlichen Fragen auf politische Klugheit gebaute Rathschläge ertheilten, zu verdächtigen. Sie selber berichtet, daß sie diese Kunst nach Kräften an einem der tüchtigsten Staatsmänner Ludwig's, dem Kanzler Pontchartrain, geübt habe; sie brachte es denn auch dahin, daß er in ein Kloster des Oratoriums sich zurückzog. Das wirksamste Mittel war hiebei stets, den Mann für jansenistisch gesinnt auszugeben. Da wo sie nach Godet's Weisungen handelte, war ihr Gewissen nicht ängstlich und meinte sie, den König zu seinem Besten wohl auch täuschen und wichtige Thatsachen ihm verheimlichen zu dürfen.

Es ist nicht gehörig beachtet worden, daß die Declaration der vier gallicanischen Sätze von 1682 eine Folge der gegen den Jansenismus gerichteten jesuitischen Politik war. Kraft der Regale sollten nämlich alle Diöcesen für die Zeit der Erledigung dem königlichen Patronat unterstellt sein und damit dem Verwalter dieses Patronats, dem Beichtvater La Chaise und dem mit ihm enge verbündeten Erzbischof von Paris, de Harlay, Gelegenheit gegeben werden, die erledigten Stellen mit Anhängern des Ordens und seiner Theologie zu besetzen. Der Papst stand selbst in dem begründeten Rufe, jansenistisch und den Jesuiten ungünstig gesinnt zu sein; hatte er doch erklärt, es gebe keine Jansenisten in

Frankreich, und hegte die Absicht, den vornehmsten Theologen und Führer der Jansenisten, den berühmten Arnauld, zum Cardinal zu machen. So nahmen denn die Jesuiten, unter La Chaise's Führung,[1]) den thätigsten Antheil an der Declaration und waren, in grellem Widerspruch mit ihren bisherigen Doctrinen und Bestrebungen, plötzlich ganz gallicanisch, schrieben gegen das Papalsystem und verfaßten in diesem Sinne historische Werke, welche sofort in Rom verdammt wurden.

Mit weiblichem Instinct fand Frau von Maintenon, daß eine Lehre, welche den Theologen, Juristen, Staatsmännern und Historikern so anstößig und unannehmbar schien, ebenso tröstlich als bequem sei; — glaubte sie doch schon an die Unfehlbarkeit ihres Directeur. Sie bot also ihren ganzen Einfluß auf, mahnte und drängte den König, nach Daguesseau's Angabe, Tag für Tag, die Declaration preiszugeben. Sie mußte, nach Godet's Weisung, ihm vorstellen, daß die Jansenisten dieser Sätze sich zum Schutze ihrer Lehre gegen die römischen Censuren bedienten. Der König fand endlich auch, daß die politische Lage, die immer näher rückende Frage der spanischen Erbfolge, eine volle Aussöhnung mit dem Papste rathsam erscheinen ließ.[2]) So kam im Jahr 1693 ein friedliches Abkommen zu Stande, indem der König den obligatorischen Charakter der Declaration, wonach diese zwangsweise gelehrt werden mußte, fallen ließ, und den neuernannten Bischöfen, welche ehedem an der Aufstellung der Sätze Theil genommen, gestattete, eine Unterwerfungs-Erklärung abzugeben, ohne der gallicanischen Lehre selber zu entsagen. Noch im Jahre 1697 ließ Ludwig durch seinen Gesandten, den Cardinal Forbin-Janson, erklären, er dulde nicht, daß die päpstliche Unfehlbarkeit in Frankreich gelehrt werde,[3]) und die Curie mußte sich für jetzt mit so magerem

---

[1]) Zu vergleichen ist, was Fleury in seinen von Emery, Paris 1818, herausgegebenen Opuscules, S. 214, als Augenzeuge berichtet.

[2]) Oeuvres. XIII, 217.

[3]) *Floquet,* Bossuet de 1670—1682, Paris 1864, S. 572, aus den Acten des Pariser Archivs.

Gewinne begnügen, — mußte es schweigend geschehen lassen, daß die gallicanische Lehre mit ihren (theoretischen) Consequenzen in allen theologischen Schulen bis zur Revolution herrschend blieb. In diesem Punkte wirkten die Bischöfe und der Klerus, die Gerichtshöfe und Staatsmänner so einträchtig zusammen und war die öffentliche Meinung so stark, daß selbst die Jesuiten und die Sulpicianer sich ihr fügen und wenigstens jedes Angriffs auf die Lehre sich enthalten mußten. Zu Rom aber betrachtete man, wie der nachmalige Cardinal Polignac im Jahre 1707 berichtete, den französischen Klerus als schlimmer, denn alle deutschen Protestanten.[1]) Aber dort wußte man auch, und die Marquise wußte es gleichfalls, daß man auf einem Umweg erlangen könne, was auf dem geraden Weg nicht zu erreichen war, und daß die Theorie langsam aber sicher durch die Praxis untergraben werden könne. Der Jansenismus bot hiezu für sie, wie für Rom, die erwünschte Gelegenheit.

Schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts mußte man in Frankreich Männer und Frauen, bei welchen ernstere Religiosität und Reinheit des Lebens wahrgenommen wurde und welche sich zu strengeren Moralgrundsätzen bekannten, zu den Jansenisten rechnen. Personen dieser Gesinnung pflegten vom Hofe sich fern zu halten oder waren von den dort zu erlangenden Gnaden und Gunstbezeigungen ausgeschlossen; erst zurückgesetzt, dann verfolgt. Gleichwohl war der Jansenismus in fortwährendem Wachsthum begriffen. Er ergriff alle geistlichen Körperschaften, mit sehr wenigen Ausnahmen, er war ganz überwiegend in der theologischen Literatur; alle Hochschulen, wenn sie nicht den Jesuiten oder, wie in Spanien, der Inquisition unterstanden, waren — mindestens in der Mehrzahl der Theologen — jansenistisch; in Rom selbst war diese Lehre unter den Cardinälen stark vertreten, und häufig gelangten aus römischen

---

[1]) Noorden, Europ. G schichte, III, 134, aus den Acten des Archivs des affaires étrangères.

Kreisen Briefe nach Paris und Löwen, welche zu standhaftem Beharren in der officiell verfehmten Doctrin ermunterten. Die lange Reihe päpstlicher gegen sie erlassener Entscheidungen schien ihre Verbreitung eher zu fördern, als zu hemmen. Derselbe Fénelon, welcher zwanzig Jahre lang seine Briefe mit Klagen und Warnungen wegen des unaufhaltsamen Fortschrittes dieser Ketzerei erfüllte, äußert: sie allein habe der Kirche schon mehr Vorkehrungen, Verwahrungen und verdammende Decrete gekostet, als alle anderen Häresien zusammengenommen. Er erklärt dann allerdings diese erstaunliche Fruchtlosigkeit, indem er, hierin ganz mit den Jansenisten selbst einverstanden, mit großem Nachdruck behauptet: Niemand wisse, — als der Hader und das Verdammen schon sechzig Jahre gewährt hatten — worin denn eigentlich die Irrlehre bestehe, da der römische Hof beharrlich dabei bleibe, keine Definition dessen, was geglaubt werden solle, zu geben, und dieselbe Lehre, die er scheinbar unter einer Form verwerfe, unter anderen, aber gleichbedeutenden Ausdrücken unbeanstandet und in Rom selbst vortragen lasse. Daß in Rom, unter den Augen der Päpste, fortwährend eine den Jansenisten günstige und sich für sie verwendende Partei bestand, zu welcher selbst Cardinäle zählten, war ohnehin öffentliches Geheimniß. So befanden sich die Geister fortwährend in chaotischer Verwirrung. [1])

In der That war die Ueberzeugung in beiden Lagern, dem jansenistischen, wie dem der Gegner, nämlich der Jesuiten und der molinistisch gesinnten Theologen, die gleiche: daß das, was man Jansenismus nannte, auf die Lehre von der Gnade beschränkt, ein wesenloses Gespenst, ein Phantom sei, wie man damals sagte

[1]) Der Erzbischof de Precipiano von Mecheln gehörte zu denen, welche in den Gewaltacten der beiden Könige von Frankreich und Spanien die einzige Rettung der Kirche vor dem mächtig um sich greifenden Jansenismus sahen. Denn von Rom, sagt er in einer Denkschrift, sei nichts zu hoffen, da der Papst (Innocenz XII.) die Congregationen gewähren lasse und in diesen die Freunde und Gönner der Irrlehre vorherrschten. *Gachard*, La Belgique sous Philippe V. Bruxelles 1867, p. 42.

und in unwiderlegt gebliebenen Schriften bewies. Denn was man unter dem einen Namen verdammte, ward unter anderen Namen, als Thomismus, Augustinismus, für vollkommen rechtgläubig erklärt. Die besten Theologen, die einsichtigsten Männer der entgegengesetzten Parteien stimmten darin überein, — Fénelon und selbst die Jesuiten, nicht minder als Arnauld, Nicole und Pascal. Selbst Päpste, wie Innocenz XI. und später Benedict XIV.,[1]) dieser freilich nur im Gespräch, bekannten sich zu der gleichen Ansicht. Die späteren päpstlichen Entscheidungen Benedict's des XIII. und des XIV. ließen vollends keinem Zweifel mehr Raum. Aber allzu mächtige hierarchische Interessen hatten sich an dieses Gespenst geknüpft, vor allem die gebieterische Nothwendigkeit, keinen Schritt rückwärts zu thun, keinen Mißgriff oder Irrthum einzugestehen. Dazu kam die Ueberzeugung der Jesuiten, daß eine so schneidige Angriffswaffe, ein so wirksames Werkzeug kirchlicher Herrschaft, nicht aufgegeben werden dürfe. Hatte es doch dem Orden seit fünfzig Jahren vortreffliche Dienste geleistet, die Kraft so vieler Gegner gebrochen oder sie zum Schweigen genöthigt und die Jesuiten in den Besitz ganzer Hochschulen und anderer Bildungsanstalten gesetzt, sie zu gefürchteten Censoren aller Theologen und besonders aller geistlichen Orden gemacht, welche, nach molinistischer Ansicht, vom Gifte der neuen Ketzerei angesteckt waren. In Rom aber hielt man beharlich fest an dem System, in dieser Materie der Prädestination und Gnade, abweichend vom Brauche der alten Kirche, nicht positiv, sondern negativ zu verfahren, das heißt, nicht eine bejahende, die kirchliche Lehre direct bekennende Glaubensformel aufzustellen, — dieß ward in dem langwierigen Streit immer sorgfältig vermieden — sondern nur gewisse, aus einem Buche ausgezogene Sätze zu verdammen. Gerade dadurch, daß Niemand sicher anzugeben wußte, in welchem Sinne gewisse Sätze, wie die den Büchern von Jansenius oder Quesnel entnommenen, verworfen seien, wurden diese so werthvolles Material; denn alles

---

[1]) Das bezeugt der römische Jesuit Cordara. S. meine Beiträge III, 9.

kam darauf an, daß blinder Gehorsam geleistet und die Unterwerfung nicht etwa von einer vorausgehenden Prüfung abhängig gemacht werde. Der Jesuit d'Aubenton, der als Tellier's Agent die Verdammnng der Quesnel'schen Sätze in Rom betrieb, berichtet wiederholt: dort handle sich alles um die Unfehlbarkeit; diese indirect durchzusetzen, indem der bewaffnete Arm des Königs Bischöfe und Klerus zur prüfungslosen Annahme der päpstlichen Constitution zwinge, sei das einzige Ziel; die Sache selbst, der theologische Gehalt, werde dort weder sonderlich beachtet, noch recht verstanden.

Frau von Maintenon glaubte fest an die verderbliche Ketzerei des Jansenismus; in dieser Frage dachte und handelte sie in völligem Einklange mit den Beichtvätern La Chaise und Tellier; sie bestärkte den König in seinem Wahne und schürte das Feuer der Verfolgungen. Sie wußte wohl, daß die Anklage auf Jansenismus das alltägliche Mittel war, Nebenbuhler zu verdrängen, ernst religiöse Männer von allen Aemtern und Würden in Staat und Kirche auszuschließen. Sie sagt selbst, daß die meisten Männer und Frauen, wenn sie sich ernsthaft bekehrten, sofort als Jansenisten verrufen würden. Gleichwohl las sie dem Könige, einen Abend nach dem anderen, Stellen aus den weggenommenen Papieren des Oratorianers Quesnel vor, damit sein Eifer gegen die still wüthende „Cabale" nicht erkalte. — Damals war eben alles voll von „Cabale" und folglich von Argwohn und Späherwesen; da gab es eine protestantische, eine cartesianische, eine Arnauld'sche und Quesnel'sche, eine jesuitische und sulpicianische Cabale. Ja sie selbst, Frau von Maintenon, hatte ihre eigene Cabale, zusammen mit einigen Bischöfen; sie bediente sich chiffrirter Schrift und empfing Besuche, welche, um den Jesuiten keine beim König gegen sie zu gebrauchende Waffe zu liefern, geheim bleiben mußten.

Zum Brandopfer hatte man dießmal eine sehr verbreitetes und beliebtes Erbauungsbuch von Quesnel: „Betrachtungen über das neue Testament," ausgewählt — ein Buch, welches der Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles, approbirt, welches der erste Theologe

unter den französischen Bischöfen, Bossuet, in einer eigenen Schrift noch kurz vor seinem Tode empfohlen und vertheidigt hatte. Der Bischof von Chartres dagegen, das Orakel der Marquise, hielt es für durchweg ketzerisch und höchst verführerisch, und starb, nach ihrer Behauptung, vor Kummer darüber, daß seine bischöflichen Freunde es nicht verdammen wollten. Der Beichtvater und die Marquise überredeten nun den König, der Jansenismus greife so stark um sich, daß eine neue päpstliche Verdammungsbulle schlechthin Bedürfniß sei. Ludwig begehrte eine solche dringend von Papst Clemens XI., dieser aber willigte erst ein, als ihm der König versprochen hatte, daß er von Klerus und Laien die unbedingte Unterwerfung unter die Bulle mit allen Mitteln und Waffen der Königsgewalt erzwingen werde. Damit wäre dem gallicanischen System ein tödtlicher Schlag bereitet worden, denn dieses beruhte auf der Annahme eines Rechtes der Bischöfe, bei dogmatischen Entscheidungen mitzuprüfen und mitzuurtheilen. Nun wurde in Rom die Bulle, welche 101 dem Buche Quesnel's entnommene Sätze verdammte, absichtlich so eingerichtet, daß sie eine Fülle von Dunkelheiten und Ungewißheiten mit sich brachte und unabsehbare Streitfragen erregen mußte. So ward ein Brand in der französischen Kirche entzündet, der nicht mehr zu löschen war, weit über Ludwig's Lebenszeit hinaus ihre besten Kräfte verzehrte, und die Revolution mit ihren Ruinen vorbereiten und herbeiführen half.

Frau von Maintenon hatte die Ankunft der Bulle mit einem Triumphgefühl begrüßt; war doch endlich geschehen, was ihr „heiliger Bischof" — so pflegte sie den im Jahr 1707 verstorbenen Godet zn nennen — so sehr begehrt hatte. Aber nun sah sie mit Staunen und Schrecken, daß an der Spitze der Ketzer der Mann stand, welchen gerade sie zum Erzbischof von Paris gemacht, mit welchem sie viele Jahre hindurch zu gemeinschaftlicher Förderung kirchlicher Interessen enge verbündet gewesen, der Mann, welchem sie um jeden Preis das volle Vertrauen des Königs hatte zuwenden wollen, damit er dem jesuitischen Einfluß entgegentrete!

Nun klagte sie: der Erzbischof verkürze das Leben des Königs und erfülle das ihrige mit Bitterkeit. Sie erlebte noch den Umschwung unter der Regentschaft, und hinterließ die Kirche Frankreichs in einer so unheilbaren Verwirrung, daß man sagen muß: ihr Unternehmen habe, weit mehr als der Spott Voltaire's und die Angriffe der Freidenker, dazu beigetragen, die Revolution zu zeitigen und ihr den religionsfeindlichen Charakter aufzuprägen, der heute noch in ungeschwächter, wenn nicht wachsender Kraft fortlebt.

Hier fällt ein starker Schatten auf die Marquise und war ihr Einfluß in hohem Grade schädlich für das Staatswesen — um so schädlicher, als er mit dem erwähnten Charakterzug des Königs, seiner Abneigung gegen geistig hervorragende Personen, zusammentraf. Eingedenk der Mahnungen des Bischofs von Chartres, rechnete sie es zu ihren Pflichten, dafür zu sorgen, daß Staatsämter nur ernstlich frommen Männern übertragen würden, und mehr noch, daß nicht etwa ein des Jansenismus oder der Sympathie für diese Schule verdächtiger zu einer irgendwie bedeutenden Stelle gelange. Hierin war die Trias: König, Gemahlin und Beichtvater, einstimmig und wachsam. Man duldete zur Noth ein paar Poeten dieser Richtung, wie Racine und Boileau, aber wenn man einen Mann am Hofe verderben wollte, genügte es, wie der Marschal d'Harcourt sagt, ihn für einen Jansenisten auszugeben. Die Folge war, daß, erstens, viele unberufene Streber, unter der Larve dogmatischen Eifers gegen die am Hofe in Bann gethane Lehre, sich Aemter und Pfründen erheuchelten, und daß, zweitens, die besten und tüchtigsten Männer, wenn sie der augustinischen oder jansenistischen Denkweise zugethan waren, ausgeschlossen wurden. Verdächtig war man schon, wenn man einen Beichtvater hatte, welcher einer für angesteckt geltenden Körperschaft angehörte. Nun galten aber im Hofkreise nur zwei Vereine für ganz rechtgläubig: die Jesuiten und die damals noch wenig zahlreichen Sulpicianer. In alle anderen Orden war, nach Fénelon's und Anderer Versicherung, das Gift eingedrungen. Desgleichen hatten, wie versichert

wird, alle Weltgeistlichen, die an der Sorbonne studirt, dort die verpönten Meinungen eingesogen. Eine fortwährend steigende Sintfluth der Ketzerei war seit fünfzig Jahren über Frankreich hereingebrochen, und diese Ketzerei war, nach der Meinung der von den Sulpicianern belehrten Maintenon, die gefährlichste, welche je in der Kirche entstanden! So trug die Marquise das ihrige reichlich dazu bei, den König, der ohnehin, sobald es sich um religiöse Dinge handelte, zu Gewaltthaten und Verfolgungen sehr geneigt war, noch mehr zu erbittern und mit Argwohn zu erfüllen, die Haftbriefe, Absetzungen, Verbannungen zu mehren.

Es ist im Grunde ein hochtragisches Geschick, welches im Leben dieser Frau vor uns liegt. Ihre liebsten und besten Hoffnungen und Pläne sind theils schon vor, theils nach ihrem Tode gescheitert. Sie mußte erleben, daß der König, ihr Gemahl, der dreißig Jahre lang das Idol Frankreichs gewesen, zuletzt mit allgemeinem Haß beladen in's Grab stieg, und daß sein Tod im Lande als eine Erlösung empfunden wurde. Indem sie den König um einige Jahre überlebte, sah sie noch, von ihrem Asyl Saint-Cyr aus, wie die Regentschaft nach fast allen Richtungen hin das Gegentheil von dem that und erstrebte, was Ludwig, und sie mit ihm, gewollt hatte. Die Sorge für die Familie der Prinzen und deren Eintracht hatte ihr Jahrzehnte lang so viele Zeit und Mühe gekostet, und nun waren die meisten in der Blüthe der Jahre weggerafft, die noch lebenden unter sich zerfallen! Ihr Liebling, der Herzog Du Maine, welchem sie zuletzt noch den Hauptantheil an den Staatsgeschäften zuzuwenden versucht hatte, war ausgeschlossen, zur Unthätigkeit verurtheilt, und hatte die Hoffnungen glänzender Begabung, die er als Knabe erregt, als Mann nicht erfüllt. Seine Einkerkerung wegen Hochverraths beschleunigte, wie Elisabeth Charlotte behauptet, ihren Tod. Mit gewissenhafter Sorgfalt und mütterlicher Zärtlichkeit hatte die Marquise die Erziehung der mit elf Jahren, als Braut des Dauphin, an den Hof gekommenen savoyischen Prinzessin geleitet, sie hoffte in ihr

Frankreich eine würdige Königin zu hinterlassen; aber schon im Jahre 1712 wurde dieselbe ihr und der Nation entrissen. Der Herzog von Bourgogne, Fénelon's Zögling, war in ihren Augen, wie in denen der Nation, der Auserwählte, von dem erwartet wurde, daß er die Fehler und Verirrungen der großväterlichen Regierung sühnen und heilen werde; er folgte binnen sechs Tagen seiner Gemahlin ins Grab. Ihre Zuneigung war so oft getäuscht, so viele Freundschaftsbande, die sie geknüpft hatte, waren zerrissen worden, daß sie sterbend zu ihrer echtesten Schülerin und Freundin, der Glapion, sagen konnte: diese sei die einzige, die ihr ganz treu geblieben sei und keine Enttäuschung bereitet habe.

Ihre Jahre lang fortgesetzten Bemühungen, in der Seele ihres Gemahls eine reinere und wahrhaftere Religiosität zu erwecken, waren vergeblich. Ludwig blieb so, wie ihn der Orden, dem er als Knabe überliefert worden, gemacht hatte. Da aber alle von der Marquise verehrten Autoritäten, Päpste, Bischöfe, Prediger, selbst ihr Orakel Godet, einstimmig Ludwig's Frömmigkeit und Glaubensstärke priesen, stimmte auch sie ihre früheren höheren Anforderungen herab, und meinte beim Ausbruch des großen Krieges im Jahr 1701: sicher werde die Vorsehung dem gottergebenen, rechtgläubigen Könige Sieg verleihen über die ketzerischen oder mit Ketzern verbündeten Feinde. Als das Gegentheil eintrat und wuchtige Hammerschläge Jahre lang zermalmend auf Ludwig's Heere herabfielen, da wurde sie, wie schon erwähnt, nahezu irre an der göttlichen Leitung des Weltlaufs; es schien ihr unbegreiflich, daß ihr frommer Gemahl den ketzerischen Mächten unterliegen solle. Allmählich beruhigte sie sich in dem Gedanken, daß die Niederlagen und das allgemeine Elend verdiente Strafen für die Laster der Nation und die Sünden des Königs seien, wie denn Ludwig selber weinend gestand, daß er sein Unglück verdient habe und die strafende Hand Gottes darin sehe. Das freilich konnte sie noch nicht erkennen, daß gerade sie mit ihren unheilvollen Rathschlägen — der Anerkennung Jakob's III., der Verfolgung der Protestanten — am wirksamsten dazu beigetragen

hatte, die Suprematie Englands und den Aufschwung der protestantischen Mächte vorzubereiten.

Der Einsicht, welche Fénelon aussprach: „der Despotismus ist die Quelle aller unserer Uebel", konnte die Marquise, welche, in die Geschäfte eingeweiht, Ursache und Wirkung täglich mit Händen griff, sich sicherlich nicht verschließen. Gleichwohl war sie es, welche diesen Despotismus noch steigerte, indem sie das Verfolgungssystem ihres Gemahls guthieß und im Interesse der Godetschen Orthodoxie Sorge trug, daß es an Opfern nicht fehlte, daß die Gewaltthaten sich häuften und die Gefängnisse sich mit Priestern füllten. Sie bedachte nicht, daß solche tyrannische Willkür, wie ein Gift, auch in die übrigen Gebiete der Staatsverwaltung immer mehr eindringen müsse.

Sie hatte sich überzeugen lassen, daß sie, indem sie sich in die kirchlichen Angelegenheiten mische, eine ihr von oben gegebene Mission erfülle. Doch scheint sie über ihr Gebahren auf diesem Gebiete später Anwandlungen von Reue empfunden zu haben, denn sie schrieb ihrer Freundin Orsini: sie habe sich nur allzusehr in die Ernennung der Bischöfe gemischt. Was sie hier mit der einen Hand aufbaute, zerstörte sie mit der anderen. Gerade das Lieblingswerk ihrer Hände, die Unigenitus-Bulle, wurde das Mittel, die Bischöfe zu gefügigen Werkzeugen des Ordens herabzudrücken und sie in ihrer Zwietracht und ihren wechselseitigen Anklagen und Anathemen der allgemeinen Mißachtung preiszugeben. In den ersten Jahren ihres Waltens stand die französische Kirche noch in theologischer Blüthe; sie besaß, nach Bossuet's Zeugniß, mehr gelehrte Theologen, als alle übrigen Länder zusammen. Aber um das Jahr 1715 hatten Ludwig, sein Beichtvater und seine Gattin den Verfall schon eingeleitet; die Geschöpfe der Maintenon, ihre Cardinäle Rohan und Bissy, und deren Nachfolger, Dubois und Fleury, wirkten, im Bunde mit den Sulpicianern und den Jesuiten, in gleicher Richtung fort; bis zur Mitte des Jahrhunderts hatte man es so weit gebracht, daß die Sorbonne nur noch ein Schatten war, und daß der französische Klerus in dem ihm nunmehr auf-

erlegten Kampfe mit den schaarenweise sich erhebenden Gegnern des Christenthums ein klägliches Bild wissenschaftlicher Impotenz darbot.

In den Aufzeichnungen über die Gespräche der Marquise mit den Damen von Saint-Cyr nehmen sich ganze Seiten wie Umschreibungen der Worte aus, welche der Dichter des Faust seinem Gretchen in den Mund legt:

„Doch Alles, was dazu mich trieb,
Gott, war so gut, ach war so lieb."

Noch am Ende ihrer Laufbahn, einige Wochen vor des Königs Tod, schrieb sie an ihren geistlichen Vertrauensmann: „Ich habe mit guten Absichten so viele Fehler begangen, daß ich mich in nichts mehr zu mischen wage"; [1]) — und unmittelbar darauf beredet sie den König, ein Testament zu machen, welches über die Thronfolge verfügte, und setzt es auf, zusammen mit dem Kanzler Voisin, den sie aus einem Verwalter von Saint-Cyr zu so hoher Würde hatte aufsteigen lassen. Dieses Testament gab, dem Titel nach, dem Herzog von Orleans die Regentschaft, machte ihn aber in Wirklichkeit zu einem Strohmann, und verfügte, durch ein gegen die Grundgesetze des Reiches gerichtetes Attentat, über die Thronfolge, indem es bestimmte, daß die Bastarde von der Montespan, welche Ludwig schon früher legitimirt und in die Reihe der Prinzen von Geblüt eingeschoben hatte, auch thronfähig sein sollten. Bekanntlich wurde das Testament sofort nach des Königs Tod umgestoßen und ihrem Liebling, dem Träger ihrer Hoffnungen, aller Einfluß auf die Regierung entzogen.

Zum Schlusse sei mir gestattet, die wunderbare Französin mit einer deutschen Frau, keiner geringeren als der Kaiserin Maria Theresia, zu vergleichen. Beide waren Zierden ihres Geschlechtes, beide verbanden mit einem männlichen Geiste, hohem Verstand und Einsicht, alle weiblichen Tugenden; aber die eine herrschte, befahl

---

[1]) Correspondant. 1859. XII, 685.

aus eigener, angeborener Machtvollkommenheit, die andere verborgen unter fremdem Namen, weshalb der Herzog von Villeroi sie den Maulwurf nannte; meist auf Umwegen und unter Verhüllungen mußte sie zu ihrem Ziele gelangen, mußte flehen, überreden, vermitteln, wo ein Wort der Kaiserin genügte, um allenthalben Gehorsam zu finden. Beide gaben sich voll und entschieden hin, Maria Theresia an ihren Staat, Frau von Maintenon an den Herrn und Gemahl, der mit Fug sagen konnte: „Ich bin der Staat". Beide billigten oder übten, allzu willig den Eingebungen verblendeter Männer Gehör gebend, religiösen Druck und Verfolgung. Beide waren fromm und eifrig im Sinn und im Dienst ihrer Kirche; aber die Französin wußte hier nur, des eigenen Urtheils sich enthaltend, den Leitern ihres Gewissens unbedingt zu folgen, während die deutsche Fürstin in Staatssachen ihrem Beichtvater keinen Einfluß gestattete und selbst in kirchlichen Dingen oft anderen Rathschlägen folgte. Beide waren überzeugt, eine Sendung zu haben und Werkzeuge in Gottes Hand zu sein; aber dieser Glaube wirkte bei ihnen in verschiedener Weise. Für die lebhafte, fein und tief empfindende Maintenon war jeder Mißerfolg, jede für sie nicht lösbare Verwicklung eine Quelle von peinigenden Sorgen, häufig sogar von körperlichen Leiden. Maria Theresia dagegen wahrte sich, Dank jener Ueberzeugung, wie sie in ihren Aufzeichnungen sagt, in den höchsten Nöthen eine Seelenruhe, als wenn sie die Dinge eigentlich gar nichts angingen. Beide haben viel gelitten dadurch, daß die Personen, die ihnen am nächsten standen, von ganz anderen Anschauungen beherrscht wurden: — der Kaiserin begegnete dieß mit ihrem Sohn und Mitregenten Joseph, der Marquise mit ihrem Gemahl. Beide trugen, wie dieß phantasiereichen und gefühlvollen Frauen zu begegnen pflegt, ihre in Hoffnungen sich verwandelnden Wünsche und ihre persönlichen Sympathien und Abneigungen allzu sehr in die Politik. Beide stifteten dadurch großes Unheil: die Kaiserin, indem sie ihre Tochter in Paris zum Werkzeug österreichischer Hauspolitik machte, die Marquise, indem sie ihren Gemahl im gefährlichsten Momente

zur Anerkennung Jakob's III. und damit zum Friedensbruch verführte. Endlich haben beide Frauen auf die Weltgeschichte eingewirkt, jedoch in sehr ungleicher Weise. Das Andenken der großen Kaiserin wird noch immer von Millionen gesegnet und überstrahlt alle männlichen Träger der beiden habsburgischen Kronen. Das Andenken der Stifterin von Saint-Cyr ist im Volke längst verschollen, wenn auch ihre Briefe in der Literatur stets eine hervorragende Stelle — neben denen ihrer Freundin Sévigné — einnehmen werden. Von Geschichtskennern wird sie bald gepriesen, bald gescholten. Die verhängnißvollen Wirkungen ihrer Thaten erstrecken sich bis heute und werden auch noch in der Zukunft empfunden werden; nur daß die fortlaufende Kette von Ursache und Wirkung, soweit Frau von Maintenon ein Glied in derselben bildet, meist nicht erkannt wird. Aber die Anerkennung dürfen wir ihr nicht versagen, daß sie zwar viel geirrt, viel geschadet, aber auch viel, unendlich viel Gutes gewirkt, zahllose Wohlthaten in reinster Absicht gespendet hat. Sie hat sich selbst schwere Lasten auferlegt, um anderen das Leben erträglicher, schöner zu gestalten. Ihre besten Thaten stammten aus ihr selbst, ihre schlimmsten Irrthümer entsprangen allzu großem Vertrauen auf fremde Ueberlegenheit. Die Regel, die sie ihren Zöglingen gab, streng gegen sich, zärtlich und nachsichtig gegen andere zu sein, hat sie stets selber beobachtet. Die Geschichte Frankreichs wird kaum eine andere Frau aufweisen können, welche in Reichthum und Mannigfaltigkeit der Gaben und Tugenden sie übertroffen hätte.

Personen-Register.

(Die Ziffern bedeuten die Seiten.)